

Angela Wernberger

Einelternfamilien im ländlichen Raum.

Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die Praxis einer Lebensform

2014

Fach Soziologie

Dissertationsthema

Einelternfamilien im ländlichen Raum. Eine sozialisationstheoretische  
Perspektive auf die Praxis einer Lebensform

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

im Fachbereich Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaft  
der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster

Vorgelegt von

*Angela Wernberger*

*Rosenheim*

*2014*

Dekanin/ Dekan

Prof. Dr. Volker Gehrau

Vorsitzende/  
Vorsitzender

Erster Gutachter

Prof. Dr. Matthias Grundmann

Zweiter Gutachter

Prof. Dr. Dieter Hoffmeister

Tag der mündlichen Prüfung  
(Disputation)

30.04.2014

Tag der Promotion

D 6

## Inhalt

|       |  |     |
|-------|--|-----|
| 1     | Zur Einführung.....  | 5   |
| 2     | Thematische Grundlagen – Einelternfamilien.....  | 14  |
| 2.1   | Einelternfamilien im Spiegel der Statistik.....  | 14  |
| 2.2   | Einelternfamilien im familiensoziologischen Diskurs .....  | 28  |
| 3     | Theoretische Rahmung - Sozialisation.....  | 38  |
| 3.1   | Der Mensch als soziales Wesen –humanspezifische Voraussetzungen von Sozialisation....                      | 41  |
| 3.2   | Handlungstheoretische und praxeologische Verankerung von Sozialisation.....                                | 46  |
| 3.3   | Theoretische Heuristik: Allgemeine Theorie der Sozialisation.....  | 55  |
| 3.3.1 | Sozialisation als soziale Praxis.....  | 56  |
| 3.3.2 | Sozialisation als Handlungsbefähigung.....   | 67  |
| 3.4   | Forschungsleitende Heuristik: Die familiale Praxis „Einelternfamilie“ als Sozialisationszusammenhang ..... | 73  |
| 4     | Konzeption der Gesamtstudie: „Die Lebensform „Einelternfamilie“ als sozialisatorische Praxis“              |     |
|       | 78   |     |
| 4.1   | Methodologische Grundannahmen – zwei Analyseeinstellungen rekonstruktiver Sozialforschung .....            | 78  |
| 4.2   | Möglichkeiten und Begründungszusammenhang des sekundäranalytischen Vorgehens.....                          | 82  |
| 4.3   | Die empirische Studie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“ .....                                     | 85  |
| 4.3.1 | Design der Studie .....  | 85  |
| 4.3.2 | Sampling und Zugang zum Feld.....  | 87  |
| 4.3.3 | Die Erhebung – offene, leitfadengestützte Interviews.....  | 90  |
| 4.3.4 | Die Auswertung – zwei Perspektiven.....  | 91  |
| 5     | Ergebnisse der empirischen Untersuchung.....   | 104 |
| 5.1   | Entstehungszusammenhänge der Lebensform.....   | 104 |
| 5.2   | Strukturelle Rahmenbedingungen der sozialen Praxis „Einelternfamilie“ aus Sicht der Befragten .....        | 109 |
| 5.2.1 | Ökonomische Situation, Erwerbstätigkeit und Bildung .....  | 110 |
| 5.2.2 | Wohnsituation .....  | 120 |
| 5.2.3 | Institutionelle Unterstützungssysteme und ihre Nutzung.....  | 125 |
| 5.2.4 | Strukturelle Möglichkeiten sozialer Teilhabe.....  | 136 |
| 5.3   | Konjunktive Erfahrungen alleinerziehender Mütter und Väter auf dem Land.....                               | 144 |
| 5.3.1 | Ländlicher Raum – das Dorf als Lebenszusammenhang.....   | 144 |
| 5.4   | Familiale Beziehungen aus Sicht der Befragten.....   | 162 |
| 5.4.1 | Alleinerziehende Person – Kinder.....  | 163 |

|       |   |     |
|-------|---|-----|
| 5.4.2 | Familiale Kernmitglieder und getrenntlebender Elternteil .....  | 171 |
|       | Das Verhältnis der Eltern nach Trennung oder Scheidung .....  | 172 |
|       | Das Verhältnis der Kinder zum getrenntlebenden Elternteil.....  | 176 |
| 5.4.3 | Alleinerziehende Personen und neue Partnerschaften.....   | 182 |
| 5.4.4 | Alleinerziehende Person – familiales Herkunftssystem .....  | 183 |
| 5.5   | Soziale Einbindung der Befragten – Beziehungen zu Freunden, Bekannten und zur Nachbarschaft.....  | 187 |
| 5.6   | Selbstverhältnisse der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter .....   | 191 |
| 5.6.1 | Handlungsorientierungen alleinerziehender Mütter und Väter .....  | 191 |
| 5.6.2 | Die gesundheitliche Situation der befragten alleinerziehender Mütter und Väter und ihrer Kinder .....   | 218 |
| 5.6.3 | Lebenszufriedenheit und Zukunftswünsche .....   | 223 |
| 5.7   | Zusammenschau der Ergebnisse unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten: Die sozialisatorische Praxis ‚Einelternfamilie‘ im ländlichen Raum..... | 230 |
| 5.7.1 | Familiale Lebensführung von Einelternfamilien als Herstellung einer spezifischen sozialen Praxis.....   | 233 |
| 5.7.2 | Sozialisatorische Effekte dieser Praxis.....  | 246 |
| 6     | (Eineltern-)Familie und Sozialisation – Aspekte sozialisationstheoretischer und familiensociologischer Weiterentwicklung .....                          | 260 |
| 6.1   | Sozialisation durch soziale Praxis .....  | 260 |
| 6.1.1 | Empirische Begründungen einer praxeologischen Fundierung der Sozialisationstheorie .....  | 260 |
| 6.1.2 | Methodologische Implikationen einer (auch) praxeologische verankerten Sozialisationsforschung.....  | 268 |
| 6.2   | Impulse sozialisationstheoretischer Überlegungen für die Familienforschung .....  | 270 |
|       | Literaturverzeichnis .....  | 275 |
|       | Abbildungsverzeichnis .....   | 292 |
|       | Tabellenverzeichnis .....   | 294 |
|       | Anhang 1 .....  | 295 |
|       | Lebenslauf der Autorin .....  | 297 |

## 1 Zur Einführung

Ausgehend von der grundlegenden Frage, wie Gesellschaft gelingen kann, beschäftigten sich Anfang des vergangenen Jahrhunderts die Vertreter der damals noch jungen Wissenschaftsdisziplin der Soziologie schon früh mit der Frage, wie das Individuum, und dabei insbesondere das Kind, „sozial gemacht“ werden könnte (Durkheim, 1984). Damit wurde das Kind und dessen Entwicklung zu einem vollintegrierten Gesellschaftsmitglied in den Fokus klassischer Fragestellungen der Sozialisationsforschung gerückt. Wenig später hoben George H. Mead und William I. Thomas hervor, dass Sozialisation immer mit Prozessen der Interaktion einhergehe. Sie verwiesen auf die besondere Bedeutung der damit verbundenen Beziehungsdy namik und in diesem Zusammenhang auf die Eigenleistung des Individuums, also auf die Prozesse des „sozial Werdens“ (Liegle & Lüscher, 2008, S. 142). Sozialisation findet in und durch die Einbindung in soziale Beziehungen und die Bindung an soziale Bezugspersonen und –gruppen statt. Entsprechend wurde der Familie als Sozialisationsagentur für die in ihr aufwachsenden Kinder eine besondere Relevanz eingeräumt. Der Blick auf die beteiligten Erwachsenen fehlte überwiegend. Beispielgebend hierfür ist die schichtspezifische Sozialisationsforschung der 1960er und 1970er Jahre. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stand hier das Kind. Die Eltern waren lediglich als Vermittler sozialer und wirtschaftlicher Lagefaktoren (Oevermann, 1966; Peisert, 1967), oder im Hinblick auf ihr Erziehungs- oder Sprachverhalten (Bernstein, 1959), von Interesse. Gefahndet wurde danach, welche unterschiedlichen Effekte all dies auf die Sozialisation des Kindes hat (Neidhardt, 1968; 1970). Die Erwachsenen in den Familien gelangten als Sozialisierende in den Fokus der Aufmerksamkeit, nicht aber als von diesen sozialisatorischen Prozessen familialer Lebensführung selbst „betroffene“ Sozialisier te. Der 2. Familienbericht der Bundesregierung, der den vielversprechenden Titel „Familie und Sozialisation“ (Bundesministerium für Familie, 1974) trägt, legt darüber beredt Zeugnis ab. Trotz des umfänglichen Ansatzes von ‚Familie und Sozialisation‘ beschäftigt sich dieser im Kern ausschließlich mit den sozialisatorischen Wirkungen familialen Geschehens auf das Kind. Die Familie ist für die primäre Sozialisation ihrer Abkömmlinge verantwortlich. Das Individuum galt zwar Zeit seines Lebens als beeinflussbar durch sozial Andere (Giddens, Fleck & Egger de Campo, 2009), gleichwohl beschäftigte sich die Forschung nicht mit der Sozialisation Erwachsener. Brim und Wheeler (Brim & Wheeler, 1974) wiesen wohl als Erste darauf hin, dass die in Kindheit und Jugend erfolgte Sozialisation aufgrund der sich beständig wandelnden Lebensverhältnisse in einer zunehmend komplexer werdenden Gesellschaft nicht ausreichen, um unter den sich verändernden Bedingungen handlungsfähig zu bleiben. Hinter der damals geläufigen Vorstellung des gesellschaftlich handlungsfähigen Subjekts (Geulen &

Hurrelmann, 1982) verbarg sich lange Zeit die insgeheime Vorstellung bzw. Hoffnung, dass der Mensch bis zum Eintritt ins Erwachsenenalter eine ausreichende Handlungsfähigkeit entwickeln konnte. Im Allgemeinen sollten Erwachsene bis zum Ende der Adoleszenz mit allen notwendigen Kompetenzen ausgestattet und im Grunde handlungsfähig sein. Nur Umbrüchen, die massive Identitätskrisen heraufbeschwören könnten, wurde die Wirkmächtigkeit zugesprochen, die entwickelte Persönlichkeitsstruktur dann noch zu destabilisieren und auf diese Weise Raum für neue Sozialisationserfahrungen zu schaffen (Griese, 1979). „Diese Perspektive bleibt damit insofern noch einem Ausstattungsmodell verhaftet, als sie lediglich die Krise und nicht auch den gleichförmigen ungestörten Alltag als sozialisationsrelevant erachtet“ (Wittpoth, 1994, S. 4). Die sozialisatorische Wirkung des „ungestörten Alltags“ blieb zwar anfänglich bloß eine fragmentarische Überlegung, dennoch war damit ein wichtiger Schritt in der Sozialisationsforschung vollzogen. Sie brachte die Lebenszeit des Erwachsenenalters auf die Bühne der Sozialisationsforschung und nahm Abstand von einem Verständnis, dass sozialisatorische Prozesse maßgeblich der Kindheit und Jugend vorbehalten sind.

Mit Beginn der 1990er Jahren begann man sich zunehmend mit der Sozialisation Erwachsener auseinander zu setzen. Dies aber meist in Bezug auf spezifische Handlungsfelder. Insbesondere beruflichen Kontexten wurde ein maßgebender Einfluss zugesprochen (Hoff, 1990; Lempert, 2006). Oder Sozialisation wurde unter dem Aspekt lebensphasenspezifischer Entwicklungsaufgaben, wie beispielsweise dem höheren Erwachsenenalter, thematisiert. Im Zuge dessen setzte man sich auch vermehrt mit dem Zusammenhang von Geschlecht und Sozialisation (Bilden & Dausien, 2006; Böhnisch, 2013) auseinander, wobei Geschlecht als gesellschaftliche Ordnungs- und Orientierungskategorie fungiert.

Der Prozess der Sozialisation lässt sich aber weder auf temporäre Entwicklungsschritte, noch auf einzelne Lebensbereiche beschränken. Sozialisation in ihrer ursprünglichsten Form geschieht zu jeder Zeit und an jedem Ort. Dieses Geschehen ist grundlegend mit der menschlichen Existenz verwoben und beruht auf der Sozialität und Soziabilität unserer Spezies. Sozialisation ist in all unseren Begegnungen eingewoben. Als fortwährender Prozess durchwirkt sie unser Leben und macht uns auf diese Weise zu den sozialen Wesen, die wir sind. Um dieses intersubjektive Geschehen in seinem grundlegenden Kern zu erfassen, bedarf es einer mikroanalytischen Herangehensweise. Nur so können die grundlegenden, wechselseitigen sozialen Konstruktions- und Wirkzusammenhänge im Zusammenleben der Menschen erkannt werden. Ja, auch der Wirkzusammenhänge. Denn Sozialisationsprozesse bleiben nicht ohne Wirkung. Sie manifestieren sich in individuellen und sozialen Strukturen und zeitigen Effekten, die unter

den Begriffen Individual- und Sozialgenese (Grundmann 2006; 2010) zusammengefasst werden. Dies gilt für Kinder ebenso wie für Erwachsene. Herzstück all dessen ist die wechselseitige Bezugnahme zweier oder mehrerer Personen im Rahmen sozialisatorischer Interaktionen (ebenda). Diese Inter-Aktionen sind eingelassen in unser alltägliches Tun und Zusammenwirken mit anderen. Daraus hervor gehen sowohl Prozesse der Vergemeinschaftung, wie beispielsweise die Etablierung einer sozialen Praxis familialer Lebensführung, als auch der persönlichen Entwicklung, mithin der Handlungsbefähigung zur individuellen Teilhabe an dieser sozialen Praxis.

Diesem Verständnis von Sozialisation folgend, soll mit der vorliegenden Arbeit ein neuer Weg eingeschlagen werden, um sich mit der Thematik von Sozialisation und Familie auseinander zu setzen. Familie wird dabei als soziales Gefüge verstanden, das aus dem handelnden Zusammenwirken mehrerer (familialer) Akteure hervorgeht. Dieser Herstellungsprozess von Familie und das kontinuierliche Leben von Familie ist eingebunden in spezifische gesellschaftliche - sozio-ökonomische und -kulturelle - Verhältnisse, die auf die Ausgestaltungsmöglichkeiten von ‚Familie‘ Einfluss nehmen. Diese Rahmenbedingungen berücksichtigend, und zurückgreifend auf die ihnen zur Verfügung stehenden biografischen Vorerfahrungen Familie zu leben, persönlichen Wertorientierungen, Fähigkeiten und Bedürfnislagen, stellen die erwachsenen Familienmitglieder, in einem ko-konstruktiven Prozess mit ihren Kindern und eventuell anderen Beteiligten, „ihre“ jeweilige Familie als soziale Praxis (immer wieder aufs neue) her. Im Zuge dieses Herstellungsprozesses vollziehen sich spezifische Handlungsbefähigungen und die Weiterentwicklung der individuellen Persönlichkeit, sowohl auf der Ebene der Kinder, als auch auf der Ebene der Erwachsenen. Zugleich nimmt die Art und Weise wie diese Familie gelebt wird bzw. gelebt werden kann, Einfluss auf die sozialen Verhältnisse, in die sie eingebettet ist. Am Beispiel der familialen Lebensform ‚Einelternfamilie‘ wird nachfolgend Sozialisation als wechselseitiger, familialer Konstruktions- und Wirkprozess in den Blick genommen und als ein sich lebenslang vollziehender Prozess erfasst. Im Zentrum der empirischen Aufmerksamkeit steht das praktische, alltägliche Tun Erwachsener in Einelternfamilien. Damit will die vorliegende Arbeit einen Beitrag zur Erforschung lebenslanger Sozialisationsprozesse leisten, und kann so vielleicht als ein weiterer Baustein zur theoretischen wie empirischen Erhellung sozialisatorischer Prozesse im Erwachsenenalter gezählt werden.

Im Rahmen der Studie werden Einelternfamilien als familiale Lebensform verstanden. Laut des Statistischen Bundesamtes (Statistisches Bundesamt, 2013; 2006) basiert der Begriff der

Lebensform auf den sozialen Beziehungen zwischen den Mitgliedern eines Haushaltes. Als familial werden diese bezeichnet, weil sie zwei Generationen umfassen, sich also auf eine Eltern-Kind-Gemeinschaft beziehen (ebenda). Der Begriff der Lebensform wird in der familiengesellschaftlichen Diskussion vor allem von Norbert, F. Schneider stark gemacht. Seiner Sichtweise folgend, verbindet der Begriff Mikro- und Makroperspektive und berücksichtigt dabei sowohl die subjektiv konstruierten Wirklichkeiten der Akteure, die gesellschaftlichen Institutionalisierungsprozesse, als auch kulturelle Symboliken, die im Zuge dessen zum Tragen kommen (Schneider, 1996; Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998).

In der Vergangenheit wurde das Zusammenleben von alleinerziehenden Müttern und Vätern mit ihren leiblichen Kindern unter verschiedenen Begrifflichkeiten gefasst. Beim Gang durch die theoretische Literatur zu diesem Phänomen wie auch durch den alltäglichen Sprachgebrauch stößt man auf Begriffe wie „unvollständige Familie“, „Alleinerziehende“, „allein Erziehende“ und eben auch auf den aktuell häufig verwendeten Begriff der „Einelternfamilie“. Unabhängig von ihren nominalen Unterschieden versuchen all diese Bezeichnungen einen gemeinsamen Sachverhalt zu beschreiben: eine Mutter oder ein Vater leben alleine mit ihrem minderjährigen Kind oder ihren minderjährigen Kindern gemeinsam in einem Haushalt, während der andere Elternteil getrennt von diesen in einem anderen Haushalt lebt. So viel zur inhaltlichen Gemeinsamkeit dieser Begriffe. Die Unterschiede der Benennungsweisen verdeutlichen hingegen den sich im Laufe der Zeit verändernden gesellschaftlich normativen Umgang mit dem sozialen Phänomen dieser Lebensform, mithin von Sichtweisen auf Familie insgesamt:

Das in den 1970er Jahren in der Fachdiskussion gebräuchliche Label des „broken home“, stellt einen ehezentrierten Familienbegriff in den Vordergrund seiner Thesen. Eine Familie, die nur aus einem Erwachsenen im Haushalt besteht, gilt in Folge dessen als „unvollständig“ (Bundesministerium für Familie, 1979) und wird als Mangel mit voraussichtlich defizitären Auswirkungen auf das gesunde Aufwachsen von Kindern beschrieben. Die vollständige Familie – also das eheliche Zusammenleben von Vater und Mutter mit gemeinsamen Kindern – war die Norm und galt als Garant für gesunde Entwicklungsbedingungen für Kinder und gedeihliches Zusammenleben der Erwachsenen. Abweichungen davon wurde ein implizites Risiko für Fehlentwicklungen zugeschrieben.

Über einen längeren Zeitraum hinweg wurde daran anschließend von „Alleinerziehenden“ oder „allein Erziehenden“ gesprochen. Bei dieser Begriffsverwendung wurde ein Aspekt des

Zusammenlebens mit Kindern hervorgehoben, nämlich deren Erziehung durch eine erwachsene Person. Dieser Terminus hat lange Zeit die wissenschaftliche Diskussion bestimmt und hat sich auch alltagssprachlich durchgesetzt.

In neueren wissenschaftlichen Veröffentlichungen wird nun zunehmend von der „Einelternfamilie“ gesprochen. Diese Begrifflichkeit trägt der Tatsache Rechnung, dass Familie nicht zu reduzieren ist auf die Aufgabe Erziehung, sondern darüber hinaus weitere Aufgaben, wie beispielsweise Existenzsicherung, Haushaltsführung, Pflege sozialer Kontakte und gesellschaftlicher Teilhabe, zu bewerkstelligen hat. Außerdem räumt er den Miterziehern und Erzieherinnen in der Lebenswelt von Kindern, den getrennt lebenden Elternteilen, neuen Partnern und Partnerinnen, den Großeltern, Freunden, Lehrern und Lehrerinnen, Erziehern und Erzieherinnen den ihnen zustehenden Platz ein. Familiäres Zusammenleben bedingt spezifische Aufgaben und übernimmt spezifische Funktionen. Dies gilt sowohl für Zwei- als auch für Einelternfamilien. Der Begriff der „Einelternfamilie“ ist damit bislang am wertneutralsten und könnte damit ein stückweit zu der von Fegert (Fegert, 2000) gewünschten „Entdämonisierung dieser Lebensform“ beitragen.

Drei Faktoren haben in der Vergangenheit zu einem Wandel des Begriffs und seiner sozialen Bewertung beigetragen:

1. die Abkehr von einem ehezentrierten Familienverständnis, über die Definition von Familie findet dort statt, wo Kinder sind (Schneider, 2006) bis hin zu einem Verständnis von Familie als haushaltsübergreifendes, intergeneratives Netzwerk besonderer Art (Bundesministerium für Familie, 2006);
2. der beständige Anstieg der Verbreitung dieser Lebensform führt allein durch Quantität zu einer langsamen, aber steten, Normalisierung ihrer Wahrnehmung in der Öffentlichkeit;
3. eine umfangreiche wissenschaftliche Auseinandersetzung über Risiken und Chancen, die mit dem Aufwachsen in dieser Lebensform verknüpft sind, und die Erkenntnis, dass diese Lebensform erhöhte Deprivationsrisiken in sich birgt, nicht aber automatisch zur Deprivation führen muss.

Interessant ist auch, aus welch unterschiedlichen Perspektiven man sich der Lebenswelt des Alleinerziehens nähern kann und welche verschiedenen Aspekte im Zuge dessen beleuchtet werden. Personen, die diese Lebensform praktizieren, heben im Rahmen von Selbstbeschreibungen ihre Verantwortung und das damit verbundene alltägliche Tun hervor. So steht beispielsweise auf der Internetseite „Allein-Erziehend.net“ zu lesen: „als »alleinerziehend« be-

zeichnet man Elternteile, die die tägliche Verantwortung für die Erziehung und Betreuung der Kinder, sowie für den Lebensunterhalt überwiegend alleine tragen“ (*Allein-Erziehend.net*). Dieses alltägliche Tun ist vor allem gekennzeichnet durch die Kumulation familiärer Aufgaben. Hingegen steht im Zentrum amtlicher Definitionen der Haushalt als Ordnungsgröße von Familie. Laut Statistischem Bundesamt gelten als Alleinerziehende „Mütter und Väter, die ohne Ehe- oder Lebenspartner/in mit ihren minderjährigen Kindern in einem Haushalt zusammenleben“ (Statistisches Bundesamt, 2006).

Diese Differenzierung mag auf den ersten Blick banal wirken, bleibt jedoch nicht ohne Be- lang. Denn mit Blick auf den Haushalt wird schnell das Haushaltseinkommen zur zentralen und maßgebenden Größe. Es muss daher nicht verwundern, dass ein näherer Blick in die For- schungsliteratur der letzten Jahre eine gewisse Engführung auf sozioökonomische Aspekte dieser Lebensform erkennen lässt. „Es existiert mittlerweile ein guter allgemeiner Kenntnis- stand zu dieser Familienform, jedoch vorwiegend hinsichtlich sozioökonomischer Aspekte und weniger bezüglich der konkreten Lebenswelten und der damit verbundenen Alltagsrouti- nen, Bewertungen, Bedarfe und Herausforderungen“ (Bundesministerium für Familie, 2011, S. 2). Zwar ist man durchaus gewillt die Heterogenität der Lebensform analytisch in den Blick zu nehmen und sozialpolitisch anzuerkennen, doch münden empirisch angeleitete Handlungs- konzepte allzu oft in der Prämisse ‚Integration in den Arbeitsmarkt‘, was die maßgeblich ein- zige Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf virulent werden lässt. Auf diese Weise wird aber die komplexe Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien auf rein ökonomi- sche Faktoren verkürzt. Entsprechend viele Studien beschäftigen sich mit Alleinerziehenden im unteren Einkommenssegment oder Hartz-IV-Bezug. Der komplexen Vollzugswirklichkeit alleinerziehender Eltern wird man mit den derzeit überwiegend quantitativ angelegten Studien indes nur unzureichend gerecht.

Ein ähnliches Manko des Forschungsstands zeigt sich auch hinsichtlich der regionalen Vertei- lung der Lebensform. Einelternfamilien galten lange Zeit als ein großstädtisches Indiz moder- ner Lebensführung. Man ging davon aus, dass ländliche Gemeinden und Regionen von bür- gerlichen Familienvorstellungen und einer geringeren Individualisierungsdynamik geprägt seien. Entsprechend wurde Einelternfamilien auf dem Land der Rang einer marginalen Rest- kategorie zu gewiesen, da hypothetisch die Abwanderung der Betroffenen in die Ballungszen- tren unterstellt wurde (Jurczyk, 2003, S. 39f.). Dass sogar das Gegenteil der Fall sein kann, zeigen beispielsweise Zahlen aus den ländlichen Regionen Oberbayerns. Im südlich von München gelegenen „Landkreis Rosenheim waren in den Jahren 2009 – 2011 im Jahresdurch-

schnitt 484 Kinder und Jugendliche von einer Scheidung der Eltern betroffen. Dies ergibt im Schnitt 1,08 Kinder pro 100 Minderjährige. Damit liegt die Quote des Landkreises deutlich über derjenigen des bayerischen Gesamtdurchschnitts (0,99 Kinder je 100 Minderjährige im Jahresmittel 2010 – 2011)“ (Landkreis Rosenheim, 2013, S. 42). Insgesamt betrachtet ist der Anteil von alleinerziehenden Müttern und Vätern im Landkreis mit 3,06 je 100 Einwohner im Vergleich zu Bayern ebenfalls (2,31 je 100 Einwohner) relativ hoch (Landkreis Rosenheim, 2010). Die gute Arbeitsmarktsituation und die prosperierende wirtschaftliche Lage lassen die alleinerziehenden Personen im Landkreis bleiben und motivieren Einelternfamilien aus anderen Regionen Deutschland zum Zuzug. Die empirischen Daten der vorliegenden Studie beziehen sich auf diesen Landkreis.

Damit zielt die vorliegende Arbeit neben einer theoretischen, auch auf eine empirische Erweiterung des Kenntnisstandes zur Lebenswirklichkeit von (Eineltern)Familien im ländlichen Raum.

Die Autorin greift hierzu auf die Daten einer von ihr von August 2009 bis April 2010 durchgeführten qualitativen Studie im Auftrag eines oberbayerischen Landkreises zurück. Im Zuge dieser wurden 17 qualitative Interviews mit alleinerziehenden Personen in drei ländlichen Kommunen unterschiedlicher Größenordnung geführt. Ziel des Forschungsprojekts war es, die Lebenslagen und den Unterstützungsbedarf von Einelternfamilien in diesem Landkreis zu erheben, um so Basisinformationen als Ausgangspunkt für die Entwicklung kommunaler Unterstützungskonzepte für Einelternfamilien zu erhalten. Kern der damaligen Studie war die sozio-ökonomische Ausstattung der untersuchten Einelternfamilien. Um ein tiefergehendes Verständnis über deren Lebenswirklichkeit und -praxis im ländlichen Raum zu erlangen, bedarf es indessen vertiefender Analysen, die über sozio-ökonomische Faktoren hinausgehen. Bereits die Primärauswertung der Interviewdaten verwies auf Bedeutungszusammenhänge, die durch die unterschiedlichen Relationen sozio-ökonomischer Faktoren allein nicht zu erklären waren. Sozio-ökonomische Faktoren rahmen zwar die Praxis, können aber keine hinlänglichen Aussagen über die Vollzugs- und Erfahrungswirklichkeit von Einelternfamilien treffen, die sich in ihrer Komplexität erst im konkreten Miteinander Tun entfaltet. Das vorliegende Datenmaterial wurde deshalb sekundäranalytisch genutzt, um eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die familiale Praxis alleinerziehender Personen im ländlichen Raum zu entwerfen. Dabei werden insbesondere *praxeologische Aspekte von Sozialisation* und die in der *sozialen Praxis „ländlicher Raum“ verankerten impliziten Handlungsorientierungen* der befragten Personen berücksichtigt. Denn zum einen erfolgt im praktischen Miteinander Tun

vielfach die stumme Weitergabe von Wissen (Bourdieu, 1993), die bislang in sozialisations-theoretischen Überlegungen eher eine nachrangige Bedeutung innehat. Zum anderen stellte sich bereits bei der Primäranalyse des Datenmaterials eine hohe Indexikalität der Daten heraus, die einen starken Verweisungscharakter im Hinblick auf das spezifische Feld ‚ländlicher Raum‘ und den in diesen konjunktiven Erfahrungsraum eingebetteten Wissensbeständen und Sinnstrukturen andeuteten. Interviewaussagen wie „*aber klar wird schlecht über einen geredet. Das ist halt einfach so in einem kleinen Dorf*“ (Stefanie A. Zeile: 489) bedürfen der dokumentarischen Interpretation, damit sich die in der spontanen Äußerung aufscheinende Kontextualität und Soziogenese dieser Überzeugung dem interessierten Beobachter umfänglich erschließen kann.

Demnach lässt sich als Ziel der vorliegenden Arbeit benennen, die soziale Wirklichkeit/en von Einelternfamilien deutend zu verstehen und in ihren konstitutionellen Abläufen und Wirkzusammenhängen ursächlich zu erklären (Weber, 2002 (im Original 1922)). Grundlage hierfür ist ein *Verständnis von Einelternfamilien als soziale Praxis*, in der allein erziehende Personen in wechselseitiger Verschränkung mit den Handlungsmodi sozial Anderer (beispielweise ihrer Kinder, Eltern, Personen des sozialen Nahraums, etc.), unter situativer Berücksichtigung sozial-struktureller Möglichkeitsräume, handlungsleitender Wertorientierungen und unter Hinzuziehung individueller und sozialer Ressourcen, eine alltagskulturell verankerte soziale Lebenspraxis herstellen. Diese *Herstellungsprozesse* bringen auf *mesostrukturerller Ebene Manifestationen* der gemeinsamen *Alltags- und Beziehungsgestaltung* hervor und formen so eine spezifische Form *gelebter sozialer Wirklichkeit von Einelternfamilien*. Dabei gehen sowohl mit der Herstellung als auch mit dem fortgesetzten praktischen Vollzug von (Eineltern-)Familie sozialisatorische Prozesse einher, deren „sozialisierende Wirkung“ sich zum einen auf der Mikroebene in der Entwicklung spezifischer *individueller Handlungsbefähigungen und Identitätskonstruktionen* alleinerziehender Personen, zum anderen auf der Ebene sozialer Beziehungen (Mesoebene) in der *Konstruktion ‚Einelternfamilie‘* niederschlagen. Daneben zeittigt die mengenmäßige Zunahme gelebter Wirklichkeiten alleinerziehender Eltern und ihrer Kinder auch nichtintendierte Nebenfolgen *in anderen Bereichen gesellschaftlichen Zusammenlebens*, hat also auch makrostrukturelle Auswirkungen. Diese zeigen sich beispielsweise in erweiterten Familienbildern<sup>1</sup> und veränderten Normativitätsvorstellungen, aber auch in wohlfahrtsstaatlichen Förderprogrammen als Reaktion auf den diagnostizierten erhöhten Unterstützungsbedarf dieser Bevölkerungsgruppe.

---

<sup>1</sup> Zur Erweiterung des Familienbegriffs vgl. auch Institut für Demoskopie Allensbach (2012, S. 41f.).

Von der vorliegenden Arbeit könnten demnach erste Impulse in drei Richtungen ausgehen: Durch das Herausarbeiten *auch praxeologischer Grundelemente von Sozialisation* wird das allgemeine Theoriemodell (Grundmann, 2006) nicht nur handlungs- sondern auch *praxistheoretisch untermauert* und so für eine *umfassende empirische Erhebung konkreter sozialer Praxen* – hier der Einelternfamilien – nutzbar gemacht (1). Eine solche praxistheoretische Fundierung stellt im Zuge dessen Nähen zu einer praxeologischen Wissenssoziologie her (Mannheim, 1980), (Bohnsack, 2003b), (Bohnsack, 2006), die eine qualitativ-rekonstruktive Erhebung sozialisatorischer Prozesse mittels der Dokumentarischen Methode (Bohnsack, 2010b), (Bohnsack, Nentwig-Gesemann & Nohl, 2007) ermöglichen. So lässt sich die im Zuge der praxeologischen Wissenssoziologie (Mannheim, 1980), (Bohnsack, 2003b), (Bohnsack, 2006) methodologisch herausgearbeitete *Leitdifferenz zwischen kommunikativen und konjunktiven Wissens- bzw. Sinnstrukturen für die empirische Erhebung sozialisatorischer Prozesse durch soziale Praxis* ertragreich nutzen (2). Doch auch auf Seiten der Dokumentarischen Methode könnte eine intensivere Auseinandersetzung mit Fragen der Sozialisation durchaus gewinnbringend sein, um die in der praxeologischen Wissenssoziologie angelegten sozialisationshistorischen Bezüge mikrosoziologisch zu fundieren. Zudem lässt sich eine sozialisationstheoretische angelegte Forschung auch dahingehend fruchtbar machen, um aus *familiensoziologischer Perspektive Aspekte des Mikro-Meso-Makro-Bezug sozialen Handelns und familialer Sozialformen in den Blick zu nehmen* (3).

Der Aufbau der Arbeit gliedert sich in folgende Teilbereiche: Das zweite Kapitel dient der thematischen Grundlegung der Studie. Hierfür werden zum einen die statistischen Grunddaten zur Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland eingeführt (1.), zum anderen wird der theoretische Stand der familiensoziologischen Diskussion zu dieser Lebensform erörtert (2.). Kapitel drei ist ein Grundlagenkapitel. Hier wird das der Studie zu Grunde liegende theoretische Modell der Sozialisation in seinem anthropologischen (3.1.), handlungs- wie praxistheoretischen Fundament (3.2) entworfen, um darauf aufbauend das sozialisatorische Geschehen als soziale Praxis (3.3.1) und als Handlungsbefähigung (3.3.2) in den Blick zu nehmen. Die starke Theorielastigkeit dieses Kapitels findet ihren empirischen Bezug im abschließenden Punkt „die familiale Lebensform Einelternfamilie als Sozialisationszusammenhang“ (3.4), der als forschungsleitende Heuristik konzipiert ist und entsprechend die theoretischen Erläuterungen auf die soziale Praxis von Einelternfamilien hin bündelt, um so die empirische Untersuchung anzubauen. Kapitel vier beschäftigt sich mit den methodologischen (4.1.) und methodischen Aspekten der Studie sowie mit der Darstellung des Studiendesigns (4.2; 4.3).

Kapitel fünf ist der umfänglichen Darstellung der empirischen Ergebnisse gewidmet, die in Punkt 5.7 unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten zur Verdeutlichung nochmals zusammenfassend und aufeinander bezogen dargestellt werden. Das sechste und letzte Kapitel beinhaltet Überlegungen zu möglichen sozialisationstheoretischen und familiensoziologischen Weiterentwicklungen, die sich aus der Studie ergeben.

## 2 Thematische Grundlagen – Einelternfamilien

Zur Hinführung auf die komplexe Thematik *Einelternfamilien im ländlichen Raum* scheint eine thematische Grundlegung in zweierlei Richtungen geboten zu sein.

Dies betrifft zum einen den derzeitigen Stand der empirischen Forschung und zum anderen den aktuellen familiensoziologischen Diskurs zu dieser Thematik. Dies soll im nachfolgenden Kapitel geschehen. Als erstes wird hierzu ein Blick auf die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland im Spiegel statistischer Zahlen geworfen, um so eine erste Annäherung an die Thematik insgesamt zu leisten, vor dessen strukturellem Hintergrund dann die empirischen Daten vorliegender Forschungsarbeit zu lesen sind. Zum anderen wird die familiensoziologische Diskussion um die Pluralisierung der Lebensformen aufgegriffen, als dessen Indiz unter anderem ein Zuwachs an Einelternfamilien genannt wird.

### 2.1 Einelternfamilien im Spiegel der Statistik

2012 lebten insgesamt 8,1 Mio. Familien<sup>2</sup> mit minderjährigen Kindern in Deutschland. Mit einem Anteil von 71 Prozent aller Familien stellen Ehepaare mit gemeinsamen, minderjährigen Kindern aktuell die meist verbreitete Familienform in Deutschland dar (Statistisches Bundesamt, 2013). Doch diese Tendenz ist rückläufig. Ihr Anteil an der Gesamtfamilienzahl hat sich seit 1996 um ein Drittel reduziert. Dagegen nimmt der Anteil von Einelternfamilien an allen Familienformen in Deutschland in den letzten Jahren und Jahrzehnten beständig zu. Aktuell leben 1,6 Mio. Einelternfamilien mit minderjährigen Kindern in Deutschland (Statistisches Bundesamt, 2013).

---

<sup>2</sup> Unter Familie werden im statistischen Sinne alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, das heißt Ehepaare, nichteheliche (gemischtgeschlechtliche) und gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften sowie alleinerziehende Mütter und Väter mit ledigen Kindern im Haushalt, verstanden. Rein statistisch betrachtet besteht eine Familie damit immer aus zwei Generationen – aus einem oder zwei Elternteilen und aus im Haushalt lebenden ledigen Kindern (Statistisches Bundesamt (2013), Statistisches Bundesamt (2006)).

tisches Bundesamt, 2013). Somit lebten 2012 in jedem fünften Familienhaushalt erwachsene Personen ohne Partner bzw. Partnerin, aber mit einem oder mehreren minderjährigen Kindern zusammen, wobei die Quote in den neuen Bundesländern wesentlich höher ist als in den alten. Mit Recht lässt sich also feststellen: Einelternfamilien sind eine wachsende Familienform in Deutschland (Bundesministerium für Familie, 2013).

Zu berücksichtigen ist bei all dem, dass die genannten Zahlen eine Momentaufnahme zum Zeitpunkt der Erhebung darstellen. Sie geben an, wie viele Mütter und Väter aktuell in Deutschland alleinerziehend sind. Deutlich höher liegt jedoch die Zahl derjenigen, die im Verlauf ihres Lebens einmal oder auch mehrfach alleinerziehend sind, dann aber wieder neue Partnerschaften eingehen und deshalb in der Momentaufnahme nicht als Einelternfamilie erfasst werden. Unter diesen biografischen Gesichtspunkten waren in den neuen Bundesländern 45 Prozent der zwischen 1953 und 1972 geborenen Frauen mindestens einmal in ihrem Leben alleinerziehend. In den alten Bundesländern gilt dies für rund 20 Prozent der Frauen (Bundesministerium für Familie, 2008, S. 6). Nicht selten kommt es auch vor, dass Eltern mehrmals alleinerziehend sind: Im Osten Deutschlands trifft dies auf 37 Prozent der alleinerziehenden Personen zu, im Westen immerhin auf 12 Prozent (ebenda).

Für Ott et al. (2011) stellt sich die Zunahme von Einelternfamilien in den 1990er Jahren als ein Mittelschichtsphänomen dar, verursacht durch einen überproportionalen Anstieg von Frauen mit mittleren Bildungsabschluss, die vor dem Eintritt in die Lebensform Einelternfamilie über ein mittleres bis gutes Einkommen verfügten (Ott, Hancioglu & Hartmann, 2011, S. 14). Die Lebenssituationen von Einelternfamilien sind außerordentlich heterogen. Schon lange sind sie keine gesellschaftliche Randerscheinung mehr, sondern spielen eine immer größer werdende Rolle in unserer Gesellschaft.

Lebensformen erweisen sich also als ziemlich dynamisch und können lebensphasenspezifisch wechseln. Der Status Alleinerziehend ist nicht dauerhaft festgelegt, sondern kann im zeitlichen Verlauf variieren. Denn, dass das Leben ohne Partner eine Wunschvorstellung ist, gilt nur für einen kleinen Teil alleinerziehender Mütter und Väter (14%). Die überwiegende Mehrheit von 83 Prozent hätte gern einen Partner bzw. eine Partnerin (Bundesministerium für Familie, 2009).

In einem Beobachtungszeitraum von etwa 22 Jahren zeigt sich, dass ein Viertel der Alleinerziehenden in der Regel durch das Eingehen einer neuen Partnerschaft diese Lebensform innerhalb der ersten drei Jahre wieder verlässt. Nach fünf Jahren ist ein weiteres Viertel nicht

mehr alleinerziehend. Dann aber verlangsamt sich der Beendigungsprozess. Ein Viertel der Betroffenen ist mindestens 13 Jahre oder länger alleinerziehend. Eine zunehmende Verstetigung des Status tritt ein. In 40 Prozent der Fälle löst sich die Einelternfamilie nicht durch eine neue Partnerschaft auf, sondern dadurch, dass die Kinder erwachsen sind bzw. den Haushalt verlassen (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 15).

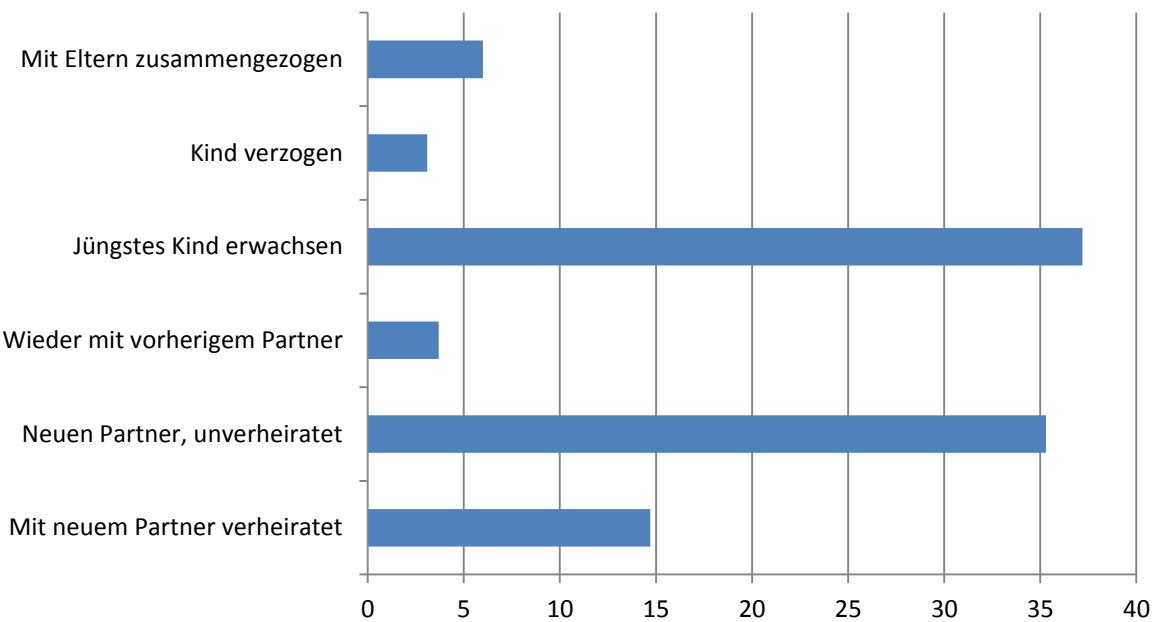


Abbildung 1: Gründe für eine Beendigung einer Alleinerziehenden-Phase, 1984 bis 2009 - Anteile in Prozent. Datenquelle: (Ott et al. 2011, S. 18)

Auf der anderen Seite zeigt ein Blick auf den Entstehungszusammenhang der Lebensform, dass Einelternfamilien in vielen Fällen bereits eine andere Familienform vorausgegangen ist. So waren 58 Prozent der alleinerziehenden Mütter und Väter vorher verheiratet. Dem folgt die Gruppe der Ledigen mit 37 Prozent<sup>3</sup>. Den kleinsten Anteil stellen verwitwete Väter und Mütter mit 6 Prozent dar (Bundesministerium für Familie, 2012, S. 6). Dabei zeigen sich altersspezifische Unterschiede. 85 Prozent der 18- bis 29-jährigen und immerhin noch 62 Prozent

<sup>3</sup> Die Unterscheidung nach dem Familienstand sagt jedoch nichts darüber aus, ob vor der Geburt des Kindes eine Partnerschaft zwischen den Eltern bestand. Diesbezüglich sind Daten für 2011 aussagekräftiger. Diese gehen davon aus, dass in 80 Prozent der Fälle eine Trennung ursächlich für das Alleinerziehenden Dasein ist, wobei nicht zwischen der Auflösung einer Ehe oder einer Partnerschaft unterschieden wird. In 14 Prozent der Fälle war hingegen die Geburt eines Kindes Auslöser für die Alleinerziehenden Phase Ott, Hancioglu und Hartmann (2011, S. 15f.).

der 30- bis 39-jährigen alleinerziehenden Mütter waren bei der Geburt des jüngsten Kindes ledig. Mit zunehmendem Alter der Frauen kehrt sich dieses Verhältnis um. Bei den über 40-jährigen alleinerziehenden Müttern waren bereits 54 Prozent vorher verheiratet gewesen. Und bei den über 50-jährigen beträgt der Prozentsatz sogar 62 Prozent (Sinus Sociovision, 2012). Je später in ihrem Leben Eltern alleinerziehend werden, desto älter sind normalerweise auch ihre Kinder. Dementsprechend versorgen geschiedene und verwitwete Mütter häufig ältere Kinder, während jüngere Kinder vor allem bei ledigen Alleinerziehenden aufwachsen (Rainer et al., 2013, S. 211).

Wo aber leben Alleinerziehende? Ein Blick auf die einzelnen Bundesländer verrät, dass Einelternfamilien verstärkt in den Ballungsgebieten der Stadtstaaten anzutreffen sind. Gefolgt von den ehemaligen ostdeutschen Bundesländern, in denen mehr Alleinerziehende anzutreffen sind. Bayern nimmt nach Baden-Württemberg den vorletzten Platz ein. Nur 17 Prozent aller Einelternfamilien in Deutschland leben hier.

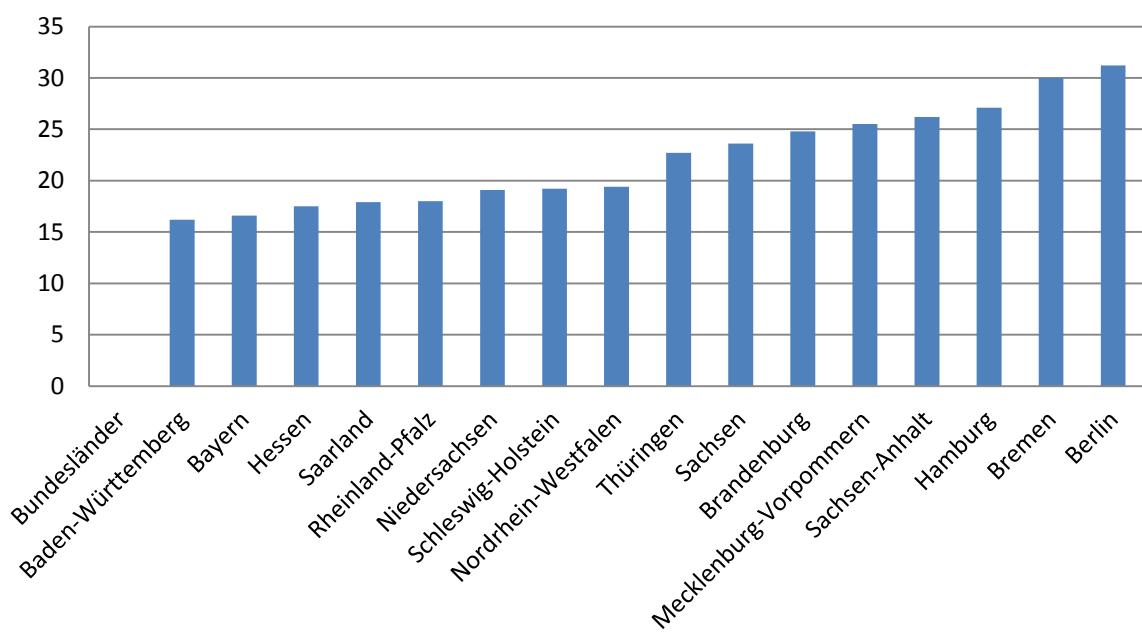


Abbildung 2: Anteil Alleinerziehender an allen Familien mit minderjährigen Kindern nach Bundesländern, 2011. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus)

Als ursächliche Erklärung für die Ballung Alleinerziehender in den Stadtstaaten führt das Bundesamt für Arbeit und Soziales in seinem Report zur Situation von Alleinerziehenden 2013 an: „Zum Teil ist ein strukturell bedingtes Stadt-Land-Gefälle für die regionalen Unterschiede verantwortlich. Alleinerziehende leben generell seltener in ländlichen und kleinstädtischen Räumen als in den Großstädten, die durch ihre dichtere Infrastruktur bessere Bedingungen zur Bewältigung ihrer Lebenslage bieten. Darum verzeichnen die Stadtstaaten systema-

tisch höhere Anteile Alleinerziehender als Flächenländer. Daneben ist die regional ungleiche Verteilung wohl auch Ergebnis unterschiedlicher Einstellungen und Familienwerte“ (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 13).

Diese Aussage findet nur zum Teil ihre Bestätigung wenn man die Verteilung von Einelternfamilien auf die unterschiedlichen Gemeindegrößen in Betracht zieht. Hier zeigt sich eine breite Streuung über alle Gemeindegrößenklassen hinweg, auch wenn ein Fünftel aller Einelternfamilien in den 14 bundesdeutschen Großstädten mit mehr als 500.000 Einwohnern wohnt.

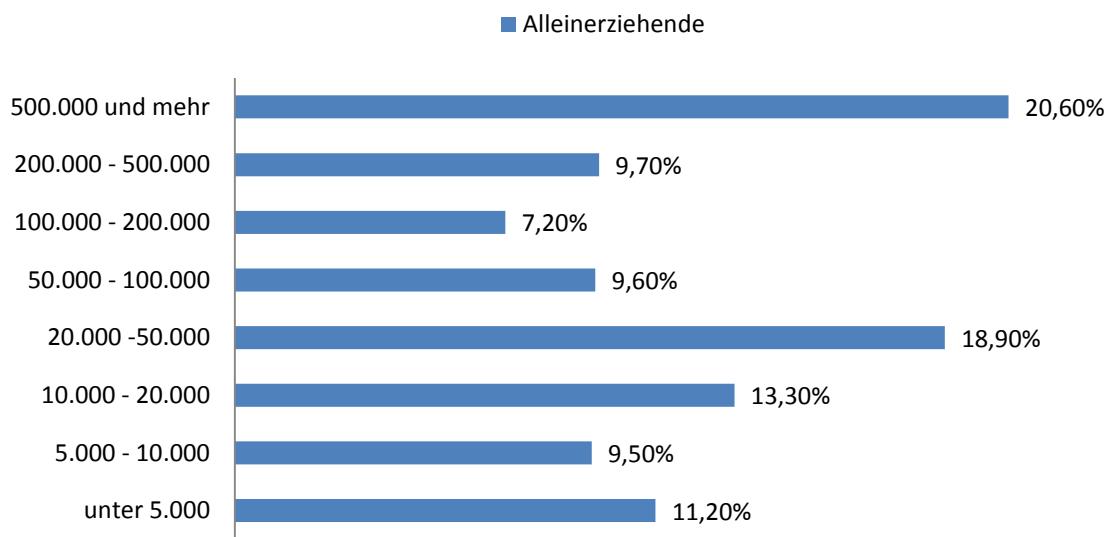


Abbildung 3: Verteilung von Einelternfamilien auf unterschiedliche Gemeindegrößen. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus, 2012)

Gleichwohl kann bei der Gruppe der Alleinerziehenden nicht ausschließlich von einem (groß-) städtischen Phänomen gesprochen werden. Beispielsweise lebten im Jahr 2012 180.000 alleinerziehende Personen in kleinen Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern und in Gemeinden mit 5.000 bis 10.000 Einwohnern immerhin 153.000 Alleinerziehende. Zudem sind im kleinstädtischen Bereich mit bis zu 20.000 Einwohnern 13,3 Prozent aller alleinerziehenden Personen in Deutschland ansässig. (Mikrozensus 2012). Insgesamt lebt also, trotz einer Zentrierung auf urbane Gebiete, mehr als ein Drittel aller Einelternfamilien in den ländlichen Regionen Deutschlands. *Das Leben und Aufwachsen in Einelternfamilien ist folglich auch in ländlichen Regionen eine nicht zu vernachlässigende soziale Tatsache.*

Die Mehrzahl alleinerziehender Elternteile ist weiblich. Nur bei jeder zehnten Einelternfamilie ist der Vater der Haushaltvorstand. Das heißt, dass in 90 Prozent der Fälle Mütter mit

ihren Kindern die Einelternfamilie bilden. Zudem betreuen alleinerziehende Mütter in der Regel jüngere Kinder und häufig auch mehr Kinder im Haushalt, als dies im Vergleich dazu alleinerziehende Väter tun, die sich überwiegend um weniger und bereits ältere Kinder kümmern. Demzufolge sind alleinerziehende Frauen auch in erheblich stärkerem Umfang mit der Vereinbarungsproblematik von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung konfrontiert als Männer in ähnlicher Familiensituation (Bundesministerium für Familie, 2012, S. 7). Knapp die Hälfte der alleinerziehenden Frauen ist zwischen 40 und 49 Jahren alt. Die Gruppe der 30- bis 39-Jährigen stellt daneben ein Drittel aller alleinerziehenden Mütter dar (Sinus Sociovision, 2012). Alleinerziehende Personen unter 25 Jahren bilden mit 6 Prozent eine relativ kleine, aber vor allem hinsichtlich des Unterstützungsbedarfs keinesfalls zu vernachlässigende Gruppe (Reis, 2009). Auf Grund ihrer Jugend haben sie noch wenig in ihre berufliche Qualifikation investieren können und haben deshalb „eine signifikant geringere Beschäftigungswahrscheinlichkeit als alleinerziehende Mütter, die erst in späteren Jahren alleinerziehend wurden. Frühe Nachteile drohen sich zu verfestigen“ (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 5).

Alleinerziehend zu sein bedeutet nicht zwangsläufig ohne eine Partnerschaft zu leben, auch wenn der jeweilige Partner oder die jeweilige Partnerin aktuell nicht im eigenen Haushalt lebt. „Vor allem alleinerziehende Mütter unter 30 Jahren geben mehrheitlich an, aktuell eine Beziehung zu führen. Mit zunehmendem Alter nimmt die Bereitschaft oder auch die Möglichkeit, eine neue Beziehung einzugehen, ab. Nur rund ein Viertel der alleinerziehenden Mütter über 40 Jahre sagt, sie befinden sich in einer Beziehung“ (Bundesministerium für Familie, 2012, S. 11). Die Bedeutung von Partnerschaft und Ehe ist für Alleinerziehende unterschiedlich. Sie nimmt mit zunehmendem Alter der alleinerziehenden Mütter ab (Sinus Sociovision, 2012) und entspricht damit den gelebten Tatsachen.

2012 lebten insgesamt 12,9 Millionen Kinder in Deutschland. Davon wuchsen 2,2 Millionen in einem Haushalt mit nur einem Elternteil auf, was einer Quote von 17,3 Prozent aller Kinder unter 18 Jahren in Familien entspricht (Statistisches Bundesamt, 2013). Einelternfamilien sind überdurchschnittlich häufig auch Ein-Kind-Familien.

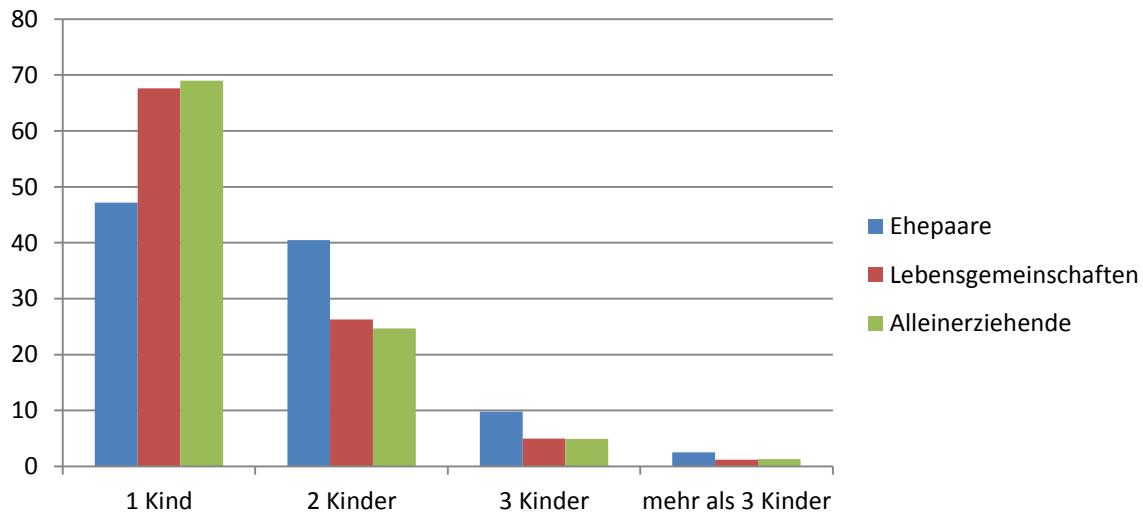


Abbildung 4: Familienformen nach Anzahl der minderjährigen Kinder, 2012. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2013)

Bundesweit lebt in 69 Prozent der Einelternfamilien ein Erwachsener mit einem Kind unter 18 Jahren zusammen. Zwei minderjährige Kinder leben in 24 Prozent mit einem alleinerziehenden Elternteil und in nur 4,9 Prozent der Einelternfamilien leben drei Kinder. Anders in Familien von Ehepaaren. Hier ist der Anteil von einem Kind pro Familie mit 47,2 Prozent deutlich geringer als bei Einelternfamilien, wohingegen zwei Kinder (40,5%) und mehr deutlich häufiger in dieser Familienform anzutreffen sind als dies in Einelternfamilien der Fall ist. Je mehr Kinder also in einer Familie leben, desto wahrscheinlicher ist es, dass die Eltern miteinander in einem Haushalt wohnen. Aus biographischer Perspektive zeigt sich, dass bereits vor über zehn Jahren in Deutschland die statistische Wahrscheinlichkeit für ein Kind, in seinen ersten 16 Lebensjahren zu irgendeinem Zeitpunkt in einer Einelternfamilie aufzuwachsen, 39 Prozent betrug (Heuveline, Timberlack & Furstenberg, JR., 2003).

Interessante Unterschiede zeigen sich in der Altersverteilung der Kinder die mit alleinerziehenden Müttern und Vätern zusammenleben. Väter, die sehr viel seltener zur hauptverantwortlichen Betreuungsperson werden, betreuen zudem sehr viel häufiger ältere Kinder. Bei zwei Dritteln der von Vätern betreuten Kinder ist das Jüngste 10 Jahre alt. Nicht einmal jeder zwanzigste alleinerziehender Vater muss sich um ein Kleinkind unter drei Jahren kümmern. Dagegen sorgen 15 Prozent der alleinerziehenden Mütter für Kinder unter drei Jahren. Rechnet man dazu noch die Kinder im Vorschulalter so sind fast ein Drittel der Kinder, die von alleinerziehenden Müttern betreut werden unter 6 Jahre alt, bzw. über die Hälfte der Kinder unter 10 Jahre alt (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 14) und benötigen

eine entsprechend verlässliche Betreuung in berufsbedingten Abwesenheitszeiten des alleinerziehenden Elternteils.

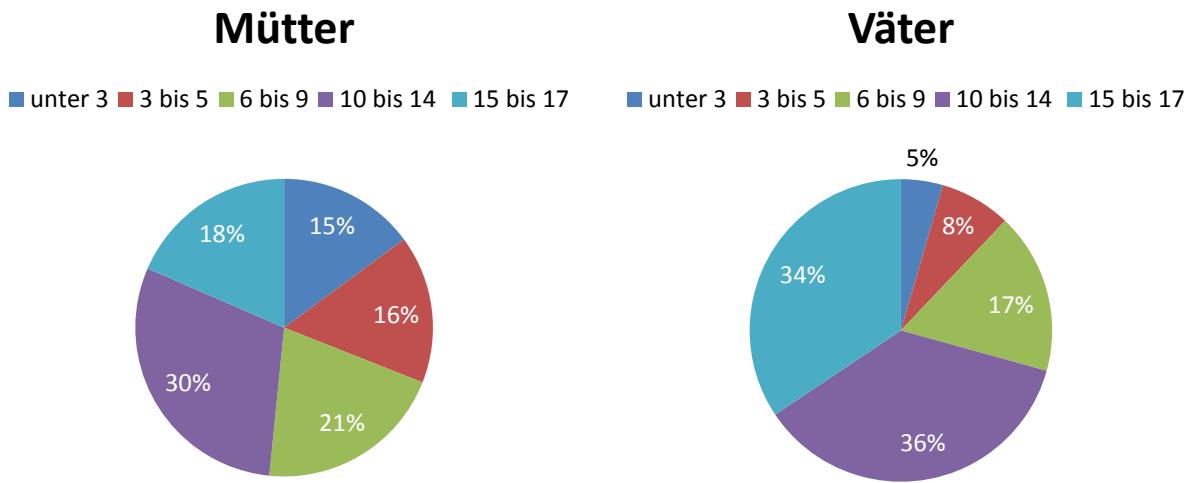
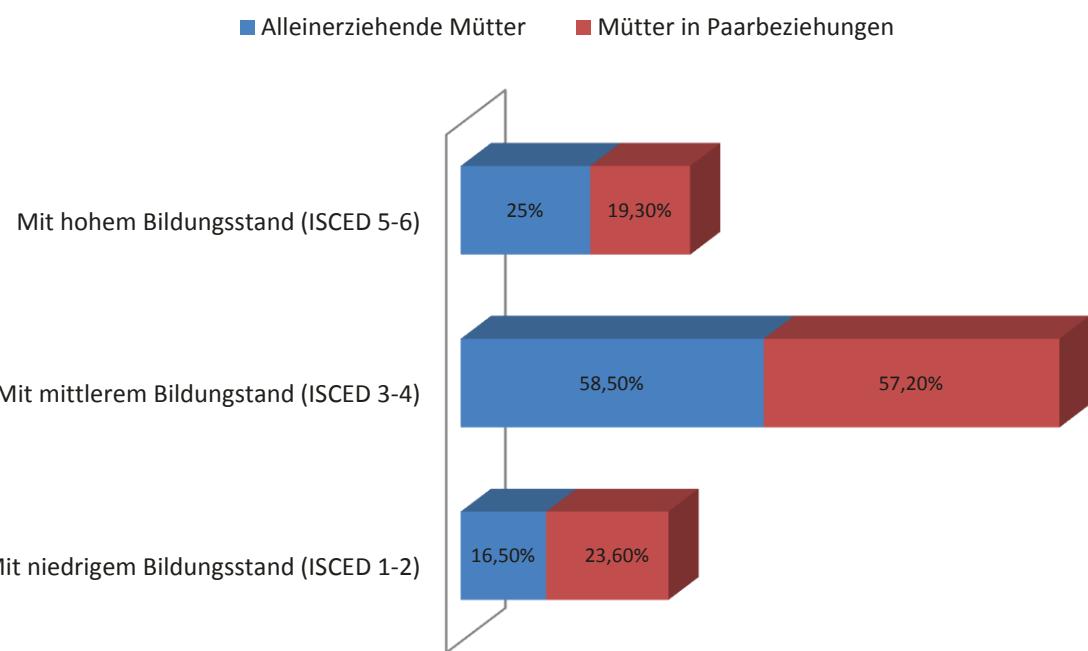


Abbildung 5: Anteile alleinerziehender Mütter und Väter nach Alter des jüngsten Kindes, 2011. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2011)

Dem Alter der Kinder kommt eine entscheidende Rolle zu bei der Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Alleinerziehende Mütter nützen öffentliche Betreuungseinrichtungen in vergleichbarer Weise wie Paarfamilien. Unterschiede zeigen sich zum einen bei bis drei Jahre alten Kinder bzw. den vier- bis sechsjährigen Kindern, und zum anderen im zeitlichen Umfang der Inanspruchnahme. Etwa 40 Prozent der alleinerziehenden Mütter nutzen für ihre unter drei Jahre alten Kinder das institutionalisierte Betreuungsangebot, im Vergleich dazu aber nur 30 Prozent der Paarfamilien. Bei den Vier- bis Sechsjährigen verschiebt sich diese Relation leicht. Dann besuchen 88 Prozent der Kinder aus Paarfamilien, aber nur noch 84,2 Prozent der Kinder aus Einelternfamilien eine Kindertageseinrichtung. Eine deutliche Differenz zeigt sich in der zeitlichen Nutzung. Hier überwiegt der Anteil Alleinerziehender, die mindestens fünf Stunden am Tag ein institutionalisiertes Betreuungsangebot beanspruchen, gegenüber Paarfamilien (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 27). Außerdem nehmen Alleinerziehende auch häufiger nicht institutionelle Formen der Betreuung in Anspruch. Im zeitlichen Verlauf zeigen sich diesbezüglich jedoch eine zunehmende Annäherung zwischen Ein- und Zweielternfamilien und insgesamt ein Rückgang informeller Betreuungsformen zu Gunsten institutioneller Formen der Betreuung (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 28f.). Dies lässt sich nicht zu Letzt auf den Ausbau der Betreuung für unter Dreijährige zurückführen.

Von besonderem Interesse bei der Betrachtung der Lebenssituation von Einelternfamilien sind ihre Erwerbssituation und sozioökonomische Lage sowie der Anteil alleinerziehender Mütter und Väter, die Transferleistungen beziehen. Zu berücksichtigen ist dabei immer, dass Einelternfamilien keineswegs eine homogene Gruppe sind, sondern sich in vielerlei Hinsicht (z.B. spezifische Probleme, Unterstützungsbedarf) unterscheiden. Die Angaben im Folgenden beziehen sich aufgrund der entsprechend durchgeführten Studien in erster Linie auf alleinerziehende Mütter, die Müttern in Paarbeziehungen gegenübergestellt werden.

Was das Bildungsniveau anbelangt, unterscheiden sich alleinerziehende Mütter kaum von Müttern in Paarbeziehungen.



**Abbildung 6: Alleinerziehende Mütter und Mütter in Paargemeinschaften nach Bildungsstand (ISCED), 2011. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2011)**

Tendenziell sind alleinerziehende Mütter etwas höher gebildet (25%) als Mütter in Zweielternfamilien (19,3%). Dagegen haben junge alleinerziehende Mütter seltener einen Schul- oder Berufsabschluss als Mütter, die nicht alleinerziehend sind. Dies scheint vor allem sehr junge Mütter zu betreffen, die aufgrund einer frühen Schwangerschaft und der Trennung vom Partner keine Zeit hatten, einen Weg ins Berufsleben zu finden (Reis, 2009). Die frühe Mutterschaft geht oftmals einher mit der Unterbrechung der eigenen Bildungsbiographie. Eine erschwerte Arbeitsmarktintegration und ein überdurchschnittlich langer Verbleib im SGB-II-Bezug sind häufig die Folge.

Insgesamt betrachtet hängt die Erwerbsbeteiligung alleinerziehender Mütter vom jeweiligen Bildungsstand und dem Alter der zu betreuenden Kinder ab. Je höher gebildet die Mutter und je älter das jüngste im Haushalt lebende Kind, desto höher ist die Erwerbstätigengquote. Entsprechend haben junge alleinerziehende Mütter eine signifikant geringere Beschäftigungs- wahrscheinlichkeit als alleinerziehende Mütter, die erst später in ihrem Leben alleinerziehend wurden (Boockmann, 2013). Grundsätzlich gilt: Je höher das Qualifizierungsniveau ist, umso besser ist der Zugang zum Arbeitsmarkt und umso höher sind die Chancen auf gute Positionen, ein höheres Einkommen und damit auch die eigene Existenzsicherung.

Wie sieht die berufliche Situation alleinerziehender Frauen im Einzelnen aus? Übereinstimmend weisen Mütter aus Ein- wie Zweielternfamilien eine Erwerbsbeteiligung von etwa 70 Prozent auf. Deutliche Unterschiede zwischen den beiden Gruppen zeigen sich indessen bei der anteiligen Verteilung von Vollzeiterwerbstätigkeit und auch im Bereich des zeitlichen Umfangs der Teilzeitbeschäftigungen. Mit 43 Prozent arbeiteten 2011 alleinerziehende Mütter deutlich mehr in Vollzeit als dies Mütter in Zweielternfamilien tun (30%). Diese höhere Vollwerbsquote bei alleinerziehenden Müttern gilt über alle Altersstufen der zu betreuenden minderjährigen Kinder hinweg (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 23). Auch im Bereich der Teilzeitbeschäftigung zeigen sich Unterschiede:

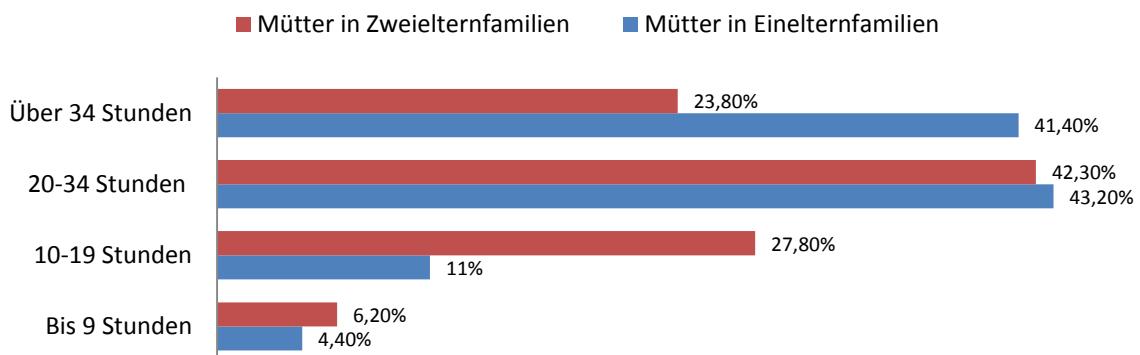


Abbildung 7: Zeitlicher Arbeitsumfang von Müttern in Ein- und Zweielternfamilien, 2011. Datenquelle (Daten des SOEP 2011 und der Ergänzungserhebung "Familien in Deutschland" (FiD) 2011)

Alleinerziehende Mütter leisten deutlich mehr Stunden in Teilzeitarbeit als andere Mütter, die ebenfalls Teilzeit berufstätig sind. 40 Prozent der Mütter von Einelternfamilien arbeiten mindestens 35 Stunden, dagegen arbeiten mehr als drei Viertel aller erwerbstätigen Mütter in Zweielternfamilien weniger als 35 Stunden. Eine umgekehrte Relation zeigt sich im Tätigkeitsbereich unter 20 Wochenstunden. Jede dritte Mutter, die mit ihrem Partner in einer Zwei-

elternfamilie zusammenlebt, arbeitet unter 20 Stunden in der Woche. Bei den alleinerziehenden Müttern sind hingegen nur 15 Prozent weniger als 20 Stunden berufstätig (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 24). Zur relativ hohen Erwerbstätigenquote alleinerziehender Mütter tragen insbesondere Alleinerziehende mit höheren Bildungsabschlüssen bei (ebenda, 21).

Was diese Ergebnisse widerspiegeln, ist die prekäre Situation Alleinerziehender, die u. a. aus der Notwendigkeit resultiert anhand eigener Erwerbstätigkeit ein möglichst existenzsicherdes Familieneinkommen zu erzielen, da das zusätzliche Einkommen eines Partners nicht vorhanden ist. Zudem müssen alleinerziehende Mütter häufig schlechtere Arbeitsbedingungen hinnehmen, da sie meist mehr als Mütter in Paarbeziehungen auf ihr Haushaltseinkommen angewiesen sind. So arbeiten sie beispielsweise öfter zu ungünstigen Zeiten wie etwa am Wochenende, abends, nachts oder im Schichtbetrieb.

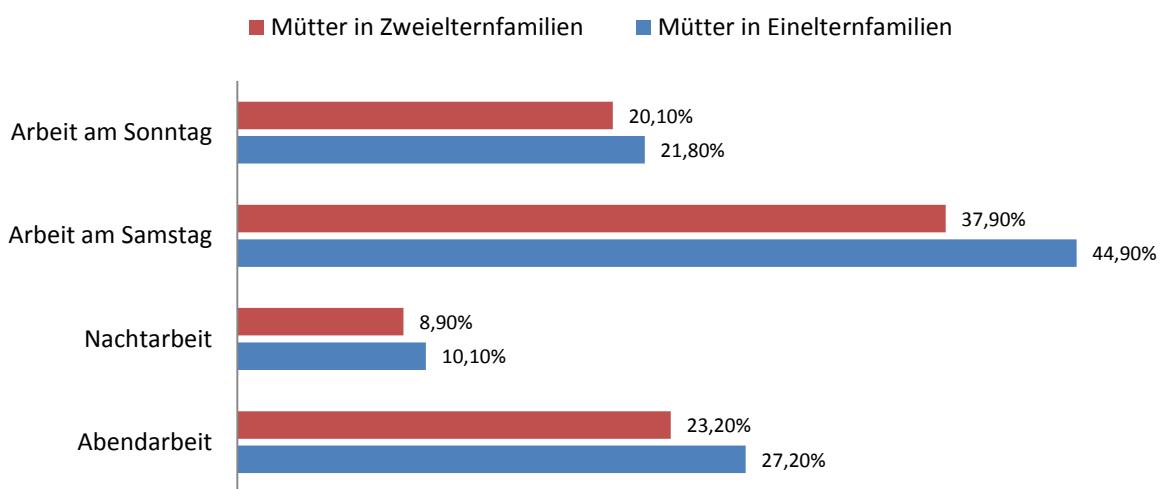


Abbildung 8: Abend-, Nacht- und Wochenendarbeit. Vergleich von Müttern in Ein- und Zweielternfamilien. Datenquelle: (SOEP und FiD, 2011)

Inwieweit gelingt es alleinerziehenden Personen, sich über eigene Erwerbsarbeit vollständig selbst zu finanzieren? In etwas weniger als zwei Dritteln aller Fälle reichte 2012 das Einkommen der alleinerziehenden Person aus, um die Existenz der Einelternfamilie zu sichern (Mikrozensus 2012). Dabei besteht ein enger Zusammenhang zum Alter des jüngsten im Haushalt lebenden minderjährigen Kindes. Je jünger die Kinder sind, desto schwieriger ist es für Alleinerziehende ein existenzsicherndes Einkommen zu erzielen. Dies trifft im besonderen Maße weibliche Alleinerziehende, da sie überproportional häufig für die Versorgung insbesondere jüngerer Kinder zuständig sind.

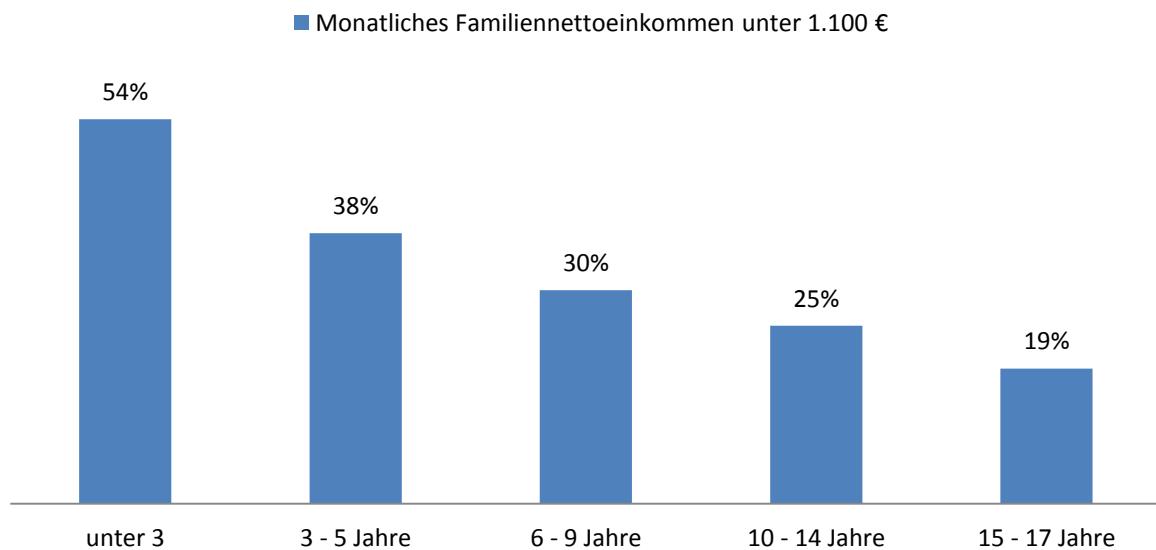


Abbildung 9: Einkommen alleinerziehender Mütter nach Alter des jüngsten Kindes 2009. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt 2010)

Die Quote der erwerbslosen alleinerziehenden Personen für 2012 ist mit 11,6 Prozent so gering wie noch nie zuvor seit 1996. Im Vergleich zum Vorjahr wurden 6 Prozent weniger und im Vergleich zum Jahr 2010 11 Prozent weniger Arbeitslose dieser Personengruppe zugerechnet. Trotzdem: die Arbeitslosigkeit Alleinerziehender trägt ein weibliches Gesicht: 92 Prozent der erwerbslosen Alleinerziehenden sind Frauen und nur 8 Prozent Männer (Statistik der Bundesagentur für Arbeit, 2013).

25 Prozent der Einelternfamilien mit Kindern unter 18 Jahren erhalten Arbeitslosengeld I oder Leistungen nach dem SGB-II (Mikrozensus 2012). Im Jahr 2012 wurden in der Bundesrepublik 615.461 Bedarfsgemeinschaften Alleinerziehender mit minderjährigen Kindern im SGB-II-Bezug gezählt. Damit stellen sie über die Hälfte (57%) der Bedarfsgemeinschaften im Leistungsbezug dar (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013, S. 60). Es wäre jedoch verkürzt anzunehmen, dass all diese leistungsberechtigten Alleinerziehenden keiner Erwerbstätigkeit nachgingen. Die Wirklichkeit ist vielfach komplexer. Tatsache ist, dass beinahe ein Drittel (216.355 alleinerziehende Personen) von ihnen zwar erwerbstätig ist, jedoch der Umfang oder die Art ihrer Tätigkeit nicht ausreicht, um den Lebensunterhalt ihrer Einelternfamilie selbstständig zu erwirtschaften. 15,9 Prozent arbeiten auf 400.-Euro-Basis, 19 Prozent haben einen Midijob und verdienen monatlich höchstens bis zu 800.- Euro. Problematisch erscheint in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Einelternfamilien verglichen mit allen anderen Bedarfsgemeinschaften am längsten im Leistungsbezug bleiben. So beträgt der Anteil derjenigen, die nach einem Jahr noch Leistungen nach SGB II beziehen, rund zwei Drittel; nach

drei Jahren immer noch 45 Prozent (IAB Kurzbericht 05/2009, 2009). Diese sogenannten „Aufstocker“ gehen einem regulären Beschäftigungsverhältnis nach, sind aber zur Existenzsicherung auf ALG II-Leistungen angewiesen. Hervorzuheben ist, dass sich insbesondere alleinerziehende Aufstockerinnen durch eine überdurchschnittlich hohe Arbeitsmotivation auszeichnen: 62 Prozent von ihnen würden auch arbeiten, wenn sie auf das Einkommen nicht angewiesen wären (Heimer, Knittel & Steidle, 2009).

Aus den Zahlen wird deutlich, dass alleinerziehende Personen in Deutschland ganz besonders von materieller Unterversorgung betroffen sind und dass es immer noch ein deutliches Armutsrisko darstellt, alleinerziehend zu sein. Vergleicht man die unterschiedlichen Haushaltstypen anhand der Armutgefährdungsquote (nach Sozialtransfers) weisen Haushalte von Alleinerziehenden mit 37,1 Prozent das höchste Gefährdungspotential auf, vor Alleinlebenden (32,3%) und Paarfamilienhaushalten mit zwei Kindern (8,7%) (Statistisches Bundesamt, 2013).

Neben der zentralen Bedeutung der Erwerbssituation für das materielle Wohlergehen einer Einelternfamilie muss an dieser Stelle aber auch der Aspekt mangelnder bzw. unzureichender Unterhaltszahlungen des getrennt lebenden Elternteils berücksichtigt werden. Bei 81 Prozent aller Alleinerziehenden bestehen Unterhaltsansprüche für sich und gemeinsame Kinder an den früheren Partner. Lediglich die Hälfte der Unterhaltsberechtigten erhält allerdings regelmäßig und in voller Höhe Unterhalt, während 26 Prozent den Unterhalt nur teilweise und 24 Prozent gar nicht erhalten. Berücksichtigt man, dass der Unterhalt bei Berufstätigen etwa 25 Prozent und bei Nicht-Berufstätigen sogar über 30 Prozent des monatlichen Einkommens ausmachen, wird die Bedeutung staatlicher Überbrückungsleistungen für ausfallende Unterhaltszahlungen deutlich (Institut für Demoskopie Allensbach, 2008).

Trotz allem gibt die überwiegende Mehrheit alleinerziehender Personen an, mit dem ihnen monatlich zur Verfügung stehenden Einkommen relativ gut bis gut zu Recht zu kommen, so lange alles in geordneten Bahnen verläuft. Schwierig wird es jedoch dann, wenn es zu unerwarteten zusätzlichen Ausgaben kommt. 69 Prozent aller alleinerziehenden Haushalte fehlt es an den entsprechenden finanziellen Kapazitäten, um solchen Umständen adäquat zu begegnen (Statistisches Bundesamt, 2013). Vielleicht ist das auch der Grund warum sich 46 Prozent der alleinerziehenden Mütter große Sorgen um ihre wirtschaftliche Entwicklung machen. Bei Müttern in Paarhaushalten ist dies in weit geringerem Umfang der Fall.

Trotz vieler Probleme und Belastungen, beurteilen Alleinerziehende ihre Fähigkeiten zur Alltagsbewältigung überwiegend positiv. Dabei heben sie in erster Linie ihre hohe Verantwortungsbereitschaft und ihre Fähigkeit, auch schwierige Situationen bewerkstelligen zu können, hervor (Sinus Sociovision, 2012). „Alleinerziehende Mütter sehen sich – insbesondere wenn die Kinder noch klein sind, das Verhältnis zum Ex-Partner ungeklärt und/oder die Vereinbarkeit von Beruf und Familie kaum gegeben ist – im aktuellen Alltag vor große Herausforderungen gestellt, die immer wieder spontane Umdispositionen erfordern, für die kaum Handlungsoptionen und –anpassungen vorhanden sind. Sie betrachten diese >>strukturellen<< Barrieren jedoch als >>Übergangsprobleme<<, die sich mit der Zeit legen werden (größeres Kind, Verbesserung der Jobchancen, Beendigung des Trennungskonflikts etc.) und sehen sich selbst als Bewältigungsoptimisten“ (Bundesministerium für Familie, 2011, S. 10). Zwar wünschen sich 83 Prozent aller alleinerziehenden Mütter ein Leben in einer Partnerschaft und sind mit ihrer gegenwärtigen Situation nur zu 49 Prozent zufrieden, der Zukunft blicken sie trotzdem optimistisch entgegen. Mit 70 Prozent weisen sie eine beinahe ebenso hohe antizipierte Lebenszufriedenheit wie Mütter in Paarhaushalten (76%) auf (Bundesministerium für Familie, 2012, S. 12).

Als besonders hilfreich für das persönliche Wohlbefinden stellen sich immer wieder soziale Netzwerke heraus, die unter anderem Unterstützung bei der Alltagsbewältigung mit Kindern bieten. Empirische Befunde verweisen jedoch auch darauf, dass die sozialen Netzwerke alleinerziehender Eltern aus unteren sozialen Schichten kleiner sind und damit potentiell weniger Unterstützung bieten (Bundesministerium für Familie, 2009).

Alleinerziehende Mütter sind sowohl körperlich als auch psychisch stärker belastet als verheiratete Mütter. So geben sie beispielsweise mehr als doppelt so häufig psychische Erkrankungen (24,7%) an als im Vergleich zu verheirateten Frauen (10,9%). Auch schätzen sie ihren gesundheitlichen Zustand schlechter ein, sind damit unzufriedener und machen sich auch mehr Sorgen um ihre Gesundheit. Bei einer differenzierteren Betrachtungsweise zeigt sich jedoch, dass alleinerziehende Mütter nicht per se eine gesundheitliche belastete Bevölkerungsgruppe darstellen. Entscheidenden Einfluss hat die jeweilige Ressourcenausstattung der alleinerziehenden Person. Hier erweisen sich eine gesicherte materielle Situation durch existenzsichernde Erwerbstätigkeit und umfängliche soziale Unterstützung als wesentliche gesunderhaltende Faktoren (Helfferich, Hendl-Kramer & Klindworth, 2003).

## 2.2 Einelternfamilien im familiensoziologischen Diskurs

Der Blick auf die statistische Realität zeigt eine reale Zunahme des Anteils von Einelternfamilien an allen Familienformen in Deutschland. Die tendenzielle Zunahme dieser Lebensform dient - neben anderen zu beobachtenden Veränderungen familialen Zusammenlebens - häufig als Indiz für den sozialen Wandel von Familienformen insgesamt. Diese gefühlten, erlebten und beobachteten Veränderungen greift der familiensoziologische Diskurs auf und führt dabei stets auch die Einelternfamilien, bzw. die Bevölkerungsgruppe der Alleinerziehenden, als Schöpfung und Ergebnis dieses gesellschaftlichen Wandels im Munde. Einelternfamilien dienen unter familientheoretischen Gesichtspunkten als empirischer Beweis gesellschaftlicher Veränderungen des sozialen Zusammenlebens.

Um aber überhaupt einen Wandel diagnostizieren zu können, bedarf es einer zur Norm erhobenen Lebenssituation, die als Vergleichsmatrix dienen kann. Erst dann offenbart sich ein Unterschied. Die familiensoziologische Theoriediskussion orientierte sich lange Zeit, implizit oder explizit, am Bild der bürgerlichen Kleinfamilie, „welches die lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau fordert, die mit ihren gemeinsamen Kindern in einem Haushalt leben und in der der Mann Hauptnährer und Autoritätsperson und die Frau primär für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig ist“ (Peuckert, 2012, S. 20). Erstaunlich ist, dass dieses normative Leitbild bürgerlicher Familienkultur nur für einen relativ kurzen Zeitraum, nämlich von ca. Mitte der 1950er bis Anfang/Mitte der 1970er Jahre, der tatsächlich gelebten Realität der meisten erwachsenen Bundesbürger entsprach (Nave-Herz, 2013, S. 19). Demgemäß gilt diese Periode auch als „the golden age of marriage“. Konstitutiv für das damalige Familienverständnis war die lebenslange Ehe zwischen Mann und Frau, was Tyrell (1979) veranlasste von einer „institutionellen Dignität“ (Tyrell, 1979) zu sprechen. Eheschließung und Familiengründung waren deckungsgleich und entsprachen dem selbstverständlichen Normalverhalten. Es kam zur Institutionalisierung von Ehe und Familie. Neben dem im Laufe der Jahrhunderte entwickelten Recht auf Eheschließung, trat nun die Pflicht zur Ehe- und Familiengründung, die ein jeder und eine jede im Laufe ihres Lebens als soziale Norm verinnerlichte. Die bürgerliche Kleinfamilie wurde zur dominanten Familienform, zur sogenannten „Normalfamilie“ (Peuckert, 2012, S. 17; Nave-Herz, 2013). Der Begriff „Normalfamilie“ transportiert all jene Vorstellungen, „die verbindlich bestimmen, wodurch sich eine Familie >eigentlich< auszeichnet, wie eine >richtige< Familie ist und auch welche Verpflichtungen an die Mitglieder bestehen“ (Böhnisch & Lenz, 1997, S. 34).

Seit den 1970er Jahren zeichnet sich eine zunehmend differenziertere Familienrealität ab. Jenseits der Normalfamilie finden sich immer öfter auch nichteheliche und/oder gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, Alleinerziehende, Arrangements des ‚living-apart-together‘ oder Alleinstehende. Tendenz steigend. Als demografische Ursachen für diese schleichen Veränderungen werden Zeitpunkt der Eheschließung, Heirats- und Scheidungshäufigkeit, Fertilität und Haushalts- und Familientypenentwicklung ausgemacht. Aber auch die Möglichkeiten der Geburtenregulation, die Nivellierung des Scheidungs- und Steuerrechts, die Veränderungen im Familienlastenausgleich und die fortschreitende Bildungsexpansion, namentlich der Frauen (Grundmann & Hoffmeister, S. 159), gelten als Bedingungsfaktoren einer zunehmenden Pluralisierung sozialer Lebensformen und eines Gestaltwandels familialen Zusammenlebens.

Mit dieser pluralen Vielgestaltigkeit möglicher Lebensformen geht, so vermutet Tyrell (1988), ein Bedeutungsverlust der bürgerlichen Kleinfamilie einher. Entsprechend seiner vor-gängigen Überlegungen beschreibt er diesen als De-Institutionalisierung der Familie (Tyrell, 1988). „Der wichtigste Aspekt der Deinstitutionalisierung betrifft die *Auflösung und Entkopplung des bürgerlichen Familienmusters*. Die für die bürgerliche Ehe- und Familienordnung geltende institutionelle Verknüpfung von Liebe, Zusammenleben, lebenslanger Ehe, exklusiver Monogamie und biologischer Elternschaft lockert sich, wird unverbindlicher“ (Hill & Kopp, 2013, S. 26).

Was ist jedoch gemeint, wenn man von Pluralisierung spricht? Hat die diagnostizierte Auflösung und Entkopplung des bürgerlichen Familienmusters tatsächlich umfängliche Gültigkeit erlangt? Oder ist für die aktuelle Situation vielmehr eine andere Art der Entkopplung zentral, nämlich die zwischen Familienideal und gelebter Realität?

Wenden wir uns zunächst der ersten Frage zu. Was soll mit der Formel von der Pluralisierung der Lebensformen ausgesagt werden? Geht es um das Auftreten *neuer Formen* des Zusammenlebens und damit um eine allgemeine Form von Pluralisierung, oder geht es um die bloße Verschiebung der quantitativen *Verteilung auf vorhandene Typen* sozialen Zusammenlebens, mithin um eine Pluralisierung in spezifischerem Sinne? Zweites dürfte der Fall sein, denn "zumindest hinsichtlich der allgemeinen Konzeption macht ein Blick auf die Ergebnisse der historischen Sozial- und Familienforschung schnell klar, dass sich so gut wie alle Familienformen in den verschiedensten geschichtlichen Epochen finden lassen - wenn natürlich auch in unterschiedlicher Häufigkeit und aufgrund unterschiedlicher verursachender Mechanismen.

Die These der Pluralisierung kann also sinnvollerweise nur hinsichtlich der spezifischeren Konzeption der Heterogenität aufrechterhalten werden" (Hill & Kopp, 2013, S. 255). Dies hat auch für die familialen Lebensform „Einelternfamilie“ Gültigkeit. Bis ins 18. Jahrhundert hinein, in besonderem Maße aber auch nach den beiden großen Weltkriegen, war der Anteil alleinerziehender Mutter- und Vaterfamilien an allen Familienformen ebenfalls groß. Eine vielfältige Zusammensetzung des engsten Familienkreises war damals – ebenso wie auch heute wieder – alles andere als unüblich (Nave-Herz, 2013, S. 21). Neben Alleinstehenden und verheirateten Paaren mit und ohne Kinder, waren ehedem auch Stief-, Adoptions-, Patchwork- und Einelternfamilien in der Bevölkerung anzutreffen. Mit Ausnahme gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften lassen sich im Rückblick auf vergangene Jahrhunderte bereits alle aktuell praktizierten Formen sozialen Zusammenlebens wiederfinden. So gar die neuen Formen der Vergemeinschaftung und Kommunenbewegung scheinen mit ihrer Intention des gemeinsamen Lebens und Arbeitens Anleihen am Familientypus des „Ganzen Hauses“ (Brunner, 1966) zu nehmen, bei dem Haushalts- und Produktionsgemeinschaft zusammenfielen und der bis ins 18. Jahrhundert hinein als Familienideal galt (Nave-Herz, 2013, S. 19).

Bleibt der Blick auf die quantitative Verteilung auf vorhandene bzw. „wiederbelebte“ Formen des Zusammenlebens. Hier bestätigen die Ergebnisse der empirischen Familienforschung eine Zunahme der heterogenen Verteilung. Dies gilt indes nur, wenn man die Werte Anfang der 1970er Jahren mit denen aus dem Jahre 1995 vergleicht. In diesem Fall zeichnet sich eine entsprechende Heterogenität sowohl bei den familialen als auch bei den nicht-familialen Lebensformen ab (Huinkink & Wagner, 1998, S. 99). Folglich kann auch der spezifischen Form von Pluralisierung nur eine begrenzte Aussagekraft attestiert werden. Sie gilt im Rahmen des Vergleichskorridors: golden age of marriage und heute.

Ungeachtet weiterer oder engerer zeitlicher Vergleichshorizonte bleibt festzuhalten, dass sich aktuell ein sozialer Wandel der Familienformen abzeichnet, wie es jedoch allgemein für das soziale Zusammenleben üblich ist, denn „Ehe und Familie haben sich in unserem Kulturreis immer wieder gewandelt“ (Nave-Herz, 2013, S. 18).

Zur Erklärung der sich aktuell vollziehenden Pluralisierungs- und Wandlungsprozesse wird vielfach auf zwei besonders prominente makrotheoretische Erklärungsansätze zurückgegriffen, die aus diesem Grund kurz eingeführt werden sollen. Es handelt sich dabei um die Theorie gesellschaftlicher Differenzierung privater Lebensformen (Meyer, 1993) und um die These zunehmender Individualisierung westlicher Industrienationen (Beck, 1986).

Aus differenzierungstheoretischer Sicht stellt die wahrgenommene Pluralisierung der Lebensformen eine Fortsetzung der Binnendifferenzierung des modernen Familienmodells dar. Meyer (Meyer, 1993) schlussfolgert, in Anlehnung an die Theorie gesellschaftlicher Differenzierung (Durkheim, 1893), dass die gestiegenen Anforderungen der Arbeitswelt zu einer Entkopplung von Privatleben und dem Leben in einer Familie geführt haben. Dadurch sei das Monopol der bürgerlichen Kleinfamilie aufgebrochen worden und neue Subsysteme des privaten Zusammenlebens konnten entstehen. Dementsprechend stellt der wahrgenommene Wandel der Familie tatsächlich gar keinen Bruch in der Entwicklung dar, sondern eine folgerichtige Fortsetzung des evolutionären Prozesses der zunehmenden Ausdifferenzierung sozialer Systeme. Die fortschreitende Differenzierung privater Lebensformen wird verstanden als logische Reaktion auf die konstatierten gesellschaftlichen Veränderungen mit dem Ziel, das Gleichgewicht des Gesamtsystems aufrecht zu erhalten. Der Wandel der Lebensformen wird nach strukturfunktionalistischem Ermessen als Prozess der Ausdifferenzierung von Privatheit verstanden.

Anders argumentiert die Individualisierungsthese (Beck, 1986). Deren Protagonisten gehen davon aus, dass die zunehmenden Pluralisierungerscheinungen familialer Zusammenschlüsse Ausfluss weitreichender gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse sind, die eng mit veränderten Produktions- und Marktverhältnissen korrespondieren. In diesem Kontext kommt es zu Individualisierungsschüben, die die Individuen zum einen aus überkommenen traditionalen sozialen Strukturen (Freiheitsdimension als struktureller Aspekt von Individualisierung) freisetzen. Zum anderen brechen Handlungssicherheit garantierende soziale Normen auf bzw. weg (Entzauberungsdimension als kultureller Aspekt von Individualisierung) und führen zu einem Verlust an traditionalen Sicherheiten (Beck, 1986, S. 206). Befreit von vormodernen sozialen Strukturen wie Stand, Schicht und Klasse und von kulturellen Normen, die beispielsweise dem Zusammenleben in der Familie ihre Gestalt gaben, stehen die Individuen nun in direkter Form gesellschaftlichen Instanzen gegenüber, was sie gleichzeitig mit der Notwendigkeit konfrontieren, neue Formen der sozialen Einbindung (Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension) (ebenda, 206) voranzutreiben. Förderhin ist das Individuum genötigt, seine Biografie selbst zu entwerfen und in Eigenverantwortung identitätsstiftend und kohärent zu gestalten. Auch wenn in diesem Zusammenhang von einem Mehr an individueller Freiheit und Selbstbestimmung ausgegangen wird, verbleiben die Individuen doch ihrer individuellen Bedürfnisstruktur verhaftet, die in ihnen die Sehnsucht nach emotionaler Wärme und sozialer Anerkennung nährt. Soziale Beziehungen verlieren also durchaus nicht an Bedeutung. Doch

erscheint es unter den gegebenen Arbeitsmarktbedingungen und dem Streben nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit und individueller Entfaltung immer schwieriger, dauerhaft kompatible partnerschaftliche Lebensentwürfe zu entwickeln. „Individualisierung begründet nicht so sehr eine Abkehr von Familie als vielmehr individuell nur schwer auflösbare Handlungs- und Entscheidungskonflikte“ (Huinkink & Konietzka, 2007, S. 108). Die Verbindlichkeit einer lebenslangen Ehe scheint unter den gegebenen Verhältnissen immer unwahrscheinlicher, die Bindung an Kinder und eigene Nachkommen allerdings bleibt. Entsprechend hoch ist die subjektive Relevanz, die Kindern und Elternschaft zukommt (Beck & Beck-Gernsheim, 1990). Nicht die Auflösung der Familie steht am Ende zunehmender Individualisierungsprozesse, sondern die Familie in anderem Gewand und modifizierter Struktur (Beck-Gernsheim, 1998). Beck-Gernsheim widerspricht damit Hoffmann-Nowotny (1995), der bereits die Aufkündigung der Familie am Horizont künftiger Entwicklungen aufscheinen sah (Hoffmann-Nowotny, 1995). Sie sieht vielmehr in der zunehmenden Individualisierung die bedingende Voraussetzung für Ehe und Familie auf der Basis romantischer Liebesvorstellungen. Damit transformiert Familie von der ehemaligen Wirtschaftsgemeinschaft der Vormoderne, zur „Gefühlsgemeinschaft“ (Beck-Gernsheim, 1986, S. 212) der Moderne. Das Individuum steht vor dem zunehmenden Zwang seinen Lebensverlauf selbst zu gestalten. „Biografien werden >>selbstreflexiv<<; sozial vorgegebene wird in selbst hergestellte und herzustellende Biographie transformiert“ (Beck, 1986, S. 216).

Um aber diese Handlungsfreiheit zur Gestaltung der eigenen biografischen Umstände nutzen zu können, um also ein Leben nach eigener Wahl führen zu können, bedarf es neben basaler Handlungsfähigkeiten auch der Fähigkeit zur rationalen Wahl (Hill & Kopp, 2013, S. 265). Nur so kann es den individuellen Akteuren gelingen, aus dem bunten Strauß der Möglichkeiten ein kohärentes Muster zu weben.

Mit dem Bewusstsein um die Begrenztheit rationaler Entscheidungen und des menschlichen Willens stellt sich an dieser Stelle dann aber doch die Frage, ob es statthaft ist, die diagnostizierte Pluralisierung der Lebensformen einzig und allein auf die willentliche Entscheidung der Individuen zurückzuführen? Betrachtet man die Vielfalt der Lebensformen unter handlungspraktischen Gesichtspunkten, dann zeigt sich rasch, dass „man die Wahl der Lebensform als ein Zusammenspiel verschiedener Typen von Gelegenheitsstrukturen, Ressourcen und Präferenzen“ (Huinkink & Wagner, 1998, S. 104) aber auch von strukturellen Zwängen betrachten muss und diese häufiger reaktiv auf biografische Entwicklungen, denn als freie Wahlhandlungen zustande kommen. „Die Mehrzahl der forschungspraktisch in den letzten Dekaden erkan-

deten Lebensformen [...] lassen sich immer auch als Reaktionen deuten; als Reaktionen auf biographisches Erleben, das kaum als echte Alternative im Sinne einer frei gewählten Entscheidung betrachtet und bezeichnet werden kann“ (Grundmann & Hoffmeister, S. 160). In Bezug auf Einelternfamilien haben Schneider et al. (2001) herausgearbeitet, dass diese Lebensform aus einem Zusammenspiel struktureller Gegebenheiten, worunter insbesondere das Verhalten des anderen Partners zu verstehen ist, und individuellen Wahlhandlungen hervorgeht<sup>4</sup>. „Darüber hinaus ist deutlich geworden, dass die Lebensform >>Alleinerziehend<< prozessinduziert und nicht als bewusst geplante Lebensform entsteht“ (Schneider, Krüger, Lasch, Limmer & Matthias-Bleck, 2001, S. 29).

Allein an der Frage nach den ursächlichen Bedingungen des Zustandekommens unterschiedlicher Lebensformen zeigt sich, dass soziale Phänomene, wie hier die Pluralisierung der Lebensformen, nicht nur makrostruktureller Erklärungsansätze sondern immer auch einer handlungstheoretischen Fundierung bedürfen. Nur so können die ursächlichen Bedingungen in ihrer lebensweltlichen Differenz verstanden – ja, schlechterdings die vielgestaltige Komplexität sozialer Wirklichkeiten und tatsächlichen familialen Zusammenlebens in seinen konstitutiven Inhalten erfasst werden.

Doch kehren wir an den Ausgangspunkt unserer Überlegungen zurück, um die zweite der dort aufgeworfenen Fragen zu beantworten, die Frage nämlich, inwieweit die von Tyrell bereits 1988 diagnostizierte Auflösung und Entkopplung des bürgerlichen Familienmusters tatsächlich umfängliche Gültigkeit erlangt hat? Oder ob nicht für die aktuelle Situation eine ganz andere Art der Entkopplung viel zentraler ist, nämlich die zwischen Familienideal und gelebter Realität?

Umfragedaten des Mikrozensus aus dem Jahr 2010 bekunden Welch ungebrochene Bedeutung Familie hat - und darunter verstehen 97 Prozent der Befragten ein verheiratetes Ehepaar mit Kindern. Vor allem bei jungen Menschen steht die Familie aktuell hoch im Kurs. Drei Viertel der unter 30-Jährigen ist sogar der Meinung man braucht eine Familie zum Glücklichsein (Bundesministerium für Familie, 2013, S. 12). Was sich daneben auch zeigt, ist eine schleichende Erweiterung des Familienbegriffs. Obgleich landläufig der Begriff ‚Familie‘ beinahe reflexartig mit dem Bild der ‚heilen‘ Normalfamilie assoziiert wird, zeigt sich eine sukzessive

---

<sup>4</sup> In vorliegender empirischer Erhebung bestätigte sich der Aspekt der freien Wahl, wie ihn Schneider et al. (2001) vertreten, nicht. Als subjektive Begründungsmuster der Lebensform ließen sich ungewollt auferlegter Zwang, zwangsläufig notwendige Entscheidung und bedingt freiwillige Wahl der Entscheidung, identifizieren.

Veränderung im Familienverständnis der letzten 13 Jahre. „Vier von fünf Befragten denken bei Familie auch an die zusammenlebende Dreigenerationenfamilie von Großeltern, Eltern und Kindern (82 Prozent). Deutlich häufiger als noch im Jahr 2000 erfahren auch unverheiratete Paare mit Kindern und Alleinerziehende Anerkennung und Akzeptanz als Familie. 2012 betrachten knapp drei Viertel der Befragten unverheiratete Eltern mit Kindern und mehr als die Hälfte der Befragten Alleinerziehende als Familie“ (Bundesministerium für Familie, 2013, S. 13). Die steigende Vielfalt zeichnet sich jedoch nicht als ein einheitlich durchgesetztes Muster ab. Sie korreliert mit Bildung, Alter und Urbanität (Hill & Kopp, 2013, S. 257).

Fasst man die entfalteten Gedankengänge zusammen zeigt sich, dass – trotz zunehmender Mannigfaltigkeit gelebter familialer Realität - dem Bild der bürgerlichen Kleinfamilie sowohl theoretisch als auch lebensweltlich weiterhin wesentliche Bedeutung beigemessen wird. Auch wenn sich langsam ein vielfältigeres Familienverständnis ausmachen lässt, dient das bürgerliche Bild der Kleinfamilie mit einer erstaunlichen Beharrungstendenz sowohl als wissenschaftliche als auch als lebenspraktische Reflexions- und Bewertungsmatrix.

An dieser Stelle soll aber die Diskussion der Diskrepanz zwischen sozialer Realität und bestehenden Familienleitbildern vorerst zurückgestellt werden, um sich der viel generelleren Frage zuzuwenden, wie sich die Familiensoziologie im Allgemeinen der gelebten Wirklichkeit ihres Gegenstandsgebiets zuwendet. Welche theoretischen Zugangsweisen legt sie ihren Analysen zu Grunde und im Rückgriff auf welche Theorietraditionen tut sie das?

Makrotheoretisch trägt Familie, als *soziale Institution*, zur Aufrechterhaltung und zum Fortbestand des gesellschaftlichen Gesamtsystems bei. Als soziales Teilsystem wird Familie durch kulturelle Leitbilder, typische Muster der Rollendifferenzierung ihrer Mitglieder und den ihr zugewiesenen Aufgaben charakterisiert (Huinink & Konietzka, 2007, S. 15). Zu den wesentlichen familialen Funktionen zählen Reproduktion, Sozialisation, Haushalts- bzw. ökonomische Funktionen und die Regeneration ihrer Mitglieder so wie deren soziale Platzierung (Schmidt & Moritz, 2009, S. 13). Als gesellschaftliches Teilsystem steht sie im Austausch mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen und Institutionen was insgesamt den Fortbestand der Gesellschaft gewährleistet. In Folge der dargestellten gesellschaftlichen Differenzierung (s.o.) veränderten sich die familialen Systeme aber nicht nur strukturell, sondern auch funktional. Ursprüngliche familiale Funktionen werden an andere Teilsysteme ‚ausgelagert‘. Erziehung und Betreuung von Kindern erfolgt in zunehmendem Maße innerhalb institutioneller Arrangements und die basale Alten- und Krankenpflege wurde dem wohlfahrtsstaatlichen System

überantwortet. „Im Gegenzug zu den Aufgabenbereichen, welche die Familie zum Teil an andere Institutionen verliert, entstehen in dieser Perspektive eine Reihe neuer Funktionen, bspw. im Freizeit- und Konsumbereich“ (Schmidt & Moritz, 2009, S. 14). Was bleibt, und sich forthin verstärkt, ist die Familie als Hort der Privatheit und intimen Bastion gegen eine zweckrational organisierte Berufs- und Arbeitswelt.

Damit tritt die Qualität der *innerfamiliären Beziehungen* ins Relief der Betrachtung. Dieses Untersuchungsspektrum geht zurück auf die Überlegungen Georg Simmels (Simmel, 1992) und seinen Darstellungen zu sozialer Interaktion und Wechselwirkung (Huinink & Konietzka, 2007, S. 19f.). Bahnbrechend waren auch die Arbeiten Burgess (Burgess, 1926). Er definierte Familie als sozialen Interaktionszusammenhang. Damit stellte er das wechselseitig auf einander bezogen Sein, das soziale Miteinander, der familialen Akteure in den Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses. Fortan war Familie auch als spezifische Form einer sozialen Gruppe von Interesse. In der Familiensoziologie folgen insbesondere interaktionstheoretische Ansätze einem solchen Verständnis von Familie. Aus dieser Warte heraus ist vor allem von Bedeutung, „wie sich Familie als generativ bestimmter Interaktionszusammenhang formiert, wie sie als ein solcher funktioniert, welche spezifischen Dynamiken familiale Generationenbeziehungen aufweisen (Lüscher & Liegle, 2003) und wie sich vor diesem Hintergrund innerhalb der Familie eine eigene Beziehungspraxis etabliert“ (Grundmann & Hoffmeister, 2009, S. 200). Damit tritt Familie als Interaktions- und Beziehungszusammenhang in den Fokus der Aufmerksamkeit, aber auch deren alltagspraktische Organisation und instrumentelle Herstellung im praktischen Vollzug wechselseitig koordinierten Tuns.

Als dritte und letzte Ebene interessiert sich die Familienforschung für die *Individuen* selbst und ihre individuelle Wohlfahrt (Huinink & Konietzka, 2007, S. 49f.). Für ihre Motive und Bedürfnisstrukturen, die es ihnen geboten erscheinen lassen Familien zu gründen und familiale Beziehungen zu pflegen, welche Mittel sie herfür einsetzen, auf welche Kompetenzen sie dabei zurückgreifen und auf der Grundlage welcher individuellen Handlungsorientierungen und Wertmaßstäben sie das alles tun. Um familiale Phänomene und Prozesse verstehen und ursächlich erklären zu können, muss das Handeln und Verhalten der Beteiligten untersucht werden (Huinink & Konietzka, 2007, S. 49).

Folgerichtig kann Familie aus ganz unterschiedlichen Perspektiven theoretisch wahrgenommen und empirisch erfasst werden. Bislang „verfolgt“ die Familiensoziologie ihren Gegenstandsbereich dabei zumeist jedoch entweder aus der einen oder aus der anderen, sprich ent-

weder aus einer Mikro- oder aus einer Makroperspektive. Was bislang fehlt, bzw. zwar intendiert aber noch nicht komplett umgesetzt wurde, ist die Verknüpfung dieser Perspektiven. Damit gelänge es, die gesamte Komplexität der sozialen Wirklichkeit familialer Lebensformen und -führung in den Blick zunehmen und gleichzeitig die Interdependenz der verschiedenen Ebenen zu berücksichtigen.

Huinink und Konietzka (2007) greifen dieses Defizit auf, und proklamieren als allgemein gültige Prinzipien der Familienforschung, „dass die makrostrukturelle Analyse der Familie ohne Bezug auf die Verhaltensmuster und Motivstrukturen der beteiligten Akteure nicht zu vollständigen Erklärungen führen kann. Umgekehrt ist das Studium des Aufbaus und der Pflege von familialen Beziehungen nicht ohne Bezug auf gesellschaftliche Rahmenbedingungen einerseits und Ressourcen sowie subjektiven Dispositionen individueller Akteure andererseits sinnvoll“ (ebenda, 21). Zudem sind sie sich dessen bewusst, dass Menschen durch spezifische Formen der Interaktion und Handlungskoordination Familien als Interaktions- und Beziehungszusammenhang herstellen und dabei ihre jeweiligen Erfahrungswelten mit einander verschränken (ebenda, 21). Entsprechend halten sie für die Familienforschung eine diachrone Betrachtungsweise auf allen Ebenen der Analyse für unverzichtbar. „Auf der Makroebene verweist diese auf den sozialen Wandel der strukturellen und institutionellen Einbettung der Familie in die Gesellschaft. Auf der familialen Beziehungsebene verweist sie auf den jeweils besonderen Familienverlauf. Auf der Individualebene richtet sie das Augenmerk auf die Einbettung des familialen Handelns in den individuellen Lebenslauf, der aus verschiedenen Tätigkeits- und Handlungsfeldern besteht, die miteinander in Einklang zu bringen sind“ (ebenda, S. 21f.).

Allerdings steht der Familiensoziologie aktuell noch kein hinlänglich ausgereiftes Modell zur Verfügung, um die geforderte erklärunsgslogische Verknüpfung aller drei dargestellter Ebenen theoretisch angeleitet leisten zu können. Um diesen Anspruch der Familiensoziologie einzulösen bedürfte es eines Konzepts, das in der Lage ist, das komplexe Zusammenspiel von Mikroprozessen und Makrostrukturen theoretisch zu erfassen. Der Rückgriff allein auf die bestehenden Theorietraditionen scheint hierfür nur bedingt geeignet. Weder Strukturfunktionalismus noch Interaktionismus befassen sich explizit mit der wechselseitigen Verwobenheit von Handeln und Struktur, und fokussieren damit auf den Spannungsbogen von Individuum und Gesellschaft, an dessen Knotenpunkt sich das Leben von Familien entfaltet.

Die vorliegende Studie zur Lebenssituation von Einelternfamilien im ländlichen Raum möchte sich aber genau mit dieser *Gemengelage an unterschiedlichen Bedingungs- und Vollzugsfaktoren* auseinandersetzen. Mit der Arbeit soll der Versuch gewagt werden sich der komplexen sozialen Wirklichkeit gelebter familialer Zusammenhänge - am Beispiel von Einelternfamilien im ländlichen Raum – anzunähern, und dabei sowohl die *gesellschaftlichen Rahmenbedingungen*, die *familialen Beziehungen* als auch die *Verhaltensmuster* und *Motivstrukturen* der *beteiligten Akteure* (hier der befragten Erwachsenen) in den Blick zunehmen und deren *wechselseitige Verwobenheit* zu berücksichtigen. Dies erfolgt im Rückgriff auf einen ganzheitlichen sozialisationstheoretischen Ansatz und einem Verständnis von *Sozialisation als eines lebenslangen Prozesses* aus dem sowohl eine *gemeinsame Praxis der Lebensführung* als auch der *Persönlichkeitsentwicklung* hervorgehen. Die sozialwissenschaftliche Kernkategorie der Sozialisation nimmt genau den intendierten familiensozialen Aspekt des Mikro-Makro-Bezugs sozialen Handelns und menschlicher Gemeinwesen in den Blick. Die Nutzung einer derartigen sozialisationstheoretisch angeleiteten Perspektive erscheint mir ein gangbarer und durchaus lohnenswerter Weg, um die mikro- und makrotheoretischen Zugänge in der Familienforschung einander ein stückweit näher zu bringen.

Um die intendierte Verschränkung mikrosozialen Handelns, mesostruktureller Beziehungen und makrostruktureller Bedingungen leisten zu können, bedarf es jedoch erst der Einführung des der Arbeit zu Grunde liegenden sozialisationstheoretischen Rahmens, unter dessen Blickwinkel die empirische Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien anschließend beleuchtet werden soll.

Hierzu ist ein theoretisch-konzeptioneller Exkurs notwendig, der die theoretischen Grundlagen für die anschließende Forschungsarbeit schafft. Die nachstehenden Ausführungen sind in weiten Teilen überwiegend grundlagentheoretisch angelegt. Sie sind dazu gedacht eine profunde sozialisationstheoretische Ausgangsbasis für die nachfolgende Untersuchung zu schaffen. Ausgehend von den *humanspezifischen Voraussetzungen von Sozialisation* (1) wird das zugrunde liegende sozialisationstheoretische Modell konzeptionell sowohl *handlungstheoretisch* als auch *praxistheoretisch* (2) verankert. Darauf aufbauend wird die *theoretische Heuristik* der Studie entfaltet, in der *Sozialisation* sowohl *als soziale Praxis* (3.1) als auch *als Handlungsbefähigung* (3.2) dargestellt wird. Abgeschlossen wird dieses Kapitel durch die *forschungsleitende Heuristik* mit dem Titel *,die familiale Lebensform Einelternfamilie als Sozialisationszusammenhang‘*.

### 3 Theoretische Rahmung - Sozialisation

Die sozialwissenschaftliche Kernkategorie ‚Sozialisation‘ verweist auf den Mikro-Makro- bzw. Makro-Mikro-Bezug sozialen Handelns und menschlicher Gemeinwesen, und spricht damit zugleich ein zentrales Problem der Soziologie an (Grundmann, 2010, S. 539). Arbeiten zur Sozialisationsforschung lassen sich neben der Soziologie, u. a. auch in den Erziehungswissenschaften und der Psychologie, vor allem der Sozial- und Persönlichkeitspsychologie, aber auch in der Ethnologie, der Kulturanthropologie und der Soziobiologie wiederfinden. Dabei zeigen sich disziplinspezifische Begriffsfärbungen, die auf ein dahinterliegendes weitgespanntes interdisziplinäres Forschungsfeld hinweisen. Rückblickend auf die diesbezüglichen Forschungstätigkeiten in den letzten dreißig Jahren charakterisieren Geulen und Veith (Geulen & Veith, 2004) den Sozialisationsbegriff als ein expandierendes Paradigma, dem gleichwohl bislang ein, diese Vielfalt einigendes, integratives Theoriekonzept fehlt. Stattdessen beschäftigen sich die verschiedenen Disziplinen je nach fachlicher Ausrichtung mit unterschiedlichen Aspekten von Sozialisation. Liegt der Fokus des Erkenntnisinteresses mehr auf dem Handlungssubjekt, so interessieren insbesondere die Bedingungen und Prozesse von Kompetenz- und Persönlichkeitsentwicklung im Austausch mit den gegebenen sozialen Lebensverhältnissen sowie den Möglichkeiten der individuellen Teilhabe und Gestaltung dieser Verhältnisse durch das Individuum. Stehen dagegen soziale Bezugsgruppen und sozialstrukturelle Kontexte im Zentrum der Aufmerksamkeit, richtet sich der Fokus auf soziale Handlungsbezüge und Prozesse der gemeinsamen Lebensführung von Individuen sowie den daraus hervorgehenden Lebenspraxen<sup>5</sup>. Damit stellen sich die interdisziplinären Forschungstätigkeiten zur Sozialisation mehr als komplex und vielschichtig dar. Bei tiefergehender Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sich ein alle diese Arbeiten einigender gemeinsamer Kern ausmachen lässt, denn sowohl die Persönlichkeitsentwicklung als auch die Gestaltung sozialer Beziehungen und Lebensräume lassen sich auf dieselben grundlegenden Prozesse zurückverfolgen (Hurrelmann, Grundmann & Walper, 2008b, S. 27), die darin zum Ausdruck kommen, „dass durch das gemeinsame Handeln individueller Akteure soziale Strukturen (also soziale Umwelten) geschaffen werden, die interpretiert und bewertet werden, mithin erfahrungsgebildend wirken (also personale Strukturen formieren Anmerk.: A.W.) und so als Kontexte für die Persönlichkeitsentwicklung fungieren“ (Hurrelmann et al., 2008b, S. 17). Infolge-

---

<sup>5</sup> Den Begriff der Lebenspraxis zählt Wagner (2004) zu einem der Grundbegriffe der Sozialisationstheorie. „Lebenspraxis konstituiert sich [...] durch das im Handlungsvollzug der Subjekte Emergierende“ (Wagner, 2004, S. 187).

dessen wird in der aktuellen Theoriediskussion Sozialisation eine rekursive Struktur zugeschrieben, die aus den prozessualen Ko-Konstruktionen wechselseitigen sozialen Handelns zweier oder mehrerer Akteure hervor geht (Hurrelmann, Grundmann & Walper, 2008a; Grundmann, 2006; Grundmann, 2010). Herzstück sozialisationstheoretischer Fragestellungen ist letzten Endes immer das Zusammenspiel von Individuum und Gesellschaft (Grundmann, 2010, S. 539), an deren Schnittstelle sich die Wirkmechanismen der Individual- als auch Sozialgenese entfalten.

Ein Modell, um die so beschriebene >>Doppelnatur<< (Hurrelmann et al., 2008b, S. 17) von Sozialisation in ihrer gesamten Komplexität theoretisch nachzuzeichnen und analytisch zu fassen, bietet die Skizze einer allgemeinen Theorie der Sozialisation (Grundmann, 2006). In diesem integrativen Theoriekonzept werden die vielfältigen, interdisziplinären Forschungsperspektiven gebündelt und, durch die Rückführung auf die diese konstituierenden mikrosozialen Prozessstrukturen, systematisch aufeinander bezogen.

Dieses Modell, an dem sich die vorliegende Arbeit orientiert, bedarf jedoch einiger praxistheoretischer Ergänzungen, um die konkrete Praxis des Familienlebens in Einelternfamilien umfassend in den Blick zu nehmen. Denn Familie zu leben basiert nicht nur auf den reflexiven Prozessen vielfältiger intersubjektiver Handlungskoordinationen, sondern vollzieht sich auch im Rahmen vorreflexiver, körperbasierter Praktiken und der damit einhergehenden erlebnismäßigen Einbindung in konjunktive Erfahrungsräume. Auch diesen Prozessen ist eine sozialisatorische Wirkmächtigkeit inhärent.

Versteht man Sozialisation, wie es hier der Fall ist, als einen lebenslangen Prozess der wechselseitigen Bezugnahme, wird das in der traditionellen Sozialisationsforschung bis in die 1970er Jahre hinein vertretene Verständnis von Sozialisation als lebensphasenspezifische Entwicklungsaufgabe von Kindheit und Jugend (Faltermaier, 2008, S. 157) obsolet. Denn, situative Prozesse der Handlungskoordination und daraus emulzierende Handlungspraxen lassen sich grundsätzlich für alle Lebensphasen nachweisen. Obschon sich natürlich deren Formen im Lebensverlauf altersspezifisch wandeln. So erfordert die soziale Einbindung in und Teilhabe an verschiedenartigen Kontexten wie beispielsweise Familie, Schule, Gleichaltrigen Gruppen und Beruf, unterschiedliche Anpassungsleistungen und macht vielfältige Formen der Bezugnahme notwendig (Hurrelmann et al., 2008b, S. 23), damit aber auch verschiedenartige Beziehungserfahrungen erst möglich. Unabhängig von deren Qualität ist der Mensch stets in unterschiedliche soziale Beziehungen eingebunden, die sich im Laufe des Lebens verändern, auflösen oder neu etablieren. Darüber hinaus eröffnet die Teilhabe an sozi-

alen Praxen gemeinsamer Lebensführung den Zugang zu sozial geteilten Erfahrungen und Wissensbeständen, welche beispielsweise Rollenvorstellungen, normierte Handlungserwartungen und sozial-tradierte Vorstellungen von Wohlbefinden transportieren. Die Wiederholung sozial bestätigter Erfahrungen sedimentiert intrasubjektiv zu Überzeugungen, Haltungen und inneren Einstellungen, welche die Möglichkeitsräume, Deutungskontexte und Bewertungshorizonte zukünftiger potentieller Erfahrungen (vor-)strukturieren. Situative Analysen sozialisatorischen Prozessgeschehens müssen diesem Umstand Rechnung tragen, wollen sie nicht die Gefahr einer reduktionistischen Verkürzung von Komplexität auf sich nehmen. Bezogen auf Alleinerziehende heißt dies, dass deren sozialisationsgeschichtlich erworbenen individuellen Vorstellungen hinsichtlich (Geschlechts-)Rollen, Familienbildern und „gelingender“ Kindheit, aber auch deren Einstellungen hinsichtlich Elternschaft, respektive Vater- oder Muttersein, in die empirische Analyse sozialisatorischer Praxis mit eingehen müssen.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Sozialisation wird als lebenslanger Prozess konzipiert, in den die lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtungen der Beteiligten in Form von Identitätsvorstellungen, Wertorientierungen sowie habituellen Deutungs- und Handlungsmustern sowohl einfließen als auch daraus hervorgehen. Durch das Zusammenleben von Menschen etablieren sich je spezifische soziale Praxen in deren Rahmen sich soziale Formierungsprozesse und Verkettungen von Praktiken realisieren, die ihren Niederschlag in individuellen Handlungsbefähigungen und sozialen Beziehungen finden als auch spezifische Sinn- und Wissenshorizonte aufspannen. Das hier vertretene theoretische Konzept von Sozialisation, als spezielle Form sozialer Praxis, fußt sowohl auf handlungs- als auch praxistheoretischen Überlegungen und Konzeptualisierungen.

Bevor nun der sozialisationstheoretische Bezugsrahmen der empirischen Arbeit näher ausgeführt wird, soll ein kurzer Blick auf die basale Frage der Sozialität des Menschen geworfen werden, da sich in dieser sowohl die Fähigkeit als auch die Notwendigkeit zur Sozialisation des Menschen begründet. Denn, Sozialisation ist zwar ein ergebnisoffener, aber durchaus voraussetzungsvoller humanspezifischer Prozess.

### 3.1 Der Mensch als soziales Wesen -humanspezifische Voraussetzungen von Sozialisation

Als biologisches Lebewesen ist der Mensch Teil einer organischen Welt. Zugleich ist es ihm Kraft seines Geistes möglich, sich von dieser Welt zu distanzieren und sich selbst als handelndes und erfahrendes Individuum zum Objekt zu machen (vgl. Scheler 1928; Plessner 1928). Angesichts dessen ist er in der Lage seine Umwelt entsprechend der eigenen Bedürfnisse zu gestalten. „Weltoffenheit“ (Scheler, 1995 (Ersterscheinung 1928)) und „exzentrische Positionalität“ (Plessner, 1975 (Ersterscheinung 1928)), aber auch die Einschätzung des menschlichen Organismus als „Mängelwesen“ (Gehlen, 1995 (Ersterscheinung 1940)) charakterisierten schon früh, aus Sicht der philosophischen Anthropologie, das Verhältnis des Menschen zur Welt. Der Mensch als *lern- und reflexionsfähiges Wesen*. Auf Grund seiner biologischen Ausstattung ist er aber, im Vergleich zur Tier- und Pflanzenwelt, darauf angewiesen, spezifische kulturelle Praktiken im Zusammenleben mit anderen zu entwickeln, um sein Überleben und die Reproduktion seiner Spezies zu sichern. Der Vollzug kultureller Praktiken macht die Abstimmung sozialer Handlungen und damit sowohl Kommunikation als auch Handlungskoordination notwendig. Die soziale Handlungsorientierung des Menschen zeigt sich unter anderem „in der Fähigkeit des Menschen, sich zu sozialen Gemeinschaften, Verbänden und abstrakten Sozialgebilden zusammenzuschließen und sich zu organisieren“ (Grundmann, 2006, S. 57). Der Mensch ist demnach immer auch ein *soziales Wesen*. Hierauf verweist der Begriff „Soziabilität“, auf die Fähigkeit des Subjekts zur Aufnahme und zum Erhalt sozialer Beziehungen (Esser, 1996, S. 161). Soziale Beziehungen vermitteln dem Menschen Formen sozialer Unterstützung, Anerkennung und Orientierung, mithin fortwährende Rückmeldung über sein gezeigtes Verhalten, was für ein psychisch gesundes Überleben unabdingbar ist. Die dabei vonstattengehende Reziprozität zwischen den Individuen stellt ein Grundprinzip menschlichen Handelns dar. Interaktionen, als soziale Akte (social act) der Wechselseitigkeit (Wagner, 2004, S. 185ff.) ermöglichen die Art von sozialer Verhaltenssteuerung und reflexiver Rückkopplung auf die der Mensch angesichts seiner Weltoffenheit existenziell angewiesen ist, um aus den schier unendlichen potentiellen Möglichkeiten menschlichen Daseins auszuwählen und damit Komplexität zu reduzieren. Diese menschliche Eigenschaft, auch auf eine soziale Form der Steuerung eigenen Verhaltens angewiesen zu sein, wird in der soziologisch ausgerichteten Anthropologie mit dem Begriff der Sozialität belegt (Esser, 1996, S. 161). Soziabilität und Sozialität ergänzen sich wechselseitig, bilden die Grundlage menschlichen Daseins, sind Quell jeglichen Bindungsverhaltens und Ursprung sozialer Handlungsorientierung. Die humanspezifischen Fähigkeiten zur Soziabilität und Sozialität sind

Basis jeden sozialisatorischen Geschehens und können entsprechend als Grundkategorien von Sozialisation (Wagner, 2004, S. 184) bezeichnet werden.

Kultivierte menschliche Praxis basiert neben egoistischen, insbesondere auf kooperativen Prozessen. Soziobiologische Erkenntnisse verweisen auf zwei Besonderheiten menschlichen Zusammenlebens, die beide auf gattungsspezifischen Fähigkeiten und Motivationen zur Kooperation beruhen: das Phänomen der kumulativen kulturellen Evolution und die Schaffung sozialer Institutionen (Tomasello, 2012, S. 10). Der Begriff der kumulativen kulturellen Evolution beschreibt den Prozess der Wissensaneignung und –weitergabe. Ein Individuum entdeckt eine besonders praktikable Umgangsweise oder erfindet ein problemlösendes, neues Artefakt. Andere ahmen sein Verhalten so lange nach, bis ein weiteres Individuum bestehende Artefakte oder Vorgehensweisen durch optimierte Praktiken ablöst. „Ebenso wie sie Gene erben, die sich in der Vergangenheit angepaßt haben, erben Individuen somit auf kulturellem Wege Artefakte und Vorgehensweisen, die die gesammelte Weisheit ihrer Vorfahren beinhalten. Bis heute sind die Menschen die einzige Tierart, die nachweislich Änderungen von Verhaltensweisen akkumuliert, die so immer komplexer werden“ (ebenda, S. 10). Soziale Institutionen, der zweite Aspekt kultureller Einzigartigkeit des Menschen, „bestehen aus einer Reihe von Verhaltensweisen, die durch verschiedene, wechselseitig anerkannte Normen und Regeln bestimmt werden“ (ebenda, S. 10). Diese beziehen sich beispielsweise auf die soziale Organisation des Zusammenlebens, die Existenzsicherung und die generative Reproduktion.

Die Schaffung sozialer Institutionen, wie die gesamte kulturelle Evolution, basiert auf artspezifischen sozial-kognitiven Fähigkeiten des Menschen und seiner Motivation mit anderen zu kommunizieren und seine Handlungen mit diesen zu koordinieren, mithin zu kooperieren. Kooperation beruht auf zwei grundlegenden Phänomenen: dem Altruismus, also der Bereitschaft anderen etwas zu geben, beispielsweise Wissen, ohne dabei an eigenen Nutzenkriterien orientiert zu sein, und der Kollaboration, als der individuellen Bereitschaft mit anderen zum Nutzen aller zusammen zu arbeiten (ebenda, 14). Dabei ist es unumgänglich Eigen- und Fremdinteressen aufeinander zu beziehen (Paul & Voland, 2003). Kooperation als Grundelement humanspezifischer Entwicklung bedarf folglich immer der Koordination individueller und sozialer Handlungsorientierungen. Und genau darin fußt Sozialisation, als „eine besondere Art der zwischenmenschlichen Kooperation und Handlungskoordination, die die Kultivierung reproduktiver Verhaltensweisen begünstigt und ein Gemeinwesen hervorbringt, das Handlungssicherheit und Unterstützung“ (Grundmann, 2006, S. 59) gewährleistet.

Aber woraus entsteht kooperatives Verhalten und wodurch wird es gestützt und auf Dauer gestellt? Hierzu liefern die vergleichenden Untersuchungen von Michael Tomasello zu Kleinkindern und Affen aufschlussreiche Erkenntnisse, die hinsichtlich des Menschen ihre Gültigkeit auch über die gesamte Lebensspanne nicht verlieren. Nach Tomasello (2012) ist der Mensch von Geburt an auf Kooperation angelegt. Mit zunehmendem Alter werden jedoch Inhalt und Umfang des kooperativen Verhaltens maßgeblich durch äußere soziale Faktoren im sozialisatorischen Prozess beeinflusst (ebenda, S. 36). Die Bereitschaft zur Kooperation hängt zum einen von den in der Bezugsgruppe bestehenden Normen und Werten ab. Ihre Weitergabe erfolgt weitestgehend durch den Einfluss von Vorbildern, durch Kommunikation und Instruktion. Die dabei vonstattengehenden Übernahme- und Aneignungsprozesse sind reflexiv und fußen auf der humanspezifischen Fähigkeit zur Perspektivenübernahme. Subjekte identifizieren sich mit den in ihrer Bezugsgruppe vorherrschenden Normen und Werten auf der Grundlage ihres genuin menschlichen Bedürfnisses nach sozialer Bindung, Zugehörigkeit und Anerkennung. Die individuelle Orientierung an sozialen Normen entspringt dem Wunsch nach Konformität und Anpassung, um soziale Zugehörigkeitsoptionen nicht zu gefährden. Sichergestellt wird diese Normakzeptanz durch die Autorität höher Gestellter (bspw. Erwachsene gegenüber Kindern) bzw. durch die Reziprozität unter Gleichgestellten (Piaget, 1935). Zum anderen wird die Kooperationsbereitschaft des Einzelnen durch seine Erfahrungen im Umgang mit Dritten bestimmt. In dem mit anderen gemeinsam Ziele entwickelt, die Aufmerksamkeit gebündelt und ein gemeinsamer konzeptueller Hintergrund entwickelt werden, wird eine kollektive, symbolische, institutionelle Realität geschaffen. Aus diesem, auf einander bezogenen, Tun gehen wechselseitige Verpflichtungsgefühle hinsichtlich des gemeinsam Geschaffenen hervor. Gemeinsame Absichten und Verpflichtungen, die durch geeinte Aufmerksamkeit und wechselseitiges Wissen geformt und durch kooperative Motivation umgesetzt werden, ermöglichen das Erleben „geteilter Intentionalität“ (Tomasello, 2012). Dieses ist sowohl mit einem übergeordneten >>Wir-Gefühl<< als auch mit dem Erleben von Abhängigkeit verbunden (ebenda, 44). In diesem Modus des Kooperationserlebens resultiert Normakzeptanz aus der Erfahrung geteilter Intentionalität und wirkt selbstverpflichtend. Eine Sicherstellung der Normbefolgung durch Autorität oder gegenseitige Verpflichtung (Reziprozität) verliert in diesem Fall seine Notwendigkeit.

Das *Aushandeln* gemeinsamer Handlungsziele erfordert die Abstimmung individueller Interessenslagen und Motive und verlangt nach bestimmten Formen der *Kommunikation*. Die *Realisierung* kollektiver Ziele ist indes an konkretes *Handeln* bzw. an die Umsetzung routinier-

ter *Praktiken* gebunden, und geht mit den Erfordernissen sozialer Handlungskoordination einher. Das konkrete „Miteinander Tun“ unterliegt dabei nicht zwangsläufig bewusster Reflexion, sondern kann auch mehr oder weniger intuitiv auf der Grundlage vorreflexiven, im Körper verankertem praktischen Wissens (Bourdieu, 1993) vonstattengehen.

Es stellt sich nun die Frage, auf welche neurophysiologische Vorgänge das Erleben geteilter Intentionalität innerpsychisch zurück zu führen ist? Wie ist ein wechselseitiges Verstehen, vor einer begrifflichen oder sprachlichen Vermittlung, einzig vermittelt über praktische Handlungsvollzüge überhaupt möglich?

Grundlegend hierfür sind zum einen die neurophysiologischen Strukturen des menschlichen Gehirns, die Gedankenprozesse wie Erfahrungsverarbeitung, Handlungsplanung, Abstraktion, Reflexion, Erkenntnis aber auch Kommunikation zum einen überhaupt erst möglich machen<sup>6</sup>. Darüber hinaus gestattet auf neuronaler Ebene ein System so genannter ‚Spiegelneurone‘ das Verstehen der Bedeutung der Handlungen anderer (Rizzolatti & Sinigaglia, 2012, S. 131). Das menschliche Gehirn verfügt neben Bewegungsneuronen, die für die Bewegungsausführung zuständig sind, auch über handlungssteuernde Nervenzellen. Diese „kennen den Plan einer gesamten Handlung und haben sowohl deren Ablauf als auch den damit angestrebten Endzustand, also den voraussichtlichen Ausgang einer Handlung, gespeichert“ (Bauer, 2005, S. 18). Beobachtet nun ein Mensch eine Handlung bei einem anderen, so erfolgt automatisch die Aktivierung desjenigen Hirnareals, das notwendig wäre, wollte die Person die Handlung selbst ausführen. Gleiches gilt auch, wenn die Person nur Teile der Handlung des anderen sieht und selbst allein das Hören einer Erzählung von einer Handlung reicht aus, um eine unbewusste Simulation der Handlung beim Zuhören herbeizuführen (Rizzolatti & Sinigaglia, 2012, S. 133). Das sich hier zeigende Spiegelungsphänomen versetzt die Netzwerke eigener Handlungsneuronen in Resonanz, und hebt deren Handlungsprogramm unwillkürlich in die innere Vorstellungswelt. „Dank dieser Einbeziehung ist es (...) dem Menschen möglich, die Bedeutung der beobachteten >>motorischen Ereignisse<< zu entschlüsseln, sie also als Handlungen zu verstehen, wobei das Verstehen keiner Vermittlung durch Denken, Begriffe und/oder Sprache bedarf, denn es beruht einzig und allein auf dem Wörterbuch der Akte und dem motorischen Wissen, von denen unsere Fähigkeiten zu handeln abhängt“ (ebenda, S. 131f.). So erlebt ein Mensch die Handlung nicht nur innerlich mit, sondern kann auch spontan

<sup>6</sup> Zur Entwicklung der Erkenntnisfähigkeit des Menschen liegen umfängliche sozialisationstheoretische Überlegungen vor Grundmann (2006); Hurrelmann (2006); Tillmann (2010), die für die vorliegende Arbeit grundlegend sind, aber an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden können.

und ohne nachzudenken deren Intention und Bedeutung verstehen. Selbstverständlich kann eine Handlung auch auf andere Weise, nämlich über kognitive Prozesse, die sich auf sensorische und visuelle Informationen stützen, verstanden werden. „Dennoch unterscheiden sich diese beiden Formen von Verstehen grundlegend. Nur in der ersten (mittels Spiegelungsprozesse ablaufender Form Anmerk. A.W.) führt das beobachtete motorische Ereignis zu einer Einbeziehung des Beobachters in erster Person, die ihm gestattet, es unmittelbar zu erleben, als ob er selbst der Ausführende wäre, und seine Bedeutung vollkommen zu verstehen. Die Tragweite dieses >>als ob<< hängt vom motorischen Wissen des Beobachters ab, sowohl seinem eigenen wie dem der Spezies“ (ebenda, S. 142f.). Das umfängliche Verstehen einer beobachteten Handlung anhand des Spiegelneuronensystems wird durch motorische Übung modelliert. Aus dem Erfahren eigener Bewegungsabläufe resultiert besagtes >>Wörterbuch der Akte<< (ebenda), ein motorisches Wissen, das im menschlichen Gehirn verankert ist und auf das bei der Beobachtung einer Handlung anderer spontan zurückgegriffen wird.

Dabei sind „die Programme, die Handlungsneurone gespeichert haben, [...] nicht frei erfunden, sondern typische Sequenzen, die auf der Gesamtheit aller bisher vom jeweiligen Individuum gemachten Erfahrungen basieren. Da die allermeisten dieser Sequenzen der Erfahrung aller Mitglieder einer sozialen Gemeinschaft entsprechen, bilden die Handlungsneurone einen gemeinsamen intersubjektiven Handlungs- und Bedeutungsraum“ (Bauer, 2005, S. 31). Der auf der Basis von Spiegelneuronen entstehende sozial geteilte Bedeutungsraum umfasst dabei nicht nur das Verstehen von Handlungen, sondern auch – und das ist gleichfalls wesentlich für die sozialisatorische Wirkung interaktiver Handlungskoordination – Vorgänge des Empfindens und Fühlens. Das Verstehen emotionaler Zustände anderer hängt von einem Spiegelungsmechanismus ab, „der die sensorische Erfahrung direkt emotional zu kodieren vermag“ (Rizzolatti & Sinigaglia, 2012, S. 185). Die neurophysiologische Fähigkeit zur emotionalen Resonanz schafft so die Voraussetzung für soziale Bindungen, Gefühle der Zugehörigkeit und das intuitive Verstehen anderer. Damit liefern Spiegelnerenzellen das neuronale Format für die Entstehung eines überindividuellen zwischenmenschlichen Handlungs- und Bedeutungsraums, sprich einer gemeinsam geteilten sozialisatorischen Praxis. Die gattungsspezifische Fähigkeit zur Spiegelung und Resonanz ist ausschlaggebend für die Entstehung sozialer Bindungen und ein intuitiv aufeinander abgestimmtes Verhalten innerhalb sozialer Bezugsgruppen. Sie sichert den sozialen Zusammenhalt und das Überleben des Einzelnen wie der Gruppe. Die Sicherung sozialer Bindungen entspringt dem biologisch verankerten Bedürfnis mit Bezugspersonen verbunden zu bleiben. Nicht nur >>survival of the fittest<< sondern auch

Passung, Spiegelung und Abstimmung ist als biologisches Kernmotiv der Gattung Mensch zu identifizieren. Denn Spiegelnervenzellen befähigen nicht nur zur Aufnahme sozialer Bindung, sie kommen auch erst im Rahmen zwischenmenschlicher Beziehungen zur Entfaltung (Bauer, 2005, S. 173).

Sozialisation basiert folglich auf der genuin menschlichen Fähigkeit und Notwendigkeit von Sozialität, die sich in den gattungsspezifischen Dispositionen von Erkenntnis, Kommunikation und Kooperation zeigt und die neurophysiologisch begründet werden kann durch die besondere Beschaffenheit des Gehirns, die sowohl kognitive Prozesse der Erfahrungsverarbeitung als auch Spiegelungssphänomene und Resonanzerleben ermöglicht. Soziale Interaktion ist der Modus operandi in dem die dargestellten Dispositionen zum Tragen kommen und sich Sozialisation auf Dauer vollzieht.

### **3.2 Handlungstheoretische und praxeologische Verankerung von Sozialisation**

Der Begriff der *sozialen Interaktion* beschreibt ein aufeinander bezogenes Handeln zweier oder mehrerer Personen (DUDEN, 1990). Erweitert man diese Definition über das häufig intentional gefärbte Verständnis sozialen Handelns hinaus, lässt sich soziale Interaktion allgemeiner als das *miteinander Tätig sein* zweier oder mehrerer Akteure beschreiben. Und genau in diesen mikrosozialen Prozessen des Zusammenwirkens von Menschen geschieht Sozialisation (Grundmann, 2006) - in ihrem praktischen, situativen miteinander Tun. Dieses *miteinander Tun* vollzieht sich *als eine Verkettung sozialer Praktiken* (Hillebrandt, 2010, S. 294) und *intentionaler Handlungsbezüge* und formiert auf diese Weise eine *Praxis gemeinsamer Lebensführung*. Praxis<sup>7</sup> wird durch die *leibhaftige Präsenz* interagierender Akteure hergestellt und bildet ihrerseits das Fundament körperlichen Erlebens und geistiger Auseinandersetzung. Der Tätigkeitsbegriff umfasst zwei Verhaltensmodi: das intentional, finalistisch ausgerichtete Handeln, als auch ein Handeln entlang häufig unbewusst vonstattengehender Routinen und Gewohnheiten<sup>8</sup>. Beide Modi tragen in je spezifischer Art und Weise zur Herstellung, Reproduktion und Veränderung sozialer Praxen bei und entwickeln jeweils eigene sozialisationspraktische Wirkmächtigkeit.

---

<sup>7</sup> Im Anschluss an Karl Marx formiert sich Praxis als sinnlich menschliche Tätigkeit Marx (S. 5–7).

<sup>8</sup> In dieser Sichtweise folge ich Bongaerts (2007), der die, seitens der Praxistheorie/n aufgemachte, Dichotomie von Handeln und Praktik kritisch hinterfragt.

Die soziale Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien konstituiert sich folglich sowohl aus der Performativität sozialer Praktiken und darin eingebetteter impliziter Wissensgehalte *als auch* aus bewussten, zweckrationalen Handlungen und der damit verbundenen Notwendigkeit der intersubjektiven Handlungskoordination, als Grundlage reflexiver Erkenntnisprozesse. Für eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die ge- und erlebte Praxis von Einelternfamilien erscheint es deshalb gewinnbringend, sowohl einen praxeologisch<sup>9</sup> als auch handlungstheoretisch verankerten Blickwinkel einzunehmen.

### **Vorreflexive, atheoretische Prozesse als Komponenten von Sozialisation (Erleben)**

Aus praxeologischer Perspektive wird soziale Wirklichkeit durch den Vollzug sozialer Praktiken körperlich-tätiger Akteure hergestellt. Praxis wird entsprechend als „ereignishafte Verketzung von Praktiken“ (Hillebrandt, 2010, S. 302) verstanden und als Vollzugswirklichkeit definiert. Nach Schatzki lassen sich diese Praktiken als Phänomene des „doing and saying“ (Schatzki, 1996, S. 89) von Körpern, mit physischen Dingen und anderen Körpern, beschreiben. Der Umgang mit Dingen, als sinnhafter Gebrauch von Artefakten, gilt als ein Teilelement sozialer Praktiken (Reckwitz, 2003). Der Umgang mit sozial Anderen ist an deren situative, körperliche (Co-)Präsenz gebunden. Aus verstetigten Formen bewährten miteinander Umgehens, und den damit einhergehenden Abstimmungsleistungen zwischen Körpern bzw. Körpern und Dingen, geht eine spezifische Praxis gemeinsamer Lebensführung hervor, die die sozialen Akteure auf der Grundlage ihres körperlichen Tätig seins immer wieder aufs Neue herstellen, reproduzieren bzw. verändern. Die Reproduktion bestehender sozialer Ordnungen des Zusammenlebens, als auch deren Wandel, resultiert also aus dem wiederkehrenden Vollzug anerkannter sozialer Praktiken. Demzufolge kommt wissensbasierten Routinen und Gewohnheiten eine besondere Rolle zu. Was aber keineswegs heißen soll, dass Praktiken deterministisch zu fassen sind. Vielmehr können sie durch Unberechenbarkeiten jederzeit „gestört“ werden und sind dadurch veränderbar. Demzufolge sind Praktiken im Spannungsfeld von Routine und Unwägbarkeit zu verorten. Letztere resultiert unter anderem aus der situativen Kontextualität von Praktiken, der losen Kopplung verschiedener sozialer Praxen, der vielgestaltigen Struktur des Subjekts und der Zeitlichkeit von Tätigkeiten (Reckwitz, 2003). Damit ist Praxis als ein dynamischer, nie endender sozialer Prozess anzusehen, der sich aus „Ereignissen, die operativ aufeinander bezogen sind“ (Hillebrandt, 2010, S. 294) ergibt.

---

<sup>9</sup> Die vorliegende Studie zeigt sich damit anschlussfähig an Überlegungen hinsichtlich einer praxeologischen Fundierung sozialisatorischer Vermittlungsprozesse Schmidt (2012).

Dabei erfordern soziale Praktiken immer auch die „‘skillful performance’ von kompetenten Körpern“ (Reckwitz, 2003, S. 290). Denn der Mensch ist nicht nur *leibhaftig* Teil sozialer Praktiken, sondern in seiner Körperlichkeit zugleich selbst manifestierte soziale Praktik. Hände, Füße, Arme, Beine und der Kopf, sowie deren koordinierter Einsatz, schaffen zwar überhaupt erst die Voraussetzung für tätiges Teilhaben an sozialen Prozessen und Praktiken. Doch der Körper ist nicht nur die materielle Basis von Sozialität, sondern performiert sich zugleich auch als das Ergebnis eines sozialen Konstruktionsprozesses {vgl. dazu Bauer 2008 #336}. Wo sonst als im Körper könnten soziale Erlebnisse und Erfahrungen sedimentieren und sich manifestieren; und wie sonst als mit dem Körper können diese zum Ausdruck gebracht werden? Der Körper ist das Produkt sozialer Prägungen, Normierungen und sozialer Konstruktionen, welche sich in den habituell geformten Bewegungen und Haltungen, in der Mimik und Gestik sozialer Akteure widerspiegeln. „Der Körper [ist] dem Handelnden nicht einfach gegeben, sondern nur über ein Körperschema zugänglich [...], das sich intersubjektiv konstituiert, [...] [entsprechend] ist das Verhältnis des Handelnden zu seinem Körper zutiefst von den Strukturen der sozialen Beziehungen geprägt, in denen er aufwuchs“ (Joas & Knöbl, 2004, S. 716). Mit der körperlichen Darstellung inkorporierter Erfahrungen geht zeitgleich ein weiterer Prozess einher: der Ausdruck von Zugehörigkeit, bzw. die Zurschaustellung von Distinktion. In der Stilisierung von Körpern offenbaren sich soziale Relationen, werden diese zum Medium symbolischer Positionierungen (Bourdieu, 1982) im hierarchisch strukturierten Gesellschaftsgefüge. Demgegenüber stehen Handlungserwartungen und Verhaltenserfordernisse, die von spezifischen Handlungsfeldern ihrerseits an die sozialen Akteure herangetragen werden. So sieht beispielsweise eine ‚skillful‘ performierte Rede vor dem Deutschen Bundestag anders aus, als die couragierte Unterstützung des FC Bayerns durch ihre Fans in der Südkurve der Allianz-Arena in München. Die Legitimität bzw. Illegitimität von Körperhaltungen und –praktiken variieren entsprechend überindividueller Handlungskontexte. An diesem Punkt stellt sich die Frage, wie bzw. wodurch soziale Akteure über kontextangemessene Verhaltensweisen informiert werden? Wie erfolgt die Wissenstransformation interindividuell angemessener Körperpraktiken in intraindividuelle Körperkonzepte und kompetente Performance? Kernelement sozialer Praktiken, und zudem ihr Verbindungselement, stellen implizite Wissensgehalte (Polanyi, 1985) dar. Dieses implizite, praktische Wissen ist vorreflexiv und körperbasiert. Es umfasst ein sogenanntes „knowing how“, dass Auskunft darüber gibt, wie mit Dingen oder vorherrschenden Gegebenheiten praktisch umzugehen ist. Das Phänomen dieser inkorporierten, gleichsam körperlich eingeschriebenen Wissensstrukturen, lässt sich, wie bereits weiter oben erläutert, auch neurophysiologisch begründen: Ein Netzwerk aus Spiegel-

nervenzellen im menschlichen Gehirn ermöglicht eine Art intuitives Verstehen zwischen den Akteuren, in dem sie auf ihr *einverleibtes*, unbewusstes Erfahrungswissen, ihr >>Wörterbuch der Akte<<, und die damit gleichzeitig kodierten Empfindungen, zurückgreifen. Entsprechend sind soziale Praktiken auch mit bestimmten Mustern des Fühlens oder Formen des Denkens verbunden (Reckwitz, 2003, S. 290), die der handelnde Akteur unbewusst durch teilnehmendes Praktizieren, oder durch das Beobachten tätiger Anderer, gleichsam in sich aufnimmt. Damit wird der Körper gleichermaßen zum Speicherort als auch zum Ausdrucksmedium sozial präformierter, habitueller Dispositionen des Denkens, Fühlens, Wahrnehmens, Bewertens und Handelns (Bourdieu, 1982). Soziale Akteure sind hinsichtlich ihrer Dispositionen sowohl in spezifische Praxen verwickelt, als diese auch durch die Praxis selbst hervorgebracht und geformt (vgl. Grundmann, 2006) werden. Implizites Wissen ist also sozialisationshistorisch fundiert.

Implizites, praktisches Wissen formiert inkorporierte Sinnzusammenhänge, die sozialen Akteuren ein intuitives Gespür für die Anforderungen der augenblicklichen Situation geben. Dieser praktische Sinn (Bourdieu, 1993) resultiert aus der biografisch aufgeschichteten Teilhabe an vorgängigen Situationen und sozial geteilten, individuell bedeutsamen Erlebnissen. Dabei darf nicht übersehen werden, dass situative soziale Handlungsbezüge immer schon durch objektive, gesellschaftliche Gegebenheiten gerahmt und durch kulturelle Manifestationen vorstrukturiert sind. Praktischer Sinn ist demnach zwar immer ein körperbasiert, aber sozialer Sinnzusammenhang. Der entlang sozialer Aktivitäten (Praktiken) angeeignete praktische, inkorporiert Sinn, befähigt die Akteure routinemäßig, nach den Maßgaben je spezifischer sozialer Praxen, angemessen zu handeln. Darüber hinaus bildet er ein im Hintergrund „ablaufendes“, unbewusstes Präferenzsystem für zweckrationale Handlungen und deren Motive. Die Vermittlung der Wissenselemente erfolgt im praktischen Vollzug, das heißt, sie werden durch Teilhabe, Anschauung und Nachahmung übernommen, und nicht, wie oftmals theoretische Wissensaspekte, durch kommunikative Unterweisung. Zuweilen kann dieses Wissen auch gar nicht expliziert werden, bzw. bedarf nicht seiner Explikation (Reckwitz, 2003, S. 290), da es aus dem praktischen Vollzug selbsterklärend ist, bzw. sich nur aus diesem selbst erklären kann. Implizites Wissen ist atheoretisch, es ist vorreflexiv und damit nur bedingt mitteilbar.

Tätigkeiten im Vollzug machen mitunter mikrosoziale Abstimmungsprozesse, mithin intersubjektive Koordinationsleistungen, zwischen den beteiligten Akteuren notwendig, die diese im Rückgriff auf praktische, implizite und überindividuelle Wissensgehalte bewerkstelligen. Gleichzeitig geht mit der Teilnahme an diesem mikrosozialen Geschehen der Erwerb

praktischer, impliziter Wissensinhalte im Vollzug spezifischer Praktiken einher, die sich zu unbewusst handlungsanleitenden, inkorporierten Sinnstrukturen der am Geschehen beteiligten Akteure formieren. So entstehen aus dem gemeinsamen Tun sozial geteilte, praktische Wissensstrukturen und -bestände, an denen die Akteure aktuell und künftig ihr Tätig sein ausrichten und orientieren. Diese Wissensstrukturen fasst Bohnsack (Bohnsack, 2006) unter den Begriff des ‚konjunktiven Orientierungsrahmens‘. Dieser ist handlungsanleitend und geht aus sozial geteilten Erlebnisaufschichtungen hervor. Er gibt Auskunft über die sozial geteilten Handlungsorientierungen und -erwartungen innerhalb einer bestimmten Bezugsgruppe oder eines bestimmten sozialen Kontextes.

Die intersubjektiv geteilten, praxeologischen Aspekte – praxeologisch, weil sie an das Erleben von und die Teilnahme an konkreten sozialen Praxen gebunden und damit in gelebter Praxis fundiert sind – bleiben nicht folgenlos, sondern entfalten latente sozialisatorische Wirkmächtigkeit, wenn durch sie, in der emotionalen Verbundenheit mit Anderen, eine wiederkehrende soziale Praxis hergestellt wird oder diese in bestehenden Sozialisationspraxen rituell vollzogen werden (Grundmann, 2006).

An dieser Stelle erscheint die nähere Betrachtung und Differenzierung von ‚Erleben‘ und ‚Erfahren‘ aufschlussreich. Sie verweist auf zwei differente Modi menschlichen Seins, – oder besser – auf zwei verschiedene Ebenen bzw. Stufen der Bewusstheit. Erfahrung unterscheidet sich vom bloßen Erleben durch die reflexive bewusste Zuwendung zu den Ereignissen. Aus dem permanenten, nie endenden Fluss des Erlebens werden, durch reflexive Bewusstseinszwendungen, Erfahrungen generiert. Sinn erhalten diese durch die in Relationssetzung zu etwas vorgängig Anderem oder Ähnlichem, also durch die Herstellung eines biografisch relevanten Zusammenhangs. Sinn konstituiert sich danach reflexiv und retrospektiv. Hingegen lassen sich ‚Erlebnisse‘ als die elementarsten Bewusstseinstätigkeiten beschreiben, denen jedoch keine herausgehobene Ich-Zuwendung, sprich reflexive Aufmerksamkeit, zu Teil wurde (Luckmann, 1986). Demgegenüber sedimentieren geistig reflexive Bewußtwerdungs-Prozesse in Form individuell bedeutsamer Erfahrungen, mithin als subjektive Sinnkonstruktionen und werden zur Maßgabe intentionalen Handelns im Modus eines „Um-zu“ (Schütz, 1971). Dieser Perspektive folgenden ergibt sich der Sinn sozialen Handelns immer aus dessen subjektiven Handlungsmotiv. Ausgangspunkt all dessen liegt im menschlichen Bewusstsein. Dieses ist der einzige, dem Menschen verfügbare, Zugang zur Wirklichkeit (ebenda, S. 35 f.).

Nachfolgende Tabelle stellt einen schematischen Überblick möglicher Stufen von Bewusstseinsprozessen dar, beginnend mit Erlebnissen, als dem elementarsten Geschehen, bis hin zu auf sozial Andere ausgerichtetem sozialen Handeln:

| Stufen                | Konstitutive Prozesse                           |
|-----------------------|---|
| Bewusstseinsstrom     |   |
| Erlebnisse            | Passive Thematisierungen                        |
| Erfahrungen           | Ich-Zuwendungen                                 |
| Sinnvolle Erfahrungen | Beziehungserfassung                             |
| Handeln               | Entwurf   |
| Soziales Handeln      | Entwurf auf ein alter ego bezogen               |
|                       | Entwurf auf ein alter ego in gemeinsamer Umwelt |

Tabelle 1: „Stufen von Bewusstseinsprozessen“ (Knoblauch, 2010, S. 304)

Neben dem (teilnehmenden) Erleben und Vollzug von Praktiken, wird, aus sozialisationstheoretischer Sicht, der Kategorie der ‚Erfahrung‘ besondere Bedeutung beigemessen. Denn der Begriff der Erfahrung transportiert inhärent den Verweis auf zu Grunde liegende Erkenntnisprozesse, die aus der bewussten Zuwendung und geistig-emotionalen Verarbeitung erlebter Geschehnisse resultieren. Diese individuellen Erkenntnisprozesse lenken das Handeln des Akteures, nicht zu Letzt auch im koordinierten Handeln mit anderen.

### Reflexive Erkenntnisprozesse als Bestandteile von Sozialisation (Erfahrung)

Ebenso wie aus praxeologischer, wird auch aus handlungstheoretischer Perspektive soziale Interaktion als das Kernelement von Sozialisation verstanden. Durch das wechselseitig aufeinander bezogene Handeln mehrerer Akteure wird eine gemeinsame Praxis der Lebensführung hervorgebracht, die ihrerseits, in Form von objektivierten Manifestationen, Regeln und Prinzipien des Zusammenlebens, rekursiv auf die darin Eingebundenen zurückwirkt. Die Reziprozität des menschlichen Handelns macht zeitgleich aber die Koordination der individuellen

Handlungen, als auch der raumzeitlichen Erfahrungen, der Beteiligten unerlässlich. Sozialisatorische Wirkung entfaltet reziprokes Handeln, und die damit verbundenen Abstimmungsleistungen, indes erst dann, wenn diese nicht nur einmalig, oder mehr oder weniger zufällig, passiert, sondern auf dauerhaft gestellt ist und seine Wiederholung mit individuell bedeutsamen Erfahrungen korreliert. Unter handlungstheoretischen Gesichtspunkten wird der Kategorie ‚Erfahrung‘ eine zentrale Position beigemessen, denn auf ihr basieren die kognitiv-reflexiven Erkenntnisprozesse<sup>10</sup> die konstitutiv sind für Sozialisation (Grundmann, 2006, S. 76). Zum einen bringen die sozialen Akteure ihre biografisch sedimentierten Erfahrungen ins interaktive Geschehen ein und müssen diese dabei mit den Erfahrungen und Sichtweisen anderer abstimmen. Zum anderen generiert die intersubjektive Handlungskoordination neue Erfahrungsmomente, die Einfluss auf die individuelle Persönlichkeitsentwicklung der Beteiligten und die Praxis ihrer gemeinsamen Lebensführung nehmen. Dieses situative Geschehen bietet dem Individuum die Möglichkeit sich selbst als handelnd zu erleben und sein aus bisherigen Wirkungserfahrungen resultierendes Selbstbild mit dem durch andere widergespiegelten Fremdbild abzugleichen. Hier kommen im Wesentlichen soziale Bezugsgruppen bzw. – Personen ins Spiel, denn die Bedeutung, die eine Person ihrem Wirken und sich selbst beimisst, hängt entscheidend von den Reaktionen dieser signifikanten Anderen (Mead, 1968) ab. Die so entstehende Ko-Konstruktion von Erfahrungsschemata ermöglicht auf Seiten des Individuums „die Ausbildung eines personalen Selbstverständnisses, das sich im Sinne Goffmans (1975) als eine erfahrungsbiografisch verfestigte Selbsteinschätzung der Person deuten lässt“ (Grundmann, 2006, S. 79f.). Zugleich eröffnet soziale Interaktion die Möglichkeit neuer Erfahrungen mit Bezugspersonen, bzw. bestehende zu reflektieren. Weisen die (Interaktions-)Erfahrungen eine gewisse Konstanz auf, so stellt sich das Gefühl einer verlässlichen und allgemein gültigen sozialen Praxis und Regelhaftigkeit ein (ebenda, S. 79), was das Empfinden sozialer Zugehörigkeit und Prozesse sozialer Verortung befördert.

Intersubjektive Handlungskoordination geht folglich nicht voraussetzungslos vonstatten. Vielmehr müssen die Akteure in der Lage sein ihr eigenes Erleben und Handeln zu reflektieren<sup>11</sup> (1), auf der Grundlage subjektiver Erfahrungen und individueller Interessen eine individuelle Handlungsperspektive zu entwickeln (2) und diese in Verbindung mit den Handlungsperspektiven sozial bedeutsamer Anderer zu bringen (3). Darüber hinaus müssen die Akteure

---

<sup>10</sup> Vgl. hierzu die strukturgenetischen Arbeiten Jean Piagets (1973).

<sup>11</sup> Im Rahmen der interaktionstheoretischen Überlegungen Meads (1968) wird dieser Reflexionsprozess auch mit dem Begriff des ‚inneren Dialoges‘ belegt.

fähig sein, ihre individuellen Perspektiven mit einer gemeinsamen Handlungsperspektive in Einklang zu bringen<sup>12</sup> (ebenda, S. 55)<sup>13</sup>, was umso leichter gelingt je stärker die Identifikation mit der jeweiligen gemeinsamen Sache und den Bezugspersonen ist (4). Intersubjektive Handlungskoordination bringt so ein gemeinsames Wissen hervor, dem überindividuelle Geltung beigemessen und in tradiertener Form als Handlungswissen an die nachfolgende Generation weitergegeben wird (ebenda, S. 55, 77). Dieses „knowing that“ lässt sich als propositionales, reflexives Wissen beschreiben. Das aus sozialisationstheoretischer Perspektive wirkmächtigste Ergebnis sozialer Interaktion ist, dass dabei die „beteiligten Akteure jene sozialen Handlungsorientierungen (Fiske, 1992) und sozialen Handlungsbefähigungen (Emirbayer & Mische, 1998) entwickeln [...], die für den Aufbau und die Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen und so für die Etablierung einer bestimmten Sozialisationspraxis notwendig sind“ (Grundmann, 2006, S. 76). Dabei ist der situative Vollzug von Handlungen stets auch mit der Eventualität unintendierter Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozessen verbunden, die ihrerseits Einfluss auf die pragmatische Gestaltung des weiteren Situations- und Handlungsverlauf nehmen (Joas & Knöbl, 2004, S. 712) und sich fortgesetzt in der Entwicklung individueller Wissens- und Handlungskompetenzen niederschlagen können.

Neben all dem weisen soziale Interaktionen durchwegs einen doppelten Handlungsbezug auf. Dieser doppelte Handlungs- oder Weltbezug ist für Sozialisation typisch. Zum einen geht es um die Koordination instrumentellen Handelns (vgl. hierzu Ausführungen zur Verkettung sozialer Praktiken), zum anderen um ein auf Verständigung zielendes Handeln, zur interindividuellen Koordination von Erfahrungs- und Wissensstrukturen. Hierbei kommt insbesondere dem sprachlichen Austausch besondere Bedeutung bei. „Sprache stellt die für gemeinsame Sinnstrukturen notwendigen Symbolwelten zur Verfügung und ermöglicht den Austausch von Erfahrungen“ (Grundmann, 2006, S. 83). Anhand symbolischer Manifestationen bewirkt sie die Verallgemeinerung subjektiver Erfahrungen und den Austausch von Reflexionen und bildet so das Fundament sozialer Handlungsorientierung. Zudem entbindet sie die Weitergabe von Erfahrungen und Wissen vom Modus teilnehmenden Erlebens, so dass deren Inhalte auch jenen Personen mitgeteilt werden können, die nicht Angehörige der gemeinsamen Lebenswelt sind. Demgemäß ist Sprache sowohl als Grundlage als auch als Medium von Sozialisation zu bezeichnen.

---

<sup>12</sup> Vgl. hierzu auch den Aspekt sozial geteilter Intentionalität nach Tomasello (2012) unter Punkt 3.1.

<sup>13</sup> In den genannten Ausführungen zur intersubjektiven Handlungskoordination bezieht sich Grundmann insbesondere auf das Werk Alfred Schützs. Vgl. dazu auch Srubar (1988).

Streng analytisch betrachtet lassen sich im Nachvollzug der bisherigen Argumentationslinie zwei konstitutive Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten herausarbeiten:

| Zwei Konstituente sozialer Wirklichkeit |   |  |
|---|---|--|
| Modus                                   | handlungstheoretisch<br>,Erfahrung‘<br>→ Erfahrungswirklichkeit | praxeologisch<br>,Erleben‘<br>→ Vollzugswirklichkeit |
| Sozialität                              | Intersubjektivität<br>Reziprozität der Perspektiven             | Praxis<br>Verkettung sozialer Praktiken              |
| Sozialer Sinn                           | subjektiv;<br>subjektiv gemeint                                 | praktisch;<br>inkorporiert                           |
| Erkenntnis                              | kognitionsbasierter Prozess                                     | körperbasierter Prozess                              |
| Wissen                                  | propositionales, reflexives Wissen<br>„knowing that“            | atheoretisch, implizites Wissen<br>„knowing how“     |
| Tätig sein                              | Handeln<br>zweckrational, intentional                           | Praktiken<br>routinisiert, unreflektiertes Tun       |
| Medium der Vermittlung                  | Sprache   | praktischer Vollzug                                  |

Tabelle 2: Konzeptionelle Zusammenschau sozialer Weltzügänge

Die theoriegeleitete Differenzierung der grundlagentheoretischen Verankerung von Sozialisation in handlungstheoretischen wie praxeologischen Überlegungen ermöglicht die analytische Trennung zwischen ‚Erleben‘ und ‚Erfahren‘, ‚implizitem‘ und ‚reflexivem‘ Wissen sowie die Zurechnung sozialen Sinns auf unterschiedliche Sinnträger (Bongaerts, 2012, S. 11). Sie dient der theoretischen Kontrastierung und schafft daneben ein anschlussfähiges Fundament für nachfolgende methodologische Überlegungen zur empirischen Erfassung der Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten.

Neben der Herstellung einer konkreten sozialen Praxis gehen aus dem interaktiven Geschehen menschlichen Zusammenwirkens unterschiedliche Formen sozialer Sinnkonstruktionen und Wissensstrukturen hervor. Aufgabe der empirischen Forschungsarbeit ist es, diese Wirklichkeitskonstruktionen von Einelternfamilien zu rekonstruieren. Sie bieten die Grundlagen für den verstehenden Nachvollzug sozialen Handelns (Meuser, 2011, S. 142).

Aus mikrosozialer Perspektive lässt sich als Kernelement von Sozialisation die Teilhabe am Vollzug sozialer Praxis und den darin eingebetteten körperbasierten Abstimmungsleistungen bzw. intersubjektiven Handlungskoordinationen der Beteiligten bestimmen. Richtet man dabei den Blick auf das situative Prozessgeschehen wird schnell klar, dass soziale Wirklichkeit, fern analytischer Feinheiten, unweigerlich zugleich Vollzugs- als auch Erfahrungswirklichkeit ist. Sozialisatorische Wirkmächtigkeit entfaltet das situative Geschehen sozialer Interaktionen genau dann, wenn diese auf Dauer gestellt sind und sich zwischen zwei oder mehreren sozial miteinander verbundenen Akteuren vollzieht.

### 3.3 Theoretische Heuristik: Allgemeine Theorie der Sozialisation

Nach Grundmann (Grundmann, 2006) kann Sozialisation als eine *spezifische Praxis sozialen Miteinanders* definiert werden. Die damit einhergehende Frage nach den konstitutiven Prozessen dieser Praxis, also nach der Herstellung sozialer Ordnung und den Modi individueller Teilhabe, beantwortet er (Grundmann, 2010, S. 540) mikroanalytisch in Anlehnung an Simmel, mit den Wechselwirkungen zwischen Individuen, die miteinander in Beziehung stehen (Abels, 2001, S. 104). *Prozesse der Vergemeinschaftung* als auch der *Individuierung* gehen, dieser Perspektive folgend, aus der wechselseitigen Bezugnahme von Individuen hervor. Für die vorliegende Studie heißt das, dass durch das miteinander Interagieren mehrerer Personen – beispielsweise einer alleinerziehenden Mutter mit ihren Kindern, und eventuell in gewissem Umfang auch der getrennt lebende Vater und/oder die Großeltern – eine je einzigartige Wirklichkeit als Einelternfamilie hervorgebracht wird, auf deren manifeste Bestandteile sich die Personen wiederum in ihrem alltäglichen Handeln, aber auch in ihren Sinnentwürfen und Wertorientierungen, rekursiv beziehen.

Im Zentrum des allgemeinen Sozialisationsmodells steht die konkrete Lebenswirklichkeit – als *Vollzugs- wie auch Erfahrungswirklichkeit*<sup>14</sup> – von Menschen. *Durch das Zusammenwir-*

---

<sup>14</sup> Vgl. dazu Ausführungen unter Punkt 3.2.

*ken von Menschen* etaliert sich eine *soziale Praxis*, im Rahmen derer sich Formierungsprozesse etablieren, die sowohl zur *Genese der Persönlichkeit* als auch *sozialer Beziehungen* beitragen. Hier zeigt sich die bereits weiter oben beschriebene >>Doppelnatur<< von Sozialisation. Die beiden Prozessstränge verlaufen gleichzeitig und beeinflussen sich wechselseitig (Grundmann, 2010). Der Hergang dieser Dynamik ist empirisch entlang von Deutungsmustern, Identitäts- wie Zugehörigkeitskonstruktionen und Wertorientierungen rekonstruierbar und dessen Niederschläge in Manifestationen individueller Handlungsbefähigungen, Formen sozialen Umgangs bzw. Regeln des Zusammenlebens (Grundmann, 2010, S. 542) und objektiven Gelegenheitsstrukturen messbar.

### 3.3.1 Sozialisation als soziale Praxis

*Sozialisation* vollzieht sich durch die *Praktiken des Zusammenlebens*. Wie bereits erwähnt ist sie aufgrund der Weltoffenheit, und damit Kulturbedürftigkeit, des Menschen notwendig und basiert auf der menschlichen Prädisposition zu sozialer *Bindung*. Dieses Bedürfnis nach Bindung und damit verknüpft, die Notwendigkeit und Bereitschaft zur Kooperation, sind ausschlaggebend für die fortwährende Ausrichtung eigenen Handelns am Handeln anderer. Die humanspezifische Eigenschaft sozialer Handlungsorientierung ist die grundlegende Voraussetzung für Sozialisation. Durch sie „wird eine für das soziale Zusammenleben wichtige *Erfahrungsdualeität* erzeugt“ (Grundmann, 2006, S. 85), nämlich zeitgleich man selbst (personale Identität) *und* Teil einer spezifischen Bezugsgruppe (soziale Identität) zu sein. Gleches gilt für die Wahrnehmung Anderer, die wir unweigerlich zugleich als eigenständiges Individuum *und* Mitglied einer konkreten Bezugsgruppe erleben. Dem folgend kommen im aufeinander bezogenen Handeln mehrerer Akteure immer zwei Komponenten zum Tragen: Die individuelle Ebene der handelnden Subjekte als auch eine soziale, die auf die sozialen Bezugsgruppen der situativ interagierenden Akteure verweist. Auf der individuellen Ebene zeigt sich die Dualität in der Erfahrung von ‚Ich‘ und ‚Nicht-Ich‘. Das Divergenz erleben von ‚Ich‘ und ‚Du‘ zieht eine Perspektivendifferenzierung nach sich und macht damit personale Identität erfahrbar und, in einem zweiten Schritt, das Aushandeln einer gemeinsamen Handlungsperspektive mit anderen notwendig. Im Hinblick auf die Bezugsgruppe (soziale Ebene) hebt das Individuum das Gemeinsame, bspw. von Erfahrungen, hervor, und beginnt damit das Erleben der Gruppe zu verallgemeinern, wodurch Gefühle der Zugehörigkeit und sozialer Identitätsbeschreibungen hervorgerufen werden. Dadurch verdichten sich die Strukturen des Gemeinsamen zu einem „Wir“. Die Kultivierung dieser Gruppenerfahrung zeigt sich in Abgrenzungs-

tendenzen im öffentlichen Raum und in der differenzierenden Zuschreibung von „Wir“ bzw. „Ihr“. Die Kategorie „Alle“ verweist indes auf die Identifikation mit allgemeingültigen, gesellschaftsübergreifenden Wert- und Handlungsvorstellungen. Hier zeigt sich, dass personale wie soziale Identität eng mit sozialem Handeln und insofern mit der Herstellung und der Einbettung in eine konkrete soziale Praxis verbunden sind.

Zusammengefasst lassen sich verschiedene Facetten *sozialer Bezugnahme* ausmachen: individuelle Akteure beziehen sich in ihrem sozialen Handeln „auf das eigene Welterleben im Rahmen einer sozial gedeuteten Welterfahrung (Ich), die konkreten Beziehungen zu primären Bezugspersonen (Ich und Du), die Einbindung in soziale Bezugsgruppen (Ich, Du und Wir) oder kulturelle Vorstellungen darüber, wie >>man<< sich sozial verortet (Ich in Hinblick auf Alle)“ (Grundmann, 2006, S. 86).

Nachfolgende Abbildung veranschaulicht die personale und soziale Verankerung individueller Akteure.

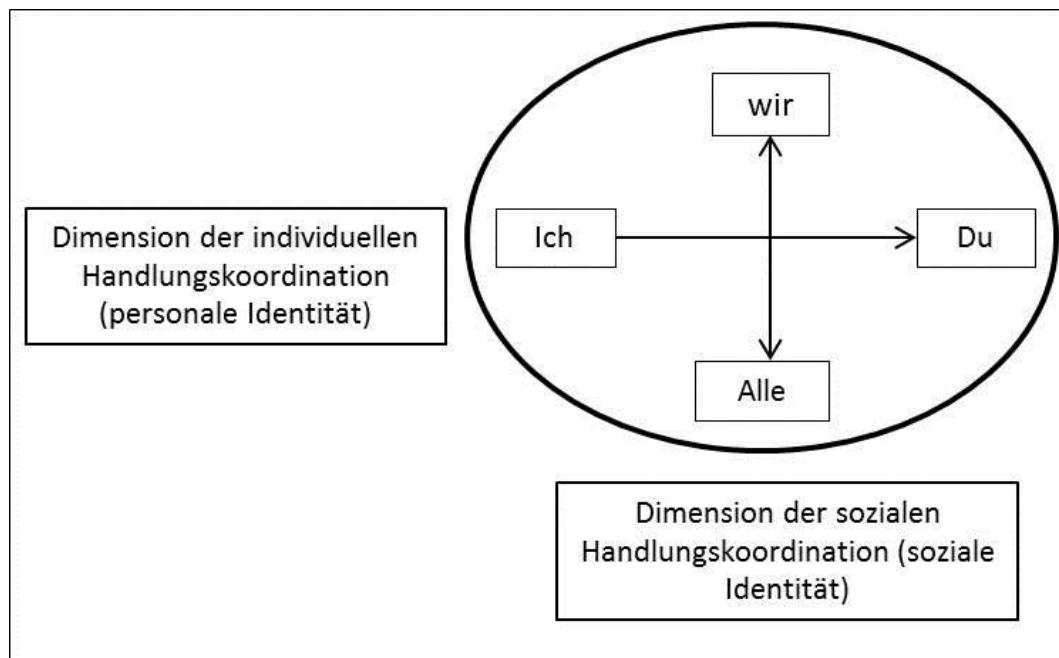


Abbildung 10: "Sozialisation als die Genese personaler und sozialer Identität" (Grundmann, 2006, S. 87)

Die Orientierung individuellen Handelns an sozial geteilten Handlungsvorstellungen (normgeleitetes Handeln) erfolgt aber nicht nur auf Grund der Identifikation mit Normen und Werten spezifischer sozialer Bezugsgruppen und der sich daraus ergebenden Wir-Identität, sondern kann auch im Akt der Herstellung einer gemeinsamen Lebenspraxis begründet liegen. Normbefolgung aufgrund des Bedürfnisses nach Zugehörigkeit ist das Eine, Anerkennung

sozialer Normen aufgrund geteilter Intentionalität (Tomasello, 2012, S. 43) das Andere. In aufeinander abgestimmten Handlungen werden eigene Interessen zu Gunsten der Verwirklichung eines gemeinsamen Handlungszieles hintangestellt. In der Kooperation mit anderen wird die individuelle Rationalität einzelnen Handelns zur erlebten sozialen Rationalität gegenseitiger Abhängigkeit (ebenda, S. 44). Durch die gemeinsame Herstellung einer kollektiven Praxis wird so ein übergeordnetes „Wir-Gefühl“ geschaffen, dass selbstverpflichtende Wirkung hat<sup>15</sup>.

Praxen sozialer Bezugnahme resultieren folglich sowohl aus Selbst- und Gruppenidentifikationen und daran geknüpften Selbst- und Fremdzuschreibungen (Grundmann, 2006, S. 85) als auch aus dem selbstverpflichtenden praktischen Vollzug kooperativer Handlungen (Tomasello, 2012). Beide Formen sind sozialisationsrelevant und in sozialisatorische Interaktionen eingebunden.

Wechselseitige Bezugnahme vollzieht sich als interaktives Geschehen, also, als ein aufeinander bezogenes Handeln zweier oder mehrerer Personen, egal ob dies nun instrumentell oder kommunikativ geschieht. Dieser Vorgang der Bezugnahme wird förderhin mit dem Begriff ‚sozialisatorische Interaktion‘ belegt, um hervorzuheben, dass genau mit jenen interaktiven Abläufen sozialisatorische Effekte verbunden sind. Vorausgesetzt es handelt sich dabei um auf Dauer gestellte, sich wiederholende und individuell bedeutsame Interaktionserfahrungen. Im Rahmen sozialisatorischer Interaktionen ergeben sich - neben dem Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung<sup>16</sup> - Formierungsprozesse des Zusammenlebens, die sich in Formen der Beziehungsgestaltung, sozialer Vernetzung und in der Kultivierung einer spezifischen sozialen Alltagspraxis zeigen. Weiter gefasst resultieren letztlich alle sozialen Strukturen, mithin die Sozialstruktur im Gesamten, aus Transaktionsverhältnissen zwischen Individuen. Dementsprechend sind soziale Strukturen nicht deterministisch zu fassen, sondern viel mehr als ein soziales Netzwerk zu betrachten, „das sich durch das Zusammenleben von Akteuren aufspannt. Im Zentrum stehen dabei die Erfahrungswelten der Individuen, die sich durch soziale Beziehungen im Lebensverlauf verfestigen“ (Grundmann, 2010, S. 547). Damit lassen sich Veränderungen in den Formen privater Lebensführung, aber auch von Normativitäts- und Rollenvorstellungen als Resultat dynamischer Person-Umwelt-Beziehungen und veränderter lebensweltlicher Handlungspraxen verstehen. Sozialstrukturen spiegeln sich in den konkreten

---

<sup>15</sup> Vgl. Ausführungen unter Punkt 3.1.

<sup>16</sup> Der Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung wird an dieser Stelle vollständigkeitshalber angeführt. Auf den Aspekt Sozialisation als Handlungsbefähigung wird unter Punkt 3.3.2 näher eingegangen.

Lebensräumen und Opportunitätsstrukturen wider, die als bestehende Bedingungsgefüge auf die Individualentwicklung Einfluss nehmen und von den Akteuren, je nach Handlungsmöglichkeiten und –ressourcen, (mit-)gestaltet werden (ebenda, S. 546).

Das Potenzial sozialisatorischer Interaktionen erschöpft sich indes nicht in der Herstellung und kreativen Gestaltung sozialer Lebensverhältnisse, sondern es ist ihnen immer auch ein reproduktives Moment inhärent, wodurch ja erst eine verstetigte Kultivierung spezifischer Alltagspraxen möglich wird. Die Rekursivität von Sozialisation führt vor Augen, dass alle sozialisatorischen Interaktionen zugleich eingebettet sind in einer vormals bereits hergestellten Lebenspraxis, aus deren Bedingungsgefüge sich die aktuellen Handlungsanforderungen, –erwartungen, aber auch –möglichkeiten, ergeben und die ihrerseits von den bestehenden historischen und kulturellen Lebensverhältnissen gerahmt ist. Ein Blick auf die Handlungsebene zeigt außerdem, dass das sich entfaltende sozialisatorische Geschehen maßgeblich durch die persönliche Verfasstheit der beteiligten Personen, sowie durch den konkreten Handlungskontext beeinflusst wird, der das jeweilige Handlungsinteresse und die Beziehungsdefinition der Interaktanten bestimmt bzw. gleichzeitig von diesen bestimmt wird. Man kann also von einem dialektischen Verhältnis von Akteuren, Interaktion und Situation ausgehen (Grundmann, 2006, S. 36). Durch den handelnden Vollzug werden bestehende Sozialisationspraxen beständig reproduziert bzw. verändert, manches Mal sogar beides gleichzeitig, mit divergierenden Anteilskomponenten.

Folgende Abbildung zeigt idealtypisch wie die sozialisatorische Interaktion zweier oder mehrere Bezugspersonen eingebettet ist in eine spezifische Sozialisationspraxis und die diese rahmenden historischen und kulturellen Lebensverhältnisse. Zugleich ergeben sich aus der wechselseitigen Bezugnahme situative soziale Handlungsbezüge und, bei deren Verfestigung, eine gemeinsame Praxis der Lebensführung<sup>17</sup>.

---

<sup>17</sup> „Akteur 1“ und „Akteur 2“ stehen hierbei stellvertretend sowohl für einzelne Personen als auch für Gruppen.

## Historische und kulturelle Lebensverhältnisse

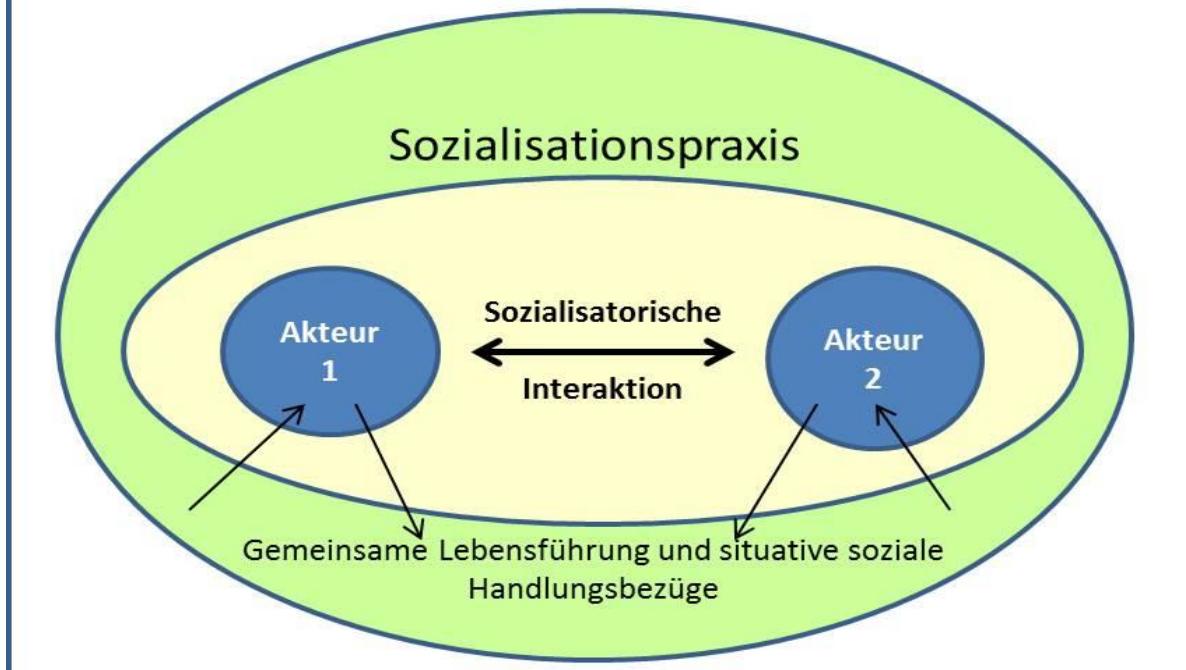


Abbildung 11: Sozialisation als soziale Praxis des Zusammenlebens" (Grundmann, 2006, S. 35)

Durch die Bezugnahme auf andere werden gemeinsame Handlungsbezüge kultiviert, wodurch eine „neue“ soziale Wirklichkeit etabliert wird (Grundmann, 2006, S. 34). Aus den Herstellungsprozessen sozialer Praxis resultiert ein spezifisches Handlungswissen, das sowohl reflexive Erkenntnisleistungen über sich und die Welt (1) als auch praktisches Wissen in Form von Fähigkeiten und Fertigkeiten und daran geknüpfte normative Bewertungen und handlungsleitende Orientierungen (2) umfasst. Was bedeutet das im Konkreten?

Die bereits beschriebenen Formen sozialer Bezugnahme gehen mit Zuschreibungen und Deutungen von Differenz und Ähnlichkeit („Ich“ vs. „Du“; „Wir“ vs. „Ihr“) einher, die sprachlich vermittelt und mit kognitiven Schematisierungs- und Erkenntnisprozessen verbunden sind (Grundmann, 2006, S. 86). Durch Perspektivendifferenzierung und die Reziprozität der Perspektiven erwirbt der Mensch Kenntnisse über das Funktionieren sozialer Beziehungen, mithin reflexive Erkenntnisse über die Beschaffenheit der sozialen Welt und seiner Position in dieser. Dieses Wissen ermöglicht es dem Akteur sich bewusst in gemeinsamen Handlungsbezügen zu verorten und mit anderen eine gemeinsame Handlungsperspektive zu entwickeln (Grundmann, 2006, S. 86). Das daraus resultierende Wissen ist propositional, es ist ein Wissen darüber „was ist“ („knowing that“). Es steht dem Menschen bewusst zur Verfügung und

ist kommunikativ mitteilbar. Entsprechend kann es intergenerativ weitergegeben werden, beispielsweise von Eltern an deren Kinder oder von Lehrern an Schüler (1).

Mit den konstituierenden Prozessen sozialer Praxis sind jedoch nicht nur reflexive Erkenntnisprozesse verbunden, sondern aus deren tätigen Vollzug gehen auch spezifische, vorreflexive Orientierungen, Haltungen und Weltanschauungen hervor. Diese bilden unhinterfragte Selbstverständlichkeiten darüber, was in einem spezifischen Kontext für wahr und richtig gehalten, bzw. was als situationsadäquat und „passend“ empfunden wird. Dieses implizite Wissen entstammt einem konjunktiven Erlebniszusammenhang. Demgemäß steht es nur den darin eingebundenen Akteuren spontan und unreflektiert zur Verfügung und dokumentiert sich darin, wie mit Dingen oder Situationen in einem bestimmten Kontext umgegangen wird<sup>18</sup>. Es zeigt sich in einem „*knowing how*“, einem Wissen, dass sich durch den praktischen Vollzug gleichsam körperlich eingeprägt hat und das habituelle Handeln anleitet<sup>19</sup>. Wie bereits weiter oben dargestellt bildet ein System von Spiegelneuronen die körperliche Basis für das Verstehen von Handlungen und den damit verbundenen Empfindungen. Auf der Grundlage gemeinsamer Erfahrungen entsteht so im handelnden Vollzug ein körperbasiertes, sozial geteilter Bedeutungsraum (2).

Letztlich röhren alle Wissensformen aus dem praktischen Umgang mit sozialen und materiellen Artefakten kultivierter sozialer Praxis. Durch die schlichte Teilnahme am Handlungsvollzug sozialer Praxis erwirbt der Mensch qua seiner Sinneseindrücke ein körperbasiertes Wissen darüber, wie etwas ist („*knowing how it is*“), wie es sich anfühlt oder wie es schmeckt, beispielsweise Knoblauch. Doch allein der Verweis auf den Geschmack von Knoblauch zeigt, dass diese leibbezogene Art des Wissens weder „wertneutral“ noch „objektiv“ ist, denn, was in einem Kulturkontext als wohlschmeckend erfahren wird, ruft in anderen eher Reaktionen der Ablehnung und Abscheu hervor. Hier zeigt sich, bereits Sinneswahrnehmungen sind sozial präformiert. Der Körper stellt die materielle Basis von Sozialität dar, wobei nicht nur der „Geist“, sprich die Persönlichkeitsstruktur des Individuums sozialisiert wird, sondern auch

---

<sup>18</sup> Mannheim spricht entsprechend auch vom „Dokumentensinn“ Mannheim (1964, S. 103 ff.).

<sup>19</sup> Damit zeigt sich das allgemeine Modell der Sozialisation von Grundmann (2006) nicht nur anschlussfähig an die phänomenologische Wissenssoziologie Alfred Schützs (1971; 1974) sondern ebenso an die praxeologisch fundierte Wissenssoziologie Karl Mannheims Mannheim (1964) und, in deren Weiterentwicklung, an die konzeptionellen Überlegungen Ralf Bohnsacks zur Dokumentarischen Methode (Bohnsack, 2006; Bohnsack, 2010b).

dessen Körper<sup>20</sup>. Durch diesen vollzieht das Individuum die kompetente und sozial angemessene Teilhabe an sozialen Praxen<sup>21</sup>. Soziale Integration manifestiert sich letztlich auch in körperlichen Handlungsvollzügen.

Aber zurück zum *Kernelement sozialisatorischen Geschehens*, der *sozialisatorischen Interaktion*. Neben den *latenten Prozessen mikrosozialer Abstimmung* beim Vollzug sozial-habitueller Praktiken sind die beteiligten Akteure „genötigt“ eine wie auch immer geartete Form *intersubjektiver Handlungskoordination* zu bewerkstelligen. Diese zielt darauf ab „Erfahrungsunterschiede und Verhaltensunsicherheiten zu minimieren und gemeinsame Handlungsbezüge zu erarbeiten und zu betonen“ (Grundmann, 2006, S. 35)<sup>22</sup>. Hierzu bedarf es der Koordination potentiell divergenter raumzeitlicher Erfahrungen, Interessen, Bedürfnisse, Handlungsmotive und –vermögen sowie individueller Deutungsmuster der Beteiligten. Inhaltlich bleibt der Prozess wechselseitiger Handlungskoordinierung so lange unbestimmt bis diese Aspekte, als auch der situative Kontext der Interaktion, in die Analyse mit einbezogen werden. Zu berücksichtigen ist zudem, dass der jeweilige situative Kontext mitbestimmt ist durch dessen (sozial-)strukturellen Rahmenbedingungen und sozio-historischen wie alltagskulturellen Verankerungen.

Interaktionen erfolgen bekanntermaßen häufig innerhalb *sozialer Beziehungen*, mit Familienangehörigen, Freunden, Nachbarn, Arbeitskolleginnen etc. Voraussetzung für eine sozialisatorische Wirkung solcher Beziehungen ist, dass diese ein gewisses Maß an Kommunikationsdichte, emotionaler Verbundenheit, Verlässlichkeit und Solidarität aufweisen. In Beziehungen erleben wir uns zugleich als eigenständige Individuen (personale Identität) wie auch als Teil einer Bezugsgruppe (soziale Identität)<sup>23</sup> (Grundmann, 2006, S. 85f.). Mithin ist das Ich-Erleben unabdingbar an ein soziales Gegenüber gebunden. Nach Lüscher und Pajung-Bilger (1998, S. 19) konstituieren soziale Beziehungen Sozialität<sup>24</sup>. Sie definieren soziale Beziehun-

<sup>20</sup> Hier zeigen sich Anschlüsse des allgemeinen Modells der Sozialisation zu Ausführungen bzgl. Körpersozialisation Bauer & Bittlingmayer (2008); grundsätzlicherer Art auch zu den aktuellen Überlegungen zur Soziologie des Körpers (vgl. Gugutzer, 2013; 2012; Schroer, 2005).

<sup>21</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen zur „skillful performance“ unter Punkt 3.2.

<sup>22</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen zu den soziobiologischen Überlegungen Tomasellos unter Punkt 3.1.

<sup>23</sup> Die Gleichzeitigkeit von personaler und sozialer Identität beschwört ein Dilemma herauf, dessen konstruktive Verarbeitung letztlich einer „balancierenden Ich-Identität“ Krappmann (1993) bedarf.

<sup>24</sup> Laut Wagner (2004, S. 184) gilt Sozialität als Grundbegriff der Sozialisationstheorie.

gen als „Folge von Interaktionen zwischen zwei und mehr Menschen [...], wobei sich die Dauer, die Bedeutung und die Konsequenzen für die Beteiligten unmittelbar oder mittelbar aus spezifischen Sinngebungen erschließen lassen“ (ebenda, S. 20). Aus Sicht Grundmanns sind soziale Beziehungen im hohen Maße sozialisationsrelevant, denn die Art und Weise wie Personen miteinander umgehen prägt deren Motivation sich sozial zu binden und formt den Erfahrungsraum für den Umgang mit Konflikten, Frustrationen und Ambivalenzen (Grundmann, 2006, S. 88), aber auch für das Erleben von Fürsorge und liebevoller Verbundenheit. „Beziehungen setzen die Bereitschaft voraus, Eigeninteressen und individuelle Bedürfnisse mit den Interessen und Bedürfnissen der Bezugspersonen abzustimmen und das eigene Handeln an den gemeinsam ausgehandelten >>Regeln<< des Zusammenlebens auszurichten“ (ebenda, S. 90). Die Beständigkeit, Qualität und inhaltliche Ausgestaltung sozialer Beziehungen kann lebensphasenspezifisch variieren oder deren Umstrukturierung durch die Maßgaben biografischer Ereignisse gewollt oder ungewollt angestoßen werden. Als Beispiel für derartige umstrukturierende Lebensereignisse lassen sich Trennungen und Scheidungen anführen. Die Auflösung der bislang bestehenden Partnerschaftsbeziehung und die damit einhergehende Etablierung, als auch der Vollzug, einer neuen Lebensform (falls Kinder vorhanden bspw. als Einelternfamilie) nimmt Einfluss auf die Struktur und die Qualität sozialer Beziehungen sowie auf die Formen sozialer Einbindung. So verändern sich zum Teil die Modi sozialer Teilhabe, die personelle Zusammensetzung und Funktion sozialer Beziehungen im Freundeskreis und das Verhältnis zu den eigenen Eltern. Diese können als Quelle der Unterstützung, aber auch der Belastung, neue bzw. „bestätigende“ Bedeutung erlangen. „Eine Scheidung unterbricht Routinen, setzt Normen des Zusammenlebens außer Kraft und verändert gewohnte Kontakte. Die Mitglieder einer Familie sind dadurch gezwungen, die Regeln zu überprüfen, auf denen ihre Interaktionen beruhen. In der Folge einer Scheidung stellen sich Eltern und Kindern widersprüchliche Aufgaben: Einerseits lässt sich eine Scheidung als Schritt der Individualisierung verstehen, indem sich die Partner aus bestehenden Bindungen lösen; andererseits legen die mit einer Scheidung verbundenen äußeren Belastungen und inneren Zerwürfnisse den Familienmitgliedern gegenseitige Unterstützungsleistungen nahe. Dieses Spannungsfeld bedingt in der Regeln, daß Eltern und Kinder ihre Beziehungen neu >>definieren<< müssen“ (Lüscher; Pajung-Bilger 1998, 14).

Neben der potentiellen Varianz sozialer Beziehungen im zeitlichen Verlauf, gehen mit sozialen Beziehungen immer auch Erfahrungsbezüge einher, die über die rein personale Handlungsperspektive hinausreichen. Hand in Hand damit ergeht der Erlass an die beteiligten Akteure ihre individuellen und sozialen Handlungsperspektiven zu koordinieren. Es wäre har-

monisierend verkürzt, ginge man davon aus, dass die damit notwendige Balancierung dauerhaft konfliktfrei vonstattenginge. Im Gegenteil, es ist davon auszugehen, dass sich im wechselseitigen sozialen Miteinander vielfältige Konfliktpunkte eröffnen, wenn es darum geht, individuelle Bedürfnisse, Wünsche und Handlungsorientierung mit sozial erwarteten Handlungserfordernissen abzustimmen und in Einklang zu bringen. Hier kommt insbesondere kommunikativem, auf Verständigung ausgerichtetem, Handeln besondere Bedeutung bei. Die Vermittlung der jeweiligen individuellen Handlungs rationalitäten erfolgt überwiegend sprachlich. Die Symbolwelt der Sprache ermöglicht die Verständigung über das Gemeinsame und Differentiale (Grundmann 2006, 83). Die Formen der Aushandlung übereinstimmender Handlungsentwürfe und –bezüge können sich dabei sehr voneinander unterscheiden und lassen sich sowohl in intergenerationalen Verhältnissen, sprich zwischen Heranwachsenden und Erwachsenen, als auch in intragenerationalen Beziehungen zwischen Gleichaltrigen finden. Der Umgang mit widersprüchlichen intersubjektiven Handlungsanforderungen und –bedürfnissen (= „polare Gegensätze“ vgl. Lüscher 2010) wird idealtypisch als Ambivalenz bezeichnet. Der Begriff der *Ambivalenz* beschreibt „*Gegensätze des Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns und der Beziehungsgestaltung*, die für die *Konstitution individueller und kollektiver Identitäten relevant* sind, zeitweise oder dauernd als unlösbar interpretiert werden.“ (Lettke & Lüscher, 2002, S. 441). Im Rahmen des ‚*Ambivalenz-Managements*‘ steht das Individuum der Aufgabe gegenüber die von außen an es herangetragenen Handlungserwartungen und –erfordernisse mit den individuellen Bedürfnissen, Motivationen und Deutungen in Einklang zu bringen. Dem nicht genug, muss es sich aber auch intrapsychisch mit eventuell konfigierenden sozialen Sinnkonstellationen und daraus resultierenden Handlungsanforderungen auseinandersetzen, denn subjektive und inkorporierte, sozial-habituelle Sinnkonstruktionen sind nicht automatisch identisch. Die damit häufig verbundenen inneren ‚*Verhandlungsprozesse*‘ nehmen indes dauerhaft Einfluss auf Identitätskonstruktionen und zeitigen Konsequenzen hinsichtlich sozialer Verortungsprozesse und Zugehörigkeitsvorstellungen.

Dieser Punkt wird noch wesentliche Bedeutung erlangen im Zuge nachstehender sozialisationstheoretisch geleiteter Analysen der Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien. Der Umgang mit divergierenden intra- und interindividuellen Handlungserwartungen und Wertorientierungen ist richtungsweisend für die zu erhebenden Identitätskonstruktionen der befragten alleinerziehenden Mütter und Vätern und für die Formen ihrer sozialen Verortung.

An welchen sozialen Bezugsgruppen wir uns orientieren ist letztlich ausschlaggebend dafür ob und in welcher Form wir Anerkennung für unser Handeln durch die für uns bedeutsamen sozialen Anderen erlangen (können). In Anlehnung an Fiske (Fiske, 1992) lassen sich vier Modi sozialer Handlungsorientierung unterscheiden: Orientierung am Kollektiv, d.h. „an Akteuren, mit denen der Lebensraum und Erfahrungen unmittelbar geteilt werden“ (Grundmann, 2006, S. 31) (1), an sozialer Hierarchie wie etwa Generationenbeziehungen (2), an sozial Ähnlichen, „die sich in einer ähnlichen sozialen Lage oder Situation befinden“ (ebenda, 31) (3), oder aber der Vergleich mit Konkurrenten und deren Handlungsoptionen und –fähigkeiten (ebenda, S. 31).

Durch die lebensweltliche Einbindung in verschiedene soziale Bezugssysteme, kann unser Handeln zeitgleich von einer sozialen Bezugsgruppe missbilligt, von der anderen indes als situativ angemessen wertgeschätzt werden. So können sich beispielsweise die soziale Handlungsorientierung an Akteuren in ähnlicher sozialer Lage oder Lebenssituation und die Orientierung an Akteuren mit denen der Lebensraum und daraus resultierende Erfahrungen geteilt werden, wechselseitig ausschließen bzw. mit einander in Konflikt geraten. In jeglichen Formen des sozialen Miteinanders steht das Subjekt fortwährend vor der Aufgabe sowohl den eigenen Bedürfnissen als auch den Erwartungen anderer gerecht zu werden und mit dem daraus resultierenden Spannungsverhältnis von Gemeinsamkeit und Verschiedenheit konstruktiv umzugehen, um für sich identitätsstiftende Lösungen zu finden. Durch die Koordination individueller und sozialer Handlungsorientierungen werden Bewältigungsprozesse angestoßen und Handlungsbefähigungen erweitert.

Damit ist der *Prozess wechselseitiger Bezugnahme* nicht nur im Hinblick auf die *Hervorbringung einer gemeinsamen sozialen Praxis*, sondern auch hinsichtlich der *Persönlichkeitsentwicklung* der an dieser sozialen Praxis teilnehmenden Individuen durchaus Konsequenzen reich. *Effekte sozialisatorischer Interaktionen* lassen sich folglich zum einen in der Kultivierung einer neuen *Wirklichkeit gemeinsamer Lebensführung* und den Formen des Aufeinanderbezogen-seins, zum anderen in *individuellen Manifestationen persönlicher Entwicklungen* feststellen. Durch die Teilhabe an einer bestimmten sozialen Praxis bilden Personen spezifische Handlungsbefähigungen, Identitäten, Zugehörigkeiten, Haltungen und Werte aus, mithin die Fähigkeit zur Etablierung und Pflege sozialer Beziehungen und sozialer Gemeinschaft.

Nachfolgende Darstellung bildet den Sozialisationsprozess (Wirkpfeile) und die daraus hervorgehenden Manifestationen (Ellipsen) auf individueller (obere) und sozialer (untere) Ebene grafisch ab und macht deren wechselseitige Verschränkung sichtbar.



Abbildung 12: "Allgemeines Modell von Sozialisation als soziale Praxis der Hervorbringung von Personalität und Sozialität" (Grundmann, 2006, S. 47)

Anhand der dargestellten Grafik lässt sich das rekursiv angelegte allgemeine Modell von Sozialisation (Grundmann 2006) - als Prozess und Ergebnis - folgendermaßen zusammenfassen:

*Kernelement von Sozialisation* ist die wechselseitige Bezugnahme von mindestens zwei Akteuren im Rahmen *sozialisatorischer Interaktionen*. Die aktuelle Interaktionssituation wird dabei maßgeblich mitbestimmt durch die biografischen Vorerfahrungen der beteiligten Personen und deren gegebenen Lebenssituation. Sie vollzieht sich im *Kontext gegenwärtiger historischer und sozio-kultureller Lebensverhältnisse*. Eine Verfestigung der praktizierten Bezugnahme führt zur *Kultivierung gemeinsam hervorgebrachter Handlungsbezüge*. Diese schlagen sich in einer spezifischen Art der gemeinsamen Lebensführung bzw. *sozialen Praxis*, nieder

und gehen mit entsprechenden *Deutungsmustern sozialer Wirklichkeit* sowie *Wert- und Handlungsorientierungen* einher<sup>25</sup>. Auf *sozialer Ebene* manifestieren sich diese in Form spezifischer *Handlungserwartungen und –notwendigkeiten einer bestimmten sozialen Bezugsgruppe* und beinhalten das in der jeweiligen *sozialen Praxis vorherrschende, handlungsleitende Wissen*. Hier werden Wissensbestände von „richtig“ oder „falsch“ transportiert bzw. über angemessene bzw. unangemessene Verhaltensweisen. Kurzum sie implizieren eine charakteristische Sichtweise auf die Welt und der darin existierenden Individuen.

Betrachtet man Sozialisation auf der ursächlichen Ebene mikrosozialer Interaktionen wird zum einen verständlich, warum Akteure einer gemeinsamen *sozialen Praxis* nahezu *intuitiv* auf ein *konjunktives Handlungswissen* zurückgreifen können und sich dabei relativ dichten Handlungswissens und >>identischen<< Weltdeutung bedienen können (ebenda, 85). Gleichzeitig wird zum anderen klar, warum Sozialisation als ein *ko-konstruktiver Prozess* mindestens zweier Akteure zu begreifen ist, unabhängig davon was und wie viel der Einzelne jeweils dazu beiträgt und sich die Beziehung zwischen den Beteiligten gestaltet. Und als Drittes macht diese Betrachtungsweise die hohe Varianz zwischen den einzelnen Sozialisationspräxen deutlich und nachvollziehbar.

Durch das Herstellen und Eingebunden sein in eine spezielle soziale Praxis entfalten die beteiligten Personen spezifische *individuelle Handlungsfähigkeiten und soziale Handlungsorientierungen*, mithin eine Handlungsbefähigung, die ihnen die aktive und konstruktive Teilhabe an den genannten Prozessen letztlich ermöglicht. *Handlungsbefähigung* ist also das *Ergebnis sozialisatorischer Prozesse* im Rahmen einer spezifischen sozialen Praxis und *befähigt gleichzeitig zur aktiven Reproduktion und Gestaltung* dieser.

Was bedeutet das im Konkreten?

### 3.3.2 Sozialisation als Handlungsbefähigung

Das Konzept der Handlungsbefähigung bezieht sich „auf die Fähigkeit, eigene Handlungsmöglichkeiten an in [...] [der] Lebenswelt tatsächlich verfügbaren Handlungsressourcen auszurichten, und diese mit den in der eigenen Person liegenden Dispositionen, Fähigkeiten und

---

<sup>25</sup> Das diesen sozialen Handlungsbezügen immanente Handlungswissen inklusive seiner handlungsleitenden Wertorientierungen kann mittels der Dokumentarischen Methode der Interpretation analytisch aufgeschlossen werden. Vgl. dazu die Ausführungen zur Methodologie und Methode unter Punkt 4.1 bzw. 4.3.4. .

Kompetenzen abzugleichen“ (Grundmann, c 2006, S. 59). Aus diesem Grunde ist die Frage nach der Handlungsbefähigung einer Person immer nur vor dem Hintergrund ihrer konkreten Lebensverhältnisse, deren sozio-kulturellen bzw. –ökonomischen Gegebenheiten und alltagspraktischen Erfordernissen zu beantworten, und bemisst sich an der konstruktiven Bewältigung der daraus resultierenden Anforderungen. Konkret verweist der Begriff der Handlungsbefähigung also darauf, inwiefern eine Person im Stande ist, unter Berücksichtigung der aktuellen Sachlage eigene *Handlungsziele* mit den zur Verfügung stehenden individuellen und sozialen Handlungsressourcen *umzusetzen* (Grundmann, 2006, S. 197). Bei genauerer Be trachtung setzt dies voraus, dass die Person fähig ist, die jeweils gegebene Handlungssituation zu verstehen<sup>26</sup>, also über Reflexionswissen, bzw. aus unmittelbaren Erleben resultierenden Kenntnissen, über die Verfassung der Welt verfügt, und den situativen aktuellen Handlungsbedarf wahrnimmt. Ferner muss die Person die ihr zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen als solche erkennen und einschätzen können, sowie, aus dem ihr zur Verfügung stehenden Handlungsrepertoire, eine dem jeweiligen Kontext gemäße Verhaltensweise wählen und ausführen. Die grundlegende Fähigkeit zu handeln wird hierbei ergänzt durch ein Wissen darüber *was ist, was man hat, was man kann und wozu man fähig ist* (Grundmann, c 2006, S. 65). Dieses Wissen resultiert aus der Teilhabe an sozialen Praktiken, ergibt sich also insgesamt betrachtet aus dem praktischen Vollzug sozialen Zusammenlebens. Dieses sogenannte „pragmatische Handlungswissen“ (Grundmann, 2006c; 2006; 2008) stellt einen wesentlichen Bestandteil individueller Handlungsbefähigung dar. Als pragmatisch ist dieses Wissen deshalb zu bezeichnen, weil es ein kreatives Abwägen zwischen den Möglichkeiten des Handelns und den zur Verfügung stehenden Mitteln entsprechend der situativen Herausforderungen erlaubt (Joas & Knöbl, 2004, S. 710, 712). Damit kommt dem situativen Kontext und der alltagskul turellen Verankerung eine besondere Bedeutung bei. *Pragmatisches Handlungswissen* greift sowohl auf *reflexiv-theoretische* wie *implizit-praktische Wissensbestände*<sup>27</sup> (Grundmann, 2006, S. 184) zurück und resultiert aus der lebensgeschichtlichen Teilhabe an sozialen Praxen und den diesen inhärenten Beziehungserfahrungen. Biografisch betrachtet kumuliert dieses Wissen zu spezifischen Sinnstrukturen des Individuums. Dies gilt für den subjektiv gemeinten

---

<sup>26</sup> Verstehen bezieht sich hierbei sowohl auf den kognitiven Prozess der Erkenntnisgenese als auch auf ein spontanes, vorreflexives Verstehen, welches auf gemeinsamem Erleben basiert.

Vgl. hierzu die Ausführungen zu den humanspezifischen Grundlagen von Sozialisation (Punkt 3.1) und die methodologischen Überlegungen hinsichtlich eines Verständnisses von Verstehen als Interpretationsleistung versus >>unmittelbarem<< Verstehen zwischen Mitgliedern konjunktiver Erfahrungsräume (Punkt 4.1).

<sup>27</sup> Vgl. dazu die Ausführungen zu praktisch-impliziten und theoretisch-reflexiven Wissen (bspw. Punkt 3.2).

Sinn<sup>28</sup> (Schütz, 1971) genauso wie für die inkorporierten, praxeologisch verankerten, sozialen Sinnstrukturen<sup>29</sup> des Individuums.

Nimmt eine Person eine *Handlungsanforderung* wahr, greift sie zu deren Bewältigung auf ihre *personalen Ressourcen*, wie Handlungskompetenzen und pragmatische Wissensbestände, ebenso zurück wie auf die ihr zur Verfügung stehenden *sozialen Ressourcen*, wie sie beispielsweise in sozialen Nahraumbeziehungen, infrastrukturellen Ausstattungen oder rechtlichen Regelungen - alles in Allem also in lebensweltlichen Zusammenhängen – auffindbar sind. Streng genommen beschreibt der Terminus „Handlungsbefähigung“ die Vermittlung zwischen dem subjektiven Handlungsräum der Person, der sich aus deren individuellen Dispositionen, Fähigkeiten und Kompetenzen ergibt und dem objektiv gegebenen Möglichkeitsraum der individuellen Lebenswelt (Grundmann, 2008). Dementsprechend lässt sich die soziale Praxis von Einelternfamilien auch als ein lebenspraktisches „Experimentieren“ Familie zu leben beschreiben. Wie die nachfolgenden Interviewpassagen zeigen werden, jonglieren alleinerziehende Personen nahezu mit den an sie gestellten Handlungsanforderungen und den ihnen zur Verfügung stehenden individuellen und sozialen Ressourcen, um eine soziale Praxis gemeinsamer Lebensführung mit ihren Kindern herzustellen, die zu ihrer aller Wohle und Zufriedenheit ist, bzw. diesem Ziel möglichst nah kommt.

Die Einschätzung der eigenen Handlungsfähigkeit hängt im Wesentlichen von der erlebten *Wirksamkeit eigenen Tuns* im Umgang mit artifiziellen Arrangements und sozialen Beziehungen in der Lebenswelt ab, ergo auch von der erlebten Um- bzw. Durchsetzbarkeit eigener Motive im Umgang mit anderen. Im praktischen Vollzug gelebter sozialer Praxis bieten sich hierzu vielfältige Anlässe. Gemeinsames Tun ist naturgemäß laufenden mit evaluativen Reaktionen anderer auf individuell gezeigte Verhaltensweisen verbunden. Auf der Basis solcher Erfahrungen entwickelt der Mensch im Laufe der Zeit ein Bild seiner selbst, der Welt und seiner Fähigkeit zu Handeln in dieser. Das *Erleben von Handlungswirksamkeit* hängt maßgeblich von der *Zustimmung oder Ablehnung durch sozial bedeutsame Bezugspersonen und -gruppen* ab. Akteure reflektieren ihre eigenen Fähigkeiten und Handlungsmöglichkeiten auf der Basis bisheriger biografischer Erfahrungen und der Zuschreibung von Kompetenzen durch Dritte und schätzen dementsprechend ihre Fähigkeiten und Optionen ein. Beim Konzept der Handlungsbefähigung geht es also „nicht nur um persönliche Kompetenzen, sondern auch darum, ob und wie dieses Können von Bezugspersonen anerkannt wird“ (Grundmann

---

<sup>28</sup> Vgl. Punkt 3. 2.

<sup>29</sup> Vgl. Punkt 3. 2.

2006c, 63). Da der Mensch in seinem Handeln auf andere und deren *Anerkennung* ausgerichtet ist, können sozial-strukturelle Möglichkeitsräume erst dann zu faktisch nutzbaren Handlungsoptionen werden, wenn die intendierten Handlungsweisen mit den jeweils vorherrschenden Bewertungsmaßstäben eines sozialen Kontextes übereinstimmen. Damit ist Handlungsbefähigung immer „an die in den Lebensverhältnissen und sozialen Lebenslagen vorherrschenden Handlungsbewertungen und materiellen Einschränkungen oder Möglichkeiten gebunden“ (ebenda, S. 66). Interessant ist, dass Individuen - gleichsam in vorauselender ‚Erfüllung‘ bestehender Verhältnisse -, ihr Tun spontan erst einmal am Faktischen bestehender Lebensverhältnisse ausrichten, sich diesen anpassen und, im Rahmen der Gegebenheiten und Möglichkeiten ihrer Lebenssituation, entsprechende Handlungsmotive und Bewältigungskompetenzen ausbilden (Grundmann 2006, 156 f.). Dies dient zum einen der Sicherung von (identitätsstiftender emotionaler) Zugehörigkeit zu einem spezifischen sozialen Kontext und ermöglicht zum anderen die aktive Teilhabe an den Praktiken milieuspezifisch kultivierter Formen sozialen Zusammenlebens (ebenda, S. 156). Eine solche Situation zeigt sich beispielsweise besonders eindringlich beim Übergang in die Lebenssituation als Einelternfamilie. Keine der befragten Personen hatte diese Lebensform gezielt intendiert. Alle erlebten den Übergang in diesen neuen Lebensabschnitt als Moment der Verunsicherung und Neujustierung, bei dem automatisch die faktischen Gegebenheiten der (noch) vorhandenen Ressourcenausstattung gecheckt und auf deren Grundlage neue Lebenskonzepte entwickelt wurden. Dabei orientierte sich die alltagskulturelle Ausgestaltung der Einelternfamilie nicht nur an den gegebenen Möglichkeiten und Ressourcen, sondern auch in erheblichen Maße daran, auf welche soziale Bezugsgruppe hin sich die Befragten entwarfen und welchen bestehenden eigenen Handlungsorientierungen sie entsprechend individuell gerecht werden wollten. Konnten sie diesen Vorstellungen gleichkommen, erlebten sie ihre neue Lebenssituation bedeutend zufriedenstellender und Selbstwert erhaltender, als anderen, denen das nicht im selben Umfang gelang.

*Handlungsbefähigung* zeichnet sich demzufolge durch eine *implizite pragmatische Handlungsorientierung* aus, die sich an den *gegebenen Lebensumständen* und der *Anerkennung* durch *bedeutsame Andere* ausrichtet.

Auf Grund dessen überrascht es folglich nicht, dass der Umfang möglicher individueller Wirksamkeitserfahrungen im reziproken Verhältnis zu den objektiven Handlungsoptionen eines spezifischen Lebensraums<sup>30</sup> steht. Je vielfältiger die Handlungsmöglichkeiten, desto

<sup>30</sup> In diesem Kontext ist der Begriff des ‚Raumes‘ nicht als absolutistische, ausschließlich materielle Größe zu begreifen, der getrennt vom Subjekt besteht. Simmel bspw. bezeichnet Räume nicht einfach als Territorien im

umfänglicher die potentiellen Erfahrungen von Handlungswirksamkeit. Dabei hängen die Handlungsmöglichkeiten wesentlich von den sozialstrukturellen Gegebenheiten und lebensweltlichen Betätigungs- und Beziehungsarrangements des jeweiligen sozialen Raumes ab und den darin vorherrschenden Rollenvorstellungen und sozialen Erwartungen.

Diesen Umstand berücksichtigen beispielsweise Konzepte, die sich mit Fragen der ‚räumlichen Sozialisation‘, als Formen der Vergesellschaftung durch die Auseinandersetzung mit und Aneignung von räumlichen Mit- und Umwelten, beschäftigen (Wucherpfennig, 2010, S. 53). Durch die selbsttätige Auseinandersetzung und Gestaltung von Umwelt/en macht sich das Individuum ‚Welt‘ und deren gegenständliche und symbolische Kultur zu Eigen<sup>31</sup>. In der Auseinandersetzung mit artifiziellen (materiellen) und sozialen Räumen entwickelt das Subjekt wesentliche Handlungskompetenzen. Dies wirkt sich dauerhaft auf das Erkennen und Nutzen eigener Handlungsspielräume aus.

Dabei eignen sich die Geschlechter soziale Lebensräume auf unterschiedliche Weise an, wenngleich das divergierende Raumaneignungs- und Nutzungsverhalten (Bauriedl, Schier & Strüver, 2010) noch nichts über die Inhalte und Qualitäten der dabei zustande kommenden Handlungskompetenzen und –befähigungen aussagt (Löw, 2001). Kulturspezifische geschlechterbezogene (Be-)Deutungen werden aber sowohl in Wirksamkeitserfahrungen als auch in alltäglichen Interaktionen, ko-konstruktiven Alltagspraktiken und subjektiven Erfahrungen transportiert (Wucherpfennig, 2010, S. 59).

Aus diesem Grunde müssen neben sozialstrukturellen und milieuspezifischen Aspekten bei der Einschätzung möglicher Handlungspotentiale eines spezifischen Lebensraumes auch Genderaspekt mit berücksichtigt werden. Denn die Ressourcenausstattung sozialer Räume ist geschlechtsdivergent (vor-)strukturiert und die Zugänge zu und Nutzung von darin vorfindlicher Ressourcen entsprechend uneinheitlich realisierbar.

---

physikalisch-geografischen Sinne, sondern als räumlich bezogene und erfahrene Kontextes sozialen Handelns Simmel (1992). Räume entstehen durch die Interaktionen von Menschen und können für verschiedene Menschen unterschiedlich gestaltet und bedeutsam sein, je nachdem, welche Bedeutung sie diesen verleihen Löw (2001). „Erst über die Tätigkeit des Menschen wird ein Territorium zum sozialen Raum, und die Menschen erfahren dementsprechend den Raum als Ortszusammenhang von zugänglichen Möglichkeiten und einschränkenden Verwehrungen“ Böhnisch & Schröer (2010).

<sup>31</sup> Der tätigkeitstheoretische Ansatz des Aneignungskonzeptes geht zurück auf die Überlegungen des russischen Psychologen Leontjews (1983). Diese werden aktuell im sozialpädagogischen Diskurs insbesondere durch Deinet & Reutlinger (2004) unter bildungstheoretischen Gesichtspunkten wieder aufgegriffen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das *Konzept der Handlungsbefähigung* die *individuelle Handlungsfähigkeit* der Person (*agency*), *alltagskulturell verankertes Wissen* und *Kompetenzen*<sup>32</sup>, welche beide sowohl *reflexiv-theoretische* wie *vorreflexiv-praktische* Elemente enthalten, als auch spezifische *handlungsleitende Orientierungen* umfasst. Alle vier Aspekte *fußen* in den *individual-biografischen Vorerfahrungen* und *Erlebniszusammenhängen* der Person. Auf die Entwicklung von Handlungsbefähigung nehmen lebensweltliche Erfahrungen, das Eingebunden Sein in den Vollzug milieuspezifischer Praktiken, soziale Beziehungen und die sozialen Bewertungen von Handlungsoptionen und Opportunitätsstrukturen Einfluss. Sie zeigt sich in Prozessen „der Erkenntnisgenese, der Aneignung sozialen Handlungswissens und des Erwerbs persönlicher Fähigkeiten und Haltungen“ (Grundmann, 2006c, S. 57), sowie in der Übernahme handlungsleitender Orientierungen. *Handlungsbefähigung* entwickelt sich aus der fortgesetzten *Partizipation* an spezifischen *sozialen Praxen* und ist gleichzeitig bedingende Voraussetzung der *Teilhabe* an diesen. Im Lebensverlauf verdichten sich die Erfahrungen des eigenen Könnens und des Wissens, um die tatsächliche Realisierbarkeit eigener Motiv-, Bedürfnis- und Interessenslagen, zu einem verdichteten, alltagspragmatisch fundierten Handlungsmodell. Dieses beinhaltet auch Vorstellungen darüber, wozu man als Person in der Lage ist, und für welche Handlungsfelder das eigene Tun adäquat und angemessen erscheint. Auf dieser Basis vollziehen sich Prozesse sozialer Verortung, Habitualisierung und Identitätskonstruktion, die ihrerseits maßgeblichen Einfluss auf die individuelle Ausgestaltung der Lebensführung<sup>33</sup> und die Planung zukünftiger Lebensziele nehmen (ebenda, S. 62).

Die zu einem generalisierten Handlungsmodell verdichteten Bewältigungsstrategien leiten die alltagspraktische Lebensführung des jeweiligen Individuums an, die – ebenso wie Sozialisation – an der Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft verortet wird (Kudera, 1995, S. 8). Alltägliche Lebensführung ist „der systematische Ort, an dem Personen in ihrem praktischen Alltagshandeln die gleichbleibenden oder wechselnden Anforderungen der unterschiedlichen,

---

<sup>32</sup> Der Kompetenzbegriff „bezieht sich auf eine Handlungsfähigkeit und –bereitschaft, die auf konkrete Situationen und Aufgaben bezogen ist und zugleich in ähnlichen Situationen und Aufgaben nutzbar ist Otto & Schrödter (2010, S. 165).

<sup>33</sup> Die Ausführungen nehmen an dieser Stelle Bezug auf das Konzept der alltäglichen Lebensführung Projektgruppe "Alltägliche Lebensführung" (1995). Dieser Ansatz beschäftigt sich mit Fragen „nach der Betroffenheit und Prägung von Individuen durch gesellschaftliche Strukturen, nach den Aktionen und Reaktionen von Individuen in und gegenüber diesen Strukturen und nach der dadurch erfolgenden Beeinflussung dieser Strukturen. Diese Forschungsperspektive will Individuen als Geformte und Formende, als Betroffene und Gestaltende in und von gesellschaftlichen Strukturen [...] besonders ins Blickfeld rücken“ Bolte (1995a, S. 17f.).

gesellschaftlich ausdifferenzierten Arbeits- und Lebensbereiche sowie ihre sozialen Beziehungen koordinieren, synchronisieren und integrieren müssen“ (Kudera, 1995, S. 8) und stellt damit den individuellen „Handlungsrahmen, in dem die Personen ihre Lebenskonzepte, Bedürfnisse und Ansprüche mit den gegebenen Möglichkeiten, Risiken und Notwendigkeiten permanent ausbalancieren müssen“ (ebenda, S. 8). Entsprechend des hiervertretenen Ansatzes sind die dargestellten sozialisatorischen Wirkzusammenhänge in eben dieser alltäglichen praktischen Lebensführung<sup>34</sup> implementiert.

Zum Ende dieses einführenden Theoriekapitels gilt es nun die theoretisch-konzeptionellen Ausführungen mit der, im Rahmen vorliegender Studie, interessierenden empirischen Praxis von Einelternfamilien zu verknüpfen.

### 3.4 Forschungsleitende Heuristik: Die familiale Praxis ‚Einelternfamilie‘ als Sozialisationszusammenhang

Auf der Grundlage vorgängig praxis- wie handlungstheoretisch verankerten Sozialisationstheorie erscheinen forschungspraktisch insbesondere zwei Fragestellung von herausgehobener Relevanz zu sein:

- was gerät in den Fokus der analytischen Aufmerksamkeit, wenn man mit der hier dargelegten sozialisationstheoretischen Perspektive den Blick auf die Lebensform ‚Einelternfamilie‘ richtet, und
- welche potentiellen Sozialisationseffekte generieren die Herstellung und der stetige Vollzug dieser sozialen Praxis?

Fasst man die bisherigen Ausführungen zu Sozialisation und Einelternfamilien zusammen, so zeigt sich, dass *mit der Herstellung und dem fortgesetzten Vollzug dieser Lebensform sozialisatorische Formierungsprozesse verbunden sind*, die sich auf der **Ebene sozialer Beziehungen** als eine spezifische soziale Praxis beschreiben lassen, mithin als soziales Konstrukt ‚Einelternfamilie‘. Ausgehend vom interaktiven Geschehen zwischen zwei oder mehreren Famili-

---

<sup>34</sup> Das Konzept der alltäglichen Lebensführung steht in der Theorietradition einer „subjektorientierten Soziologie“ (Voß & Pongratz, 1997; Bolte, 1995b). Alltägliche Lebensführung wird dabei als soziologische Vermittlungskategorie zwischen struktur- und subjekttheoretischen Ansätzen verstanden, wobei aus mikrosoziologischer Perspektive individuelles Denken und Handeln mit gesellschaftlichen Normen und Institutionen im Vollzug alltäglicher Praktiken verbunden werden Kudera & Voß (2000).

enmitgliedern lässt sich nachzeichnen, wie durch alltägliche Praktiken und zweckrationale Handlungen eine soziale Praxis gemeinsamer Lebensführung, unter den konstitutiven Bedingungen von Einelternfamilien, hergestellt und reproduziert wird. Kernelement dieses Herstellungsprozesses ist die wechselseitige Bezugnahme zweier oder mehrerer Personen, die entweder in einem intergenerativen (Eltern-Kind) oder intragenerativen (Geschwister) Verhältnis zueinander stehen. Konstitutive Bedingung dabei ist eine gewisse kommunikative Dichte und emotionale Verbundenheit zwischen den Personen sowie ein Grundmaß an Verlässlichkeit und Solidarität in ihrer Beziehung, was die Kontinuität dieser auf Dauer sichern hilft (Grundmann, 2006, S. 44). Schritt für Schritt verweben sich so die individuellen Lebensführungs muster der einzelnen Personen zu einem gemeinsamen Gewebe familialer Lebensführung (Hagen-Demszky, 2006). Doch durch was konkret geschieht dies? Mikroanalytisch betrachtet resultiert die Verwobenheit gemeinsamer Lebensführung aus dem permanenten Strom körperbasierter Abstimmungen raumzeitlichen Erlebens und intersubjektiver Handlungskoordinationen. Dieser vollzieht sich im Rahmen gegebener sozialer Verhältnisse und ist inhaltlich definiert durch den bestehenden situativen Kontext und den darin eingelassenen Handlungserfordernissen und –erwartungen sowie der persönlichen Verfasstheit der beteiligten Personen, ihren biografischen Vorerfahrungen und grundlegenden Beziehungsdefinitionen. Durch die Kultivierung der gemeinsam hervorgebrachten Handlungsbezüge formiert sich Familie als „Netzwerk besonderer Art“ (Bundesministerium für Familie, 2006), welches eine besondere Bindungsqualität (Fuhs, 2007, S. 25) aufweist. So wird ein persönlicher Lebens- und Erfahrungsraum geschaffen, an denen die Familienmitglieder ihr Handeln und ihre Lebensentwürfe ausrichten (Grundmann, 2013).

Neben den emotionalen Aspekten tritt damit das ‚*Tun*‘ der Familienmitglieder ins Relief der Betrachtung und mit diesem die Vielzahl zweckrationaler Handlungen, aber auch beiläufiger Praktiken, mit denen die emotionalen, körpergebundenen *Beziehungen* und funktionalen *Aufgaben*, die den herkömmlichen Familienalltag prägen, her- und dargestellt werden<sup>35</sup>.

Aber mit der Herstellung familialer Praxis ‚Einelternfamilie‘ ist nicht nur eine Restrukturierung der Handlungsebene, sondern auch sozialer Beziehungen verbunden (Lüscher & Pajung-Bilger, 1998). Dies gilt sowohl für die internen Nuklearbeziehungen, als auch für die erwei-

<sup>35</sup> Die an dieser Stelle vertretene mikrosoziale Sozialisationsperspektive Grundmann (2006) auf die Praxis der Lebensform ‚Einelternfamilie‘ kommt den alltagsbezogenen Beschreibungen des ‚Doing family‘-Ansatzes (Jurczyk, Keddi, Lange & Zerle, 2009; Schier & Jurczyk, 2007) nahe, geht aber über dessen Konzeptualisierungen insofern hinaus, als dass die dem praktischen Vollzug unterliegenden Prozesse der Sozial- und Individualgenese im Mittelpunkt des sozialisationstheoretischen Interesses stehen.

terten Nuklearbeziehungen wie beispielsweise dem getrenntlebenden Elternteil oder dem familialen Herkunftssystem der alleinerziehenden Person (Nelson, 2006). Im Nachgang erfordert dies die performative Ausbuchstabierung des familialen Zusammenhangs als Beziehungsgeflecht, mithin der Entfaltung einer Wir-Identität nach innen und dem als solches sichtbar werden nach außen, um soziale Zuschreibungsprozesse als familiale Lebensform zu forcieren. Erst die öffentliche Akzeptanz als Familie baut die Brücke zu Optionen sozialer Teilhabe und der Inanspruchnahme institutioneller Rechte. Angeleitet wird diese Performanz von subjektiven Familienvorstellungen und lebensweltlich virulenten normativen Familienleitbildern.

Spinnt man den aufgemachten Netzwerkgedanken weiter so sind Einelternfamilien nicht als singuläre Einheit, sondern als System dyadischer und triadischer Beziehungen zu begreifen, über die eine wechselseitige Beeinflussung stattfindet. Auf der Mesoebene formiert sich das „Netzwerk“ Einelternfamilie als komplexes Person-Umwelt-System. Entlang der unterschiedlichen lebensweltspezifischen Handlungssphären und Beziehungskonstellationen ist es in die verschiedenen, sich wechselseitig beeinflussenden und überlappenden, sozialen Nah- und Lebensräume (Bronfenbrenner, 1981; Gerris & Grundmann, 2002) eingebunden. Ergebnis dieser Verflechtungen ist eine multiperspektive Erfahrungswelt der einzelnen Familienmitglieder die aus dem Kontext der gemeinsamen Lebensführung als Einelternfamilie gespeist und in diesen wiederum integriert werden muss (Grundmann, 2013).

Zugleich aber ist das Leben von Einelternfamilien immer auch eingebunden in die **gesamtgesellschaftliche Struktur** aktueller ökonomischer und kultureller Verhältnisse, die sie ihrerseits, durch die von ihnen gelebte Form familialer Praxis, verändern. Gewandelte Formen privater Lebensführung sind als Resultat dynamischer Person-Umwelt-Beziehungen und veränderter lebensweltlicher Handlungspraxen zu begreifen. Im Wechselspiel dazu modellieren sozialkulturelle wie –ökonomische Bedingungen Möglichkeitsräume, bilden Gelegenheitsstrukturen und offerieren lebensweltlich modifizierte soziale Ressourcenausstattungen, die ihrerseits Einfluss auf die Herstellungs- und Ausgestaltungsoptionen sozialer Praxen von Einelternfamilien nehmen. Im Gesamten betrachtet lässt sich also von einer wechselseitigen Beeinflussung individueller Mikro- und gesellschaftlicher Makroprozesse ausgehen.

Über die Herstellung und den beständigen alltäglichen Vollzug der Lebensform ‚Einelternfamilie‘ erfolgt auf **individueller Ebene** deren spezifische lebensweltliche und alltagskulturelle Verankerung. Im alltäglichen miteinander Tun und in Beziehung sein entfaltet sich das Poten-

tial vielfältigen Selbsterlebens, als alleinerziehende Person (personale Identität) und, als Teil einer Einelternfamilie (soziale Identität) in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang, der geprägt ist durch kollektive Regeln und Vorstellungen des Zusammenlebens. Eingelassen in die Praktiken des Alltags, seinen Routinen und Habitualisierungen, seinen Absprachen und intentionalen Handlungskoordinationen werden implizite Wissensbestände dieser spezifischen Praxis ebenso inkorporiert, wie sie Nährboden vielfältiger Erfahrungen und reflexiver Erkenntnis ist. Aus der gelebten Praxis ‚Einelternfamilie‘ erwachsen so pragmatisches Handlungswissen, -kompetenzen und –orientierungen. Zudem gehen mit der Etablierung dieser sozialen Wirklichkeit typische Deutungsmuster einher, die sich aus den strukturidentischen Erfahrungsräumen dieser Lebenspraxis speisen. Wie diese Erfahrungen bewertet werden, und welche Handlungsrelevanz sie im Alltag entfalten, hängt nicht zu Letzt von den biographischen Vorerfahrungen und sozialen Handlungsorientierungen der jeweiligen Person ab. So macht es einen Unterschied, ob sich diese in ihrem Handeln an den vorherrschenden Verhaltenserwartungen, Wertvorstellungen und Deutungsmuster einer übergeordneten, beispielsweise dörflichen, Gemeinschaft, den Lebensführungsmuster der eigenen Eltern oder anderen allein erziehenden Elternteilen in ähnlicher Lebenssituation orientiert. Oder ob sie ihre Handlungsmöglichkeiten und –kompetenzen mit anderen familialen Lebensformen vergleicht, in denen beide Elternteile mit ihren leiblichen Kindern in einem gemeinsamen Haushalt zusammenleben (Zweielternfamilien). Die verschiedenen Formen der sozialen Bezugnahme lassen sich in allen sozialisatorischen Praxen finden und können in unterschiedlichen Kombinationen zum Tragen kommen. Welchen Orientierungen wann besondere Relevanz zu kommt hängt aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Mix aus aktuellem Handlungskontext, biographischen Vorerfahrungen, intendierten Lebensführungsmustern und derzeitigen individuellen Befindlichkeiten ab. Die für das menschliche Zusammenleben notwendige Koordination von individueller und sozialer Handlungsorientierung gibt Raum für unterschiedliche Ambivalenz- aber auch Zugehörigkeitserfahrungen, und bildet die Basis für die Konstruktion individueller Identitätsentwürfe (Lüscher, 2011).

Der sozialisatorische Prozess der Herstellung und des Vollzug der Lebenspraxis ‚Einelternfamilie‘ bleibt nicht ohne Folgen, sondern bedingt *sozialisatorische Effekte auf mehreren Ebenen*:

Durch die beständige wechselseitige Bezugnahme und die Kultivierung gemeinsamer sozialer Praktiken manifestieren sich auf der **Ebene sozialer Beziehungen** bestimmte Formen gemeinsamer Lebensführung, die im sozialen Konstrukt ‚Einelternfamilie‘ ihren nominellen

Ausdruck finden und als empirische Varianz der Institution ‚Familie‘ anzusehen sind. Als solche ist die Lebensform eingebunden in die bestehenden gesamtgesellschaftlichen ökonomischen, kulturellen und rechtlichen Verhältnisse (**gesellschaftliche Ebene**). Die aktuellen sozi-ökonomischen und kulturellen Gegebenheiten modellieren infrastrukturelle Gelegenheitsstrukturen wodurch Möglichkeitsräume eröffnet oder begrenzt werden. Dies nimmt maßgeblichen Einfluss auf die Umsetzbarkeit familialer Lebensführungsmuster von Einelternfamilien insbesondere auch unter den infrastrukturellen Gegebenheiten des ländlichen Raums. Andrerseits modifiziert die Zunahme der gelebten sozialen Praxis ‚Einelternfamilie‘ Vorstellungen normativer Lebensverlaufsmuster und lässt den bisherigen Ausnahmefall zur einkalkulierten individuellen und sozialen Varianz werden. Dies spiegelt sich in zeitdiagnostischen Analysen zum Wandel der Familie und der Pluralisierung von Lebensformen ebenso wider wie in veränderten rechtlichen und familienpolitischen Regelungen, der wohlfahrtsstaatlichen Frage nach der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung, der Zunahme von Beratungsangeboten für Trennung und Scheidung sowie in der Entwicklung spezieller Unterstützungsprogramme (Franz, 2003; Schneider et al., 2001) und kommunaler Handlungskonzepte für die Personengruppe der Alleinerziehenden (Erler & Sterzing, 2005). Eingebunden in diese meso- und makrostrukturellen Wechselwirkungen gehen mit dem Vollzug der alltäglichen Praxis ‚Einelternfamilie‘ auf **personaler Ebene** individuelle Erkenntnis- und Kompetenzgewinne sowie die Etablierung alltagskulturell verankerter Wissensbestände und Entfaltung pragmatischer Handlungsorientierungen einher. Die mit dieser sozialen Praxis vonstattengehende Handlungsbefähigung zeigt sich darin, wie alleinerziehende Personen unter Rückgriff auf die ihnen individuell und sozial zur Verfügung stehenden Ressourcen, unter Berücksichtigung bestehender Gegebenheiten und Abwägung situativer Handlungserfordernissen eine ihnen gemäße Form gemeinsamer Lebensführung mit ihren Kindern ins Leben rufen.

Im *Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses* vorliegender Forschungsarbeit steht die personale Ebene der Akteure. Die Frage ist, wie, entlang welcher Praktiken und Wissensbeständen, die erwachsenen, haushaltführenden Personen eine Praxis der gemeinsamen Lebensführung als Einelternfamilie – unter zu Hilfenahme individueller und sozialer Ressourcen – herstellen und welche individuellen Handlungsbefähigungen und Identitätskonstruktionen daraus resultieren? Dies bedingt zum einen die *Erhebung der individuellen Sicht der Akteure auf ihre Lebenssituation* und den darauf einflussnehmenden Faktoren. Also ihres Wissens über sich selbst und der gegebenen gesellschaftlichen Tatsachen. Dies erfordert zum anderen aber auch das *Erfassen der individuellen handlungsleitenden, habituellen Orientierungen*, die in *implizit*

ten kollektiven Wissensbeständen fußen, die wiederum die soziale Praxis strukturgebend formieren. Die praktische sozialisatorische Relevanz beider Wissensbestände resultiert daraus, da davon auszugehen ist, dass aus dem balancierenden Arrangement individueller und sozialer Handlungsorientierungen spezifische Identitätskonstruktionen hervorgehen, die die aus dem Vollzug der Lebensform ‚Einelternfamilie‘ herrührenden Handlungsbefähigungen anleiten.

## 4 Konzeption der Gesamtstudie: „Die Lebensform ‚Einelternfamilie‘ als sozialisatorische Praxis“

### 4.1 Methodologische Grundannahmen – zwei Analyseeinstellungen rekonstruktiver Sozialforschung

Sozialisationsforschung bedarf einer Methodologie und Methode des Verstehens, die in der Lage ist, Sozialisationsprozesse aus dem Spannungsverhältnis von Personalität und Sozialität abzuleiten. Entsprechend würde die alleinige Rekonstruktion des subjektiv gemeinten Sinns zu kurz greifen, um die Komplexität sozialisatorischen Geschehens zu erfassen. Anders als objektiv-hermeneutische Forschungsansätze, die das sozialisatorische Geschehen aus der Kontrastierung subjektiver und latenter objektiver Sinnstrukturen im Rahmen sozialisatorischer Interaktionen ableiten (Wagner, 2004, S. 192), gilt es entsprechend des hier vorgestellten Modells Sozialisation aus der Koordination von atheoretischem und reflektiertem Handlungswissens herzuleiten. Es gilt, die subjektiv gemeinten Sinnstrukturen der alleinerziehenden Personen mit, aus der gemeinsam gelebten sozialen Praxis hervorgehenden, konjunktiven Sinnstrukturen in Bezug zusetzen. Die vorliegende Studie fasst die *soziale Wirklichkeit von Einelternfamilien* entsprechend *als spezifischen Sinnzusammenhang* auf, den es anhand qualitativer Forschungsverfahren zu *rekonstruieren* gilt.

Wie können nun die Handlungsvollzüge sozialer Wirklichkeit und die damit einhergehenden Sinnstrukturen analytisch in den Blick genommen werden? Im Bereich qualitativer Sozialforschung lassen sich *zwei Zugänge, bzw. Analyseperspektiven* unterscheiden: Zum einen wird der Fokus auf die *Alltagstheorien sozialer Akteure*, also ihre *Common-Sense-Theorien*, gerichtet. Sinn wird hier festgemacht am subjektiv gemeinten Sinn einer Handlung und ist an die „Um-zu-Motive“ der Akteure geknüpft (1). Die zweite Analyseeinstellung fokussiert auf die *Sinnstrukturen, die dem Handeln zugrunde liegen* und dieses – im Sinne sozialer Genese –

hervorbringen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 32–35). Hierbei geraten die Prozessstrukturen der Herstellung sozialer Gebilde als „Resultat eines soziopsychischen Erlebniszusammenhangs“ (Mannheim, 1980, S. 89) in den Blick (2).

Vorliegende Studie bezieht sich auf beide analytische Perspektiven, die deshalb nachfolgend kurz dargestellt werden:

In der phänomenologischen Soziologie Alfred Schützs, und daran anschließenden Theorietraditionen, geht es um die „rekonstruktive Analyse der pragmatisch bedingten Sinnstrukturen der sozialen Wirklichkeit“ (Endreß, 2006, S. 47). Ausgehend von Weber und dessen Verknüpfung von Handeln und subjektiv gemeintem Sinn hat Schütz dessen Verständnis weiterentwickelt. So verweist er darauf, dass eine Handlung dann als sinnhaft zu gelten hat, wenn diese an einem vorausgehenden Entwurf orientiert und durch diesen motiviert ist (Schütz, 1974). Im Handlungsmotiv liegt der Sinn einer Handlung begründet. Damit etabliert Schütz ein *zweckrationales Verständnis* von Handlung und folglich auch von *Sinn*. Aus dieser *handlungstheoretischen Perspektive* erschließt sich demgemäß soziale Wirklichkeit aus der Rekonstruktion von Sinnkonstruktionen, „die die in der Sozialwelt Lebenden aufgrund des ihnen verfügbaren Wissens im Rahmen ihres Handelns erzeugen“ (Endreß, 2006, S. 30). Das Erkenntnisinteresse richtet sich insofern auf die systematische Erfassung und Erschließung subjektiver Motive und Deutungen Handelnder. Für die phänomenologische Soziologie, und in deren Nachfolge für die Wissenssoziologie Berger und Luckmanns, wie auch für die hermeneutische Wissenssoziologie, ist die methodologische Grundlage sozialwissenschaftlicher Interpretation das subjektive Sinnverstehen (Bohnsack, 2006, S. 274). Infolgedessen setzen phänomenologische Analysen auf der Ebene der Deskription an, d.h. am beschreibenden Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinn von Akteuren (Hitzler, 2011) und den damit einhergehenden Wissensbeständen. Dieses alltägliche Wissen ist den Akteuren bewusst und steht ihnen reflexiv zur Verfügung. Dementsprechend kann es *komunikativ mitgeteilt* werden und ist folglich *direkt abfragbar*. Schütz geht davon aus, dass sich jede Form der Verständigung als ein Prozess des wechselseitigen Interpretierens einander grundsätzlich fremder Subjekte vollzieht und durch die Fähigkeit zur reziproken Perspektivenübernahme sichergestellt wird (Schütz, 1971). Folgt man dieser Sichtweise, dann ist gegenseitiges *Verstehen* letztlich immer (nur) auf der Basis der *Interpretation* kommunikativ mitgeteilter Sinnzusammenhänge möglich.

Zusammenfassend ist festzuhalten: phänomenologisch orientierte Forschungsarbeiten fragen danach, **was die soziale Wirklichkeit aus Sicht der handelnden Akteure ausmacht**. Sie fragen

nach der interpretativen Herstellung dieser Wirklichkeit, auf die sich die Akteure in ihrem Handeln beziehen. Derartige Forschungsarbeiten sind überwiegend deskriptiv, d.h. sie zeichnen die subjektiven Motive der Akteure beschreibend nach und beziehen sich dabei auf deren immanenten, wörtlichen Sinngehalt. Erfasst werden so die *subjektiven Theorien der Befragten über ihre Handlungspraxis*. Die Handlungspraxis selbst und das diese Praxis anleitende Handlungswissen bleiben hingegen unbeleuchtet (Bohnsack).

Hier offenbart sich eine analytische *Differenz*. Denn in der *Kommunikation über* eine bestimmte Praxis und dem *tatsächlichen Handlungsvollzug* dieser Praxis, also deren Existenz, bilden sich zwei Bedeutungsdimensionen ab. Bohnsack (2010b) bebildert diesen Unterschied am Beispiel des ‚Dorfes‘: Es macht einen Unterschied, ob man mit bzw. über den Begriff des ‚Dorfes‘ in seiner juristischen, verwaltungstechnischen oder wissenschaftlichen Bedeutung kommuniziert, ihn etwa zur Differenzbestimmung im Vergleich zur ‚Stadt‘ verwendet, oder ob man im Dorf wohnend eine erlebnismäßige Einbindung in diese kollektive Handlungspraxis erfährt. „Die gemeinsame Existenz in derartigen geistigen Beziehungen konstituiert einen „konjunktiven Erfahrungsraum“ der beteiligten Subjekte auf der Grundlage gemeinsamer Praxis – jenseits des theoretischen Erkennens und der kommunikativen Absicht“ (ebenda S. 61). Ähnliches bzw. gleiches biografisches Erleben konstituiert auf diese Weise einen gemeinsam geteilten Erfahrungsraum, der unabhängig ist von raum-zeitlicher Co-Präsenz und unmittelbarer Interaktion der Beteiligten. Dies macht Mannheim (1964) anhand seines Verständnisses von Generation deutlich. Ihm zu folge konstituiert sich ein Generationenzusammenhang aus der „Partizipation an den gemeinsamen Schicksalen [einer] historisch-sozialen Einheit“ (Mannheim, 1964, S. 542). Strukturidentische Basiserfahrungen formieren konjektive Erfahrungsräume. Diese gemeinsamen „Erlebnisschichtungen“ können sowohl aus sozialisationsgeschichtlicher Kontinuität, sprich Tradierung herrühren, als sich „auch aus dem strukturidentischen Erleben biografischer Diskontinuität und habitueller Verunsicherungen“ (Bohnsack, 2006, S. 281) ergeben. Dabei hebt Mannheim die Bedeutung selbst erlebter Erinnerungen hervor. Er schreibt: „Nur wirklich selbst erworbene Erinnerung, in aktuellen Situationen wirklich erworbenes >>Wissen<< besitze ich wahrhaft. Nur dieses Wissen >>sitzt fest<<, aber auch nur dieses bindet wirklich.“ (Mannheim, 1964, S. 534), und grenzt damit diese Form des Wissens, vom reflexiven, theoretischen Wissen ab, das auch durch erzählte Erinnerungen anderer erworben werden kann. *Implizitem, atheoretischem Wissen* wird in der Wissenssoziologie Mannheims besondere Bedeutung beigemessen. Als kollektiver Wissens- und damit Sinnzusammenhang einer spezifischen sozialen Praxis wirkt es, relativ unabhängig

vom subjektiv gemeinten Sinn, in dieser handlungsanleitend als auch –orientierend und strukturiert diese in ihrer je milieu- und kulturspezifischen Semantik (Bohnsack). Dieses (teilweise) *inkorporierte, handlungsleitende Erfahrungswissen* der Akteure wird auch als *konjunktives Wissen* – in Abgrenzung zum *kommunikativen Wissen der Common-Sense-Theorien* – bezeichnet. Richtet sich das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse auf das konjunktive Wissen und dessen dokumentarischen Sinngehalt, macht dies einen Wechsel der Analyseeinstellung notwendig. Gefragt wird dann nicht mehr nach den Motiven der Handelnden, sondern wie diese Motive hergestellt, konstruiert und zugeschrieben werden. „Nicht das >>Was<< eines objektiven Sinnes, sondern das >>Daß<< und das >>Wie>> wird von dominierender Wichtigkeit“ (Mannheim, 1964, S. 134). Die Frage nach dem „Wie“ wird zur Frage nach dem „*modus operandi*“, also nach den *Herstellungsprozessen einer spezifischen Handlungspraxis*. Wissenssoziologische Forschungsarbeiten in der Tradition Karl Mannheims versuchen diese alltäglichen Herstellungsprozesse einer spezifischen sozialen Praxis sowie die damit einhergehenden Erlebniszusammenhänge und dokumentarischen Sinnformationen zu rekonstruieren. Anderes als Schütz, der Verstehen letztlich als Interpretationsleistung fasst, meint Verstehen bei Mannheim das intuitive Erfassen einer Sache, welches aus dem Erlebniszusammenhang gemeinsam geteilter Handlungspraxis erwächst. „Unter denjenigen, die über (biografisch, also sozialisationsgeschichtlich bedingte) Gemeinsamkeiten hinsichtlich einer – in selbstgelebter Praxis angeeigneten – Erinnerung verfügen und somit zum selben Erfahrungsräum gehören, ist, [...], ein >unmittelbares Verstehen< möglich.“ (Bohnsack, 2006, S. 280). Sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeiten steht der Zugang zu einer je spezifischen Handlungspraxis aufgrund *unmittelbaren Verstehens durch selbsterlebte Praxis* in der Regel nicht direkt zur Verfügung. Das Wissen über eine spezifische Handlungspraxis ist immer an ein entsprechendes Sein in dieser Praxis gebunden. Ein Aspekt, auf den Mannheim (Mannheim, 1964) mit seiner Lehre von der >>Seinsverbundenheit des Wissens<< explizit hinweist. Sozialwissenschaftlicher Rekonstruktion sozialen Handelns, als Ausdruck überindividueller sozialer Zugehörigkeiten und kollektiver Orientierungen (Meuser, 2011, S. 141), stellt sich folglich die Aufgabe einen methodisch „adäquaten Zugang zur Indexikalität fremder >>Erfahrungsräume<< zu finden (Bohnsack, 2010b, S. 59). Basierend auf der Wissenssoziologie Mannheims und in kritischer Auseinandersetzung mit der Ethnomethodologie Harold Garfinkels hat Ralf Bohnsack (2010b) mit der *dokumentarischen Methode* ein solches *praxeologisch fundiertes methodisches Verfahren* entwickelt. Die dokumentarische Methode zielt auf die *Rekonstruktion der vorreflexiven, atheoretischen Herstellungsprozesse* geistiger oder materieller Manifestationen sozialer Praxen. Denn die Bedeutung einer subjektiven Handlung, einer Äu-

ßerung oder Geste kann nur dann vollständig erfasst werden, wenn sie vor dem Hintergrund des existentiellen sozialen Zusammenhangs, also jener Interaktionsprozesse sozialer Praxen vergegenwärtigt werden, aus denen sie hervorgehen und dessen Bestandteil sie sind. Genau das kategorisiert Mannheim mit seinem Begriff der „genetischen Interpretation“ (Mannheim, 1980), das Erfassen von Bedeutungszusammenhängen entsprechend ihrer sozialen oder existentiellen Genese<sup>36</sup>. „Die dokumentarische Interpretation stellt die begrifflich-theoretische Explikation jener Bedeutungsgehalte dar, die bei der konjunktiven Verständigung unmittelbar – auf der Grundlage milieuspezifischer kollektiver bzw. konjunktiver Erfahrungen – verstanden werden“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 283). Im Zentrum der dokumentarischen Methode steht die Rekonstruktion des erlebnismäßigen Herstellungsprozesses sozialer Wirklichkeit.

Die soziale Praxis von Einelternfamilien vollzieht sich im Spannungsfeld von Personalität (subjektiv gemeinter oder immanenter Sinngehalt) und Sozialität (dokumentarischer Sinngehalt). Um diese Praxis differenziert zu erfassen, bedarf es beider analytisch-methodischer Zugänge rekonstruktiver Sozialforschung, sprich dem verstehenden Nachvollzug sowohl subjektiver als auch „konjunktiver“ Relevanzstrukturen, die dem Handeln der Akteure zugrunde liegen. Denn erst, wenn die *Alltagstheorien der befragten Personen über ihre Lebenssituation mit den diese Praxis formierenden impliziten und sozialpräformierten Wissensbeständen* in Beziehung gesetzt werden, können die wirkmächtigen sozialisatorischen Prozesse dieser Praxis in den Blick gelangen.

## 4.2 Möglichkeiten und Begründungszusammenhang des sekundäranalytischen Vorgehens

Die vorliegende Forschungsarbeit zur sozialisatorischen Praxis ‚Einelternfamilie‘ basiert auf dem empirischen Datenmaterial der qualitativen Studie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“. Diese Studie wurde von der Autorin im Auftrag des Landratsamtes Rosenheim von 2009 bis 2010 durchgeführt. Im Zentrum des damaligen Erkenntnisinteresses, und damit auch der Auswertung des Materials, stand die subjektive Sichtweise alleinerziehender Personen auf ihre Lebenssituation, auf die diese konstituierenden Bedingungszusammenhänge und beeinflussenden Faktoren. Die Aufmerksamkeit richtete sich also auf die Alltagstheorien alleinerziehenden Mütter und Vätern, die diese hinsichtlich ihrer Lebensform entwickelt hatten. Die

---

<sup>36</sup> Weshalb die Wissenssoziologie Karl Mannheims auch als praxeologische Wissenssoziologie bezeichnet wird.

daraus hervorgegangenen Forschungsergebnisse werden zum Teil in die hier gegenwärtige Gesamtstudie „*Einelternfamilien im ländlichen Raum. Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die Praxis einer Lebensform*“ eingebunden. Darüber hinaus werden an das umfängliche Datenmaterial vertiefende und veränderte Fragestellungen herangetragen. Das heißt das empirische Material der Primärstudie wird einer neuen, sprich sekundäranalytischen Auswertung unterzogen.

„Der Begriff der Sekundäranalyse beschreibt eine Strategie, bei der zur Beantwortung einer Forschungsfrage auf bereits vorliegende Daten zurückgegriffen wird“ (Medjedovic, 2010, S. 305). Dabei stellen Sekundäranalysen keine eigenständige Methode an sich dar, sondern verweisen auf die Möglichkeit einer neuerlichen Nutzung bestehender Daten unter veränderter, vertiefender oder erweiterter Fragestellung. "Abhängig von den konkret zu nutzenden Daten, den Forschungszielen und der methodologischen Ausrichtung der Sekundäranalyse können verschiedene Forschungsdesigns (Einzelfall-, Längsschnitt-, Vergleichs-, Mixed-Methods-Studie) sowie Erhebungs- (z.B. Interviews, Gruppendiskussionen, Beobachtungen) und Auswertungsverfahren (z.B. Inhaltsanalyse, Tiefenhermeneutik) zur Anwendung kommen" (ebenda, S. 305). Kennzeichnend für Sekundäranalysen ist folglich nicht ein typisches methodisches Vorgehen, sondern deren wesentliche Komponente liegt in der Auswahl des empirischen Materials, das entlang veränderter theoretischer, und damit oftmals auch methodologischer, Foki einer neuerlichen Auswertung unterzogen wird.

Nach Janet Heaton (2004) können drei Formen sekundäranalytischer Vorgehensweisen unterschieden werden: zum einen Formen der supra analysis, bei der die bestehenden Daten unter einer neuen Forschungsperspektive ausgewertet werden. Zum anderen die sogenannte supplementary analysis, also ergänzende Analysen, bei denen die bestehende Forschungsfrage um einzelne Aspekte erweitert wird. Und Formen der Reanalyse (re-analysis), die der Überprüfung und Verifizierung bestehender Forschungsergebnisse dient.

In vorliegender Studie kommen sowohl Elemente der supplementary als auch der supra analysis zum Tragen, da zum einen einzelne Fragen, die in der Originalstudie zwar gestellt aber nicht oder nicht erschöpfend bearbeitet wurden, einer vertiefenden Analyse unterzogen werden. Zum anderen wird mit dem Blick auf sozialisatorische Prozesse von Vollzugswirklichkeit ein neuer theoretischer, und damit auch ein methodologisch wie methodisch veränderter, Zugang zum Datenmaterial gewählt. Gleichwohl wird in der Sekundäranalyse auf bestehende Ergebnisse der Primärstudie (wie beispielsweise sozioökonomische, Erwerbs-, Wohn- und gesundheitliche Situation alleinerziehender Mütter und Väter) reflektiert, d.h. die erhobenen

kommunikativen Wissensbestände der Befragten werden zum einen als solche ausgewiesen und im Rahmen der Gesamtstudie dargestellt. Zum anderen werden diese Ergebnisse einer neuen, verdichteten Interpretation unterzogen und als Faktoren individueller Lebenslagen rahmenanalytisch in die Gesamtinterpretation einbezogen. *Zusammengefasst bedeutet dies*, dass mit der *neuerlichen Auswertung der Daten* unter einer veränderten bzw. erweiterten Analysestrategie ein Perspektivenwechsel einhergeht: vom *was* der von den Akteur(inn)en dargestellten Realität (= Common-Sense-Theorien), zum *wie* diese soziale Praxis (von Einelternfamilien) hergestellt wird und den daraus hervorgehenden handlungsleitenden Orientierungen der befragten alleinerziehenden Personen.

In sekundäranalytischen Forschungsarbeiten wird häufig die Datenerhebung von der Datenauswertung bzw. -interpretation entkoppelt. Um trotzdem den Gütekriterien qualitativer Sozialforschung gerecht zu werden, gilt es eine Form der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit herzustellen. Dies leistet zumeist eine umfängliche Dokumentation über den Forschungsprozess, das Vorverständnis des Forschers bzw. der Forscherin, die Erhebungsmethoden und –kontexte, die Transkriptionsregeln, die Daten, die Auswertungsmethoden und Informationsquellen sowie die vorgenommenen Entscheidungen (bspw. das Sampling betreffen) und die Kriterien, denen die Arbeit entsprechen soll (Steinke, 2005, S. 324f.). Im vorliegenden Fall wurden die der Primärstudie zugrunde liegenden qualitativen Daten wurden von der Autorin sowohl erhoben und ausgewertet als auch der Verlauf des gesamten Forschungsprozess ausführlich dokumentiert. Erhebende und auswertende Person treffen folglich zusammen. Dies gilt für beide Studien: die Primärstudie wie auch für deren sekundäranalytische Auswertung unter neuen Gesichtspunkten. Da aber zwischen Datenerhebung und ihrer neuerlichen Interpretation beinahe drei Jahre liegen, haben sich die postskriptiv angefertigten Feld- und Interviewnotizen (Postskriptum) als sehr hilfreich erwiesen (Witzel, 2000).

Anschließend soll nun das Studiendesign (3.1), das untersuchte Sampling als auch der Zugang zum Feld (3.2), die Erhebung anhand leitfadengestützter Interviews (3.3) der zugrunde liegenden Primärstudie dargestellt werden, um im Anschluss daran die beiden Analyseschritte (3.4), denen das Datenmaterial unterzogen wurde, zu erläutern.

## 4.3 Die empirische Studie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“

### 4.3.1 Design der Studie

Im Vorfeld der eigentlichen Studie wurde, im Rahmen sogenannter Experteninterviews, eine qualitative Befragung mit regionalen Schlüsselpersonen<sup>37</sup> als auch mit überregionalen Experten und Expertinnen<sup>38</sup> aus Wissenschaft und Praxis durchgeführt. Diese Interviews waren als explorative Vorstudie konzipiert (Bogner & Menz, 2005). Sie dienten dem Aufbau fundierten Vorwissens zur Lebenssituation von Einelternfamilien im Allgemeinen und deren speziellen Situation in ländlichen Regionen. Die Aufmerksamkeit richtete sich dabei unter anderem auf die infrastrukturellen Gegebenheiten des Landkreises sowie auf die dort vorherrschenden Sichtweisen *auf* Einelternfamilien. Das Gespräch mit den für diese Themengebiet als relevant betrachteten Akteuren diente damit sowohl der Erhebung von Kontextwissen als auch deren Deutungswissen (Meuser & Nagel, 2005). Zu Beginn der Vorstudie waren die zu untersuchenden Gemeinden durch ein Schreiben des Landrates über die Studie informiert, um Kooperation gebeten und zur Weitergabe dieser Vorinformationen an einschlägige Einrichtungen ersucht worden.

Das *Zentrum der empirischen Untersuchung* bilden *problemzentrierte (Leitfaden-)Interviews* (Witzel, 1996; Witzel, 2000) mit *alleinerziehenden Müttern und Vätern* in einer *ländlichen Region* des bayerischen Voralpenlandes. Integriert in den dialogischen Prozess wurden die Beziehungsnetzwerke der Befragten mittels egozentrierter Netzwerkkarten (EGONET-QF) erhoben. Diese dienen der Visualisierung sozialer Netzwerke und deren Bewertung unter spezifischen Fragestellungen (Straus, 2002). Die Ausprägung des subjektiven Gefühls der Kohärenz<sup>39</sup> wurde mittels des teststatistischen Messinstrumenten der „Sense of Coherence Scale“ in ihrer deutschen Version erhoben (Singer & Brähler, 2007). Des Weiteren wurden der Grad

---

<sup>37</sup> Befragt wurden Personen aus den Bereichen: Kommunalpolitik, Kindertagesbetreuung und Schule, Jugendhilfe und Jugendsozialarbeit, evangelische wie katholische Pfarrgemeinden und bürgerschaftlichen Engagement.

<sup>38</sup> Befragte Personen stammten aus den Bereichen: Arbeitgeber und deren verbandliche Vertretung, soziale Sicherung, Einrichtungen der psycho-sozialen Versorgung, Gesundheitsversorgung, Kirchen, Selbsthilfeverbände von alleinerziehenden Müttern und Vätern, Mehrgenerationenhäuser, Kindertagespflege, speziellen Angeboten für alleinerziehende Mütter und Väter sowie der Wissenschaft.

<sup>39</sup> Das Konstrukt des Kohärenzgefühls wurde vom israelischen Medizinsoziologen Aaron Antonovsky (1998) entwickelt.

der Zufriedenheit<sup>40</sup> mit verschiedenen Lebensbereichen und das subjektive Exklusionsempfinden nach Bude und Lantermann (Bude & Lantermann, 2006) erfasst. Einen Eindruck über den Umfang informeller sozialer Unterstützung vermittelte der ebenfalls eingesetzte Fragebogen zur Erhebung Sozialer Unterstützung (Sommer & Fydrich, 1989).

Am Ende jedes Interviews füllten die Befragten einen kurzen Fragebogen zur Erfassung der Sozialdaten aus. Außerdem wurde über jedes Interview im Anschluss ein Postskriptum (Witzel, 2000) erstellt<sup>41</sup>.

---

<sup>40</sup> Skala zur bereichsspezifischen Lebenszufriedenheit (Satisfaction with Life Scala): Taft R. (1986). Methodological Considerations in the Study of Immigrant Adaption in Australia. In: Australian Journal of Psychology, 38, (3), S. 339-346. Modifizierte Fassung in Anlehnung an Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München, Teilprojekt A4 “Diskontinuierliche Erwerbsverläufe, soziale Netzwerke und Identitätsentwicklung junger Erwachsener”.

<sup>41</sup> Alle eingesetzten Fragebögen, wie auch das Formular des Postskriptums, sind der beigefügten CD „Empirie“ zu entnehmen.

Nachstehende Tabelle stellt das Gesamtdesign der Studie vor:

|                           | Zeitraum          | Befragte Personen  | Erhebungsmethode  | Auswertungsmethode   |
|---------------------------|-------------------|--|---|--|
| <b>Vorstudie</b>          | 05.2009 – 07.2009 | Regionale Schlüsselpersonen (N=22)<br>Überregionale Experten<br>(N = 13) | qualitative Experten-interviews   | explorativ   |
| <b>Qualitative Studie</b> | 07.2009 – 04.2010 | 17 alleinerziehende Personen<br>(2 männlich, 15 weiblich)<br>(N = 17)    | qualitative, offene (Leitfaden-) Interviews,<br><br>Netzwerkanalyse,<br><br>Teststatistische Instrumente:<br>Sense of coherence Scale<br><br>Standardisierte Fragebögen:<br>Exklusionsempfinden<br>Soziale Unterstützung<br>Bereichsspezifische Lebenszufriedenheit | <ul style="list-style-type: none"> <li>• kategorienbasierte Interpretation</li> <li>• dokumentarische Interpretation</li> </ul> <p>Nur einfache Auszählung in Excell, da die Ergebnisse nur zur Ergänzung der qualitativen Daten genutzt wurden.</p> |

**Tabelle 3: Forschungsdesign der Gesamtstudie**

Alle Interviews wurden digital aufgezeichnet und vollständig transkribiert<sup>42</sup>.

#### 4.3.2 Sampling und Zugang zum Feld

Wie bereits dargestellt, gestaltet sich die Lebenssituation von Einelternfamilien, wie bei Familien allgemein üblich, sehr heterogen. Um die Komplexität des zu untersuchenden Forschungsgegenstand abzubilden, wurde besondere Sorgfalt auf die Vorab-Festlegung eines differenzierten, theoriegeleiteten Samplings (Flick, 2002, S. 98–101) gelegt. „Die für die Fal-

<sup>42</sup> Die vollständig transkribierten Interviews der alleinerziehenden Befragten sind der beiliegenden CD „Empirie“ zu entnehmen, ebenso wie die zugrunde gelegten Regeln der Transkription.

lauswahl relevanten Merkmale müssen anhand der Untersuchungsfragestellung, anhand theoretischer Vorüberlegungen und anhand des Vorwissens über das Untersuchungsfeld bestimmt werden“ (Kelle & Kluge, 2010, S. 50). Dies schloss einen alleinigen Zugang zur Befragungsgruppe über den Auftraggeber, sprich das örtlich zuständige Landratsamt bzw. stellvertretend dessen Kreisjugendamtes, aus. Eine selektive Vorauswahl und damit eine Reduktion der Forschungsfrage auf besonders belastete Einelternfamilien wurden vermieden. Stattdessen erfolgte der Zugang zu Einelternfamilien über die im Vorfeld stattgefundenen Gespräche mit lokalen Schlüsselpersonen. Auf diesem Wege konnten insgesamt annähernd 40 Personen gewonnen werden, die sich zu einem Interview bereit erklärten. Aus diesem Pool wurde anschließend entlang theoriegeleiteter Kriterien<sup>43</sup>, die die Varianz des Untersuchungsfeldes abbildeten (Kelle & Kluge, 2010, S. 52), eine möglichst heterogene Fallauswahl getroffen. Insgesamt wurden 15 alleinerziehende Mütter und zwei alleinerziehende Väter verteilt auf drei Kommunen unterschiedlicher Größenordnung befragt.

---

<sup>43</sup> In die Auswahl der Kriterien floss der Kenntnisstand aus Literaturrecherche und explorativer Vorstudie mit Experten und Schlüsselpersonen ein. Die Zusammensetzung des Samplings kann Anhang 1 entnommen werden.

Nachstehende Grafik gibt einen Überblick über Auswahl und Verteilung des Samples:

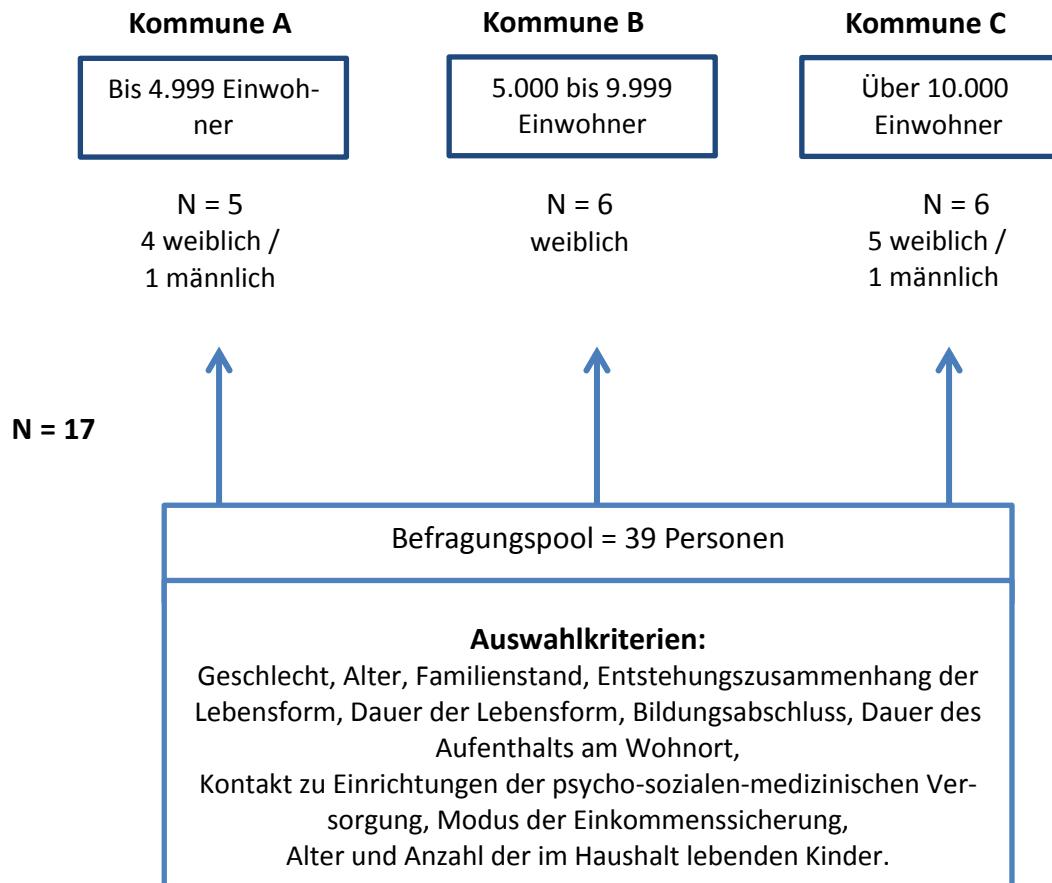


Abbildung 13: Auswahlkriterien und regionale Verteilung des Samplings

Die Interviews erfolgten mit der jeweiligen alleinerziehenden Person. Nach Möglichkeit nahmen die zur Familie zählenden Kinder am Gespräch nicht teil. Das Interviewsetting bot so Raum für kritische Reflexionen und Darstellungen von Belastungsmomenten die eventuell mit der Lebenssituation einhergehen. Auf Grund fehlender anderweitiger Betreuungsmöglichkeiten, bzw. weil die Kinder am Abend des Interviews schlicht nicht schlafen wollten, fanden zwei Gespräche in Anwesenheit der Kinder statt. Ort der Befragung war in der Regel der Haushalt der Einelternfamilie, in zwei Fällen erfolgte das Interview auf Wunsch der Befragten in meinem Büro in Prien am Chiemsee. Die Interviews dauerten durchschnittlich zwei bis drei Stunden.

### 4.3.3 Die Erhebung – offene, leitfadengestützte Interviews

Das Datenmaterial, auf das sich sowohl Primär- als auch Sekundäranalyse beziehen, wurde anhand offener, narrativ fundierter, qualitativer (Leitfaden-) Interviews<sup>44</sup> erhoben. Ziel war es aus Sicht von alleinerziehenden Müttern und Vätern die zentralen Bestimmungs- und Einflussfaktoren deren Lebenssituation zu erfassen. Jedes Interview wurde mit einer erzählgenerierenden Einstiegsfrage zum Zustandekommen der Lebenssituation und der Bitte Beispiele aus dem aktuellen Alltag zu erzählen eingeleitet. Entlang der subjektiven Relevanzsetzungen der Interviewpartnerinnen und –partner entfaltete sich anschließend der jeweilige Gesprächsverlauf und bot so Raum für die Perspektive der Befragten und ihrer thematisch relevanten Erfahrungen. Basierend auf den Erkenntnissen des Literaturstudiums und der explorativen Experteninterviews, war im Vorfeld ein am Erkenntnisinteresse orientierter Leitfaden entwickelt worden. Während des Interviews diente er der Interviewerin als Gedächtnisstütze und orientierte als heuristisch-analytischer Rahmen die Gesprächsführung. Zur Strukturierung des Themenfeldes und Sicherung der Vergleichbarkeit war der Leitfaden in einzelne Bereiche untergliedert. Wann welcher Themenkomplex im Gespräch angesprochen wurde ergab sich aus dessen individuellen Verlauf. Die Struktur des Leitfadens stellte sicher, dass in allen Interviews alle Themengebiet angesprochen wurden. Wie umfänglich die einzelnen Themenbereiche behandelt wurden, und mit welcher Intensität und inhaltlichen Schwerpunktsetzung dies geschah, hing von den individuellen Präferenzen der befragten Person ab. Nach der eröffnenden Eingangserzählung wurden die einzelnen Gebiete jeweils mit einem relativ offenen Erzählstimulus eingeführt. Immanentes Nachfragen regte die Gesprächsteilnehmerinnen und –teilnehmer zu vertiefenden Ausführungen zum jeweiligen Themengebiet an. Blieben Schilderungen unverständlich, spontan nicht nachvollziehbar oder bedurften sonstiger Konkretisierungen wurde dezidiert nachgefragt. Im Zentrum des Interviews stand dabei immer die subjektive Sichtweise der befragten Person. Ihre Sicht bestimmte, was im Gespräch thematisch bedeutsam wurde. Dies konnte bisweilen dazu führen, dass neue Themengebiete angesprochen oder offenbar wurden, die in dieser Weise im Leitfaden bislang nicht berücksichtigt worden waren und als „Sonderfall“ das Themengebiet ergänzten. Solchen individuellen Modifikationen wurde im Gesprächsverlauf Platz eingeräumt, erweiterten und kontrastierten sie doch das Verständnis der Interviewerin und ermöglichen eine Erfassung der heterogenen Lebenssituation in ihrer gesamten Komplexität. Auch die zeitweilige Anwesenheit von Kindern in zwei Gesprächssituationen stellte eine Modifikation dar, denn durch sie wurde die befragte alleinerziehende Mutter in ihrer Doppelrolle sichtbar: in der als versierte Expertin für

---

<sup>44</sup> Der Leitfaden der Interviews ist der beiliegenden CD „Empirie“ zu entnehmen.

Einelternfamilien und in der als Produzentin - bzw. gemeinsam mit den Kindern als Co-Produzentin - dieser in actu hergestellten Lebenssituation Einelternfamilie. Damit wurde aus der zuhörenden Interviewerin die teilnehmende Beobachterin einer Vollzugswirklichkeit ‚Einelternfamilie‘. Am Ende eines jeden Interviews wurden die Teilnehmerinnen und – Teilnehmer zu einer Bewertung und Bilanzierung ihrer Lebenssituation aufgefordert, um so eine Gesamteinschätzung der Situation durch die Beteiligten zu erhalten.

Das hier dargestellte methodische Vorgehen weist sowohl in der Phase der Erhebung als auch der Auswertung Ähnlichkeiten zum problemzentrierten Interview nach Witzel (2000) auf, dessen Methode, laut Hopf (Hopf, 2005, S. 353), eine Art Kompromiss zwischen teilstandardsiertem und narrativem Interview darstellt. In Übereinstimmung mit den Intentionen der Primärstudie geht es auch Witzel um die „Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel, 2000, S. 1).

Nach einer kurzen Einführung ins Gesamtkonzept der Auswertung werden nachfolgend die beiden Methoden anhand derer das erhobene Datenmaterial ausgewertet wurde - beginnend mit der kategorienbasierten Analyse - erläutert.

#### **4.3.4 Die Auswertung – zwei Perspektiven**

Das erhobene Datenmaterial eröffnet die Möglichkeit das soziale Phänomen ‚Einelternfamilie‘ und entsprechende Problemsichten in ihrem situativen Kontext und ihrem jeweiligen individuellen wie primordialen Sinnzusammenhängen sowohl zu verstehen als auch zu rekonstruieren. Es enthält gleichermaßen narrative, beschreibende als auch argumentative und bewertende Modi der Darstellung. Dies ist bedeutsam für die Auswertung! Denn argumentative und evaluative Textsorten führen die Handlungsmotive und –gründe der interviewten alleinerziehenden Personen mit sich, also ihr theoretisch-expliziertes, sprich kommunikatives, Wissen über die eigene Lebenssituation und deren Bewertung. Sie schildern das ‚Was‘, dass diese Familienform beeinflusst. Bei der Auswertung dieser Textsorten ist in Rechnung zu stellen, dass „theoretische Reflexionen und evaluative Stellungnahmen [...] stets einen starken inhaltlichen Bezug zum Gegenwartsstandpunkt des Erzählers“ (Schütze, 1987, S. 149) haben. Erfahrungsgemäß sind die Argumentationen Befragter sowohl durch das Setting, die aktuelle Beziehungskonstellation, als auch durch die performative Ausgestaltung ihrer Position gegen-

über der Interviewerin beeinflusst. „Da Forschende und Erforschte meist unterschiedlichen Milieus angehören, müssen sich diese Plausibilisierungen und Stellungnahmen auf Wissensbestände beziehen, die über die Milieugrenzen hinweg gesellschaftlich geteilt werden. Ein solches gesellschaftlich geteiltes, kommunikatives Wissen ist notwendiger Weise abstrakt und damit von der Handlungspraxis abgehoben“ (Nohl, 2009, S. 49). Beschreibende Textelemente hingegen verweisen insbesondere auf immer wiederkehrende Handlungsabläufe, also auf Herstellungsprozesse und feststehende Sachverhalte. Und Narrationen gewähren Einblick in das handlungspraktische Wissen spezifischer Handlungspraxen. Sie informieren über Handlungs- und Geschehensverläufe und sind durch den zeitlichen Verlauf zwischen Anfang und Ende strukturiert (ebenda, S. 48f.).

Im Rahmen der Primärstudie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“ wurden insbesondere die argumentativen und bewertenden Sequenzen zur Rekonstruktion der Alltagstheorien der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter und daran geknüpfter Sinnkonstruktionen herangezogen. Im Vordergrund der kategorienbasierten Interpretation stand das kommunikative Wissen der Akteure. Die Unterscheidung verschiedener Textsorten bzw. Modi der Darstellung spielt allerdings in der Literatur zu kategorienbasierten Auswertungsverfahren keine ausdrückliche Rolle (Kelle & Kluge, 2010; Strauss & Corbin, 1996; Witzel, 2000).

Anders bei den Protagonisten der dokumentarischen Methode. Sie verweisen explizit auf die Besonderheit der verschiedenen Textsorten und fordern als vorbereitenden Analyseschritt eine Differenzierung derselben (Nohl, 2009, S. 48f.). Hierzu nehmen sie auf die paradigmatischen Ausführungen Fritz Schützes Bezug, der im Rahmen seiner Arbeit zur Narrationsstrukturanalyse erzählende, beschreibende als auch argumentative und bewertende Textsorten unterscheidet (Schütze 1987). Diese Unterscheidung ist auch für die Dokumentarische Methode grundlegend (Bohnsack, 2010b, S. 66; Nohl, 2009, S. 48). Denn erzählende Passagen liegen nahe an den praktischen Erfahrungen der befragten Personen. Sie geben Auskunft über das „Wie“, also über die erlebnismäßigen Herstellungsprozesse dieser Familienform. „Erzählungen sind Ausdruck selbst erlebter Erfahrungen, d. h. wir greifen immer dann auf sie als Mitteilungsmedium zurück, wenn es darum geht, Eigenerlebtes einem anderen nahe zu bringen“ (Schütze, 1987, S. 77)<sup>45</sup>. Eingebettet in Erlebniserzählungen oder Schilderungen von Situationen werden so implizite Wissensbestände transportiert. Oft wissen die Personen dabei gar nicht, was sie da eigentlich alles wissen (Polanyi, 1985), es ist ihnen vordergründig nicht be-

<sup>45</sup> Ausführlich zu den erzähltheoretischen Grundlagen narrativer Interviews (vgl. Schütze, 1987; Bohnsack 2010b, S. 91–96).

wusst, sondern ergibt sich aus den gemeinsamen Erfahrungen einer geteilten Handlungspraxis. Damit ist es nicht ohne weiteres kommunikativ vermittelbar, sondern scheint stattdessen in den alltäglichen Erzählungen und Schilderungen der Akteure wie nebenbei auf. Diese Art von Wissen belegt Mannheim mit der Kategorie des atheoretischen oder auch konjunktiven Wissens (Mannheim, 1964) und öffnet so den Blick „auf eine Sinnstruktur, die [...] bei den Akteuren selbst wissensmäßig repräsentiert ist, ohne aber Gegenstand begrifflich-theoretischer Reflexionen zu sein“ (Bohnsack, 2006, S. 285). Um das handlungsleitende Wissen, das sich da in den Erzählungen der Akteure dokumentiert, für den wissenschaftlichen Nachvollzug verstehbar und damit für wissenschaftliche Analysen verfügbar zu machen, bedarf es der dokumentarischen Methode der Interpretation (Mannheim, 1964). Im Rückgriff auf die Wissenssoziologie Karl Mannheims hat Bohnsack die ‚Dokumentarische Methode‘ als forschungspraktisch und methodologisch fundiertes Auswertungsverfahren qualitativer Sozialforschung entwickelt (Bohnsack, 1989; Bohnsack 2006; Bohnsack et al., 2007; Bohnsack, 2010b). „Sie dient der Rekonstruktion der praktischen Erfahrungen von Einzelpersonen und Gruppen, in Milieus und Organisationen, gibt Aufschluss über die Handlungsorientierungen, die sich in der jeweiligen Praxis dokumentieren, und eröffnet somit einen Zugang zur Handlungspraxis“ (Nohl, 2009, S. 7). So gelingt es die erlebnismäßigen Herstellungsprozesse sozialer Wirklichkeit und die sich daraus generierenden Orientierungsrahmen sozialer Praxen nachzubilden.

Das erhobene Datenmaterial wurde zweifach, entsprechend der oben dargestellten Analyseperspektiven, ausgewertet. Im Mittelpunkt der Primärstudie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“ stand die subjektive Sicht der Akteure auf ihre Lebenssituation, die diese konstituierenden Faktoren und die daraus resultierenden Unterstützungsbedarfe, also das *Was*. Damit stand die kategoriale Beschreibung und zusammenfassende Typisierung maßgeblicher Einflussfaktoren im Zentrum der Analyse und mit ihnen die Handlungsmotive und Sinnstrukturen der Individuen. Diese subjektiv wahrgenommenen ‚objektivierenden‘ Faktoren rahmen als Gelegenheitsstrukturen und Möglichkeitsräume die Handlungspraxis von Einelternfamilien.

Die sekundäranalytische Auswertung wendet sich hingegen den interaktiven Herstellungsprozessen der Handlungspraxis von Einelternfamilien und dem mit diesem Erfahrungsräum verwobenen inkorporierten Handlungswissen zu, das den Akteuren als Orientierungsrahmen zur Verfügung steht. Insbesondere in der detaillierten narrativen Darstellung des handlungspraktischen Vollzugs zeigen sich die Prozessstrukturen des Habitus einer Person (Bohnsack, 2010b,

S. 66), der aus dem kollektiven Habitus gemeinsam geteilter Erlebnisaufschichtungen und Erfahrungsräume hervorgeht.

Aus sozialisationstheoretischer Perspektive sind beide Aspekte wesentlich, formieren sie doch in wechselseitiger Verwobenheit die soziale Praxis der Lebensform ‚Einelternfamilie‘. Wissenssoziologisch gewendet kann mit Bohnsack (2007) gesagt werden, dass das eine soziale Praxis strukturierende Handlungswissen als deren ‚Orientierungsrahmen‘ fungiert. Handlungsentwürfe, an denen Akteure ihr Handeln im Sinne von (zweckrationalen) Um-zu-Motiven ausrichten und Gegenstand von Common-Sense-Theorien sind belegt er mit dem Begriff des ‚Orientierungsschemas‘. Und unter dem Oberbegriff des ‚Orientierungsmusters‘ fasst er beide Kategorien zusammen (ebenda, S. 230).

Hinsichtlich der erstgenannten Analyseperspektive wurde zum Teil auf die bereits bestehenden Ergebnisse der Studie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“ zurückgegriffen, darüber hinaus wurden aber auch Bereich der Common-sense-Theorien der Befragten – insbesondere hinsichtlich der familialen Beziehung der befragten Personen – neue Auswertungen vorgenommen.

Nachfolgend wird sowohl das kategorienbasierte Vorgehen kurz dargelegt, als auch der Rahmen der sekundäranalytischen Auswertung werden mit Hilfe der dokumentarischen Methode (Bohnack, 1989; 2010b; Bohnsack et al., 2007) erläutert.

### **Kategorienbasierte Interpretation**

Entsprechend der klaren Gegenstandsorientierung der Primärstudie wurde für die Auswertung der offenen, leitfadengestützten Interviews ein kategorienbasiertes Auswertungsverfahren gewählt. Im Zentrum des Erkenntnisinteresses standen die subjektive Wahrnehmung von alleinerziehenden Müttern und Vätern hinsichtlich ihrer Lebenssituation sowie der darauf einflussnehmenden externen Faktoren. Den befragten alleinerziehenden Personen wurde ein Expertenstatus in eigener Sache zugesprochen und demgemäß ein charakteristisches Sonder- und Kontextwissen hinsichtlich dieser Familienform zuerkannt. Die Interpretation der vollständig transkribierten Interviews orientierte sich an theoriegeleiteten wie alltagsweltlichen Aspekten, das heißt die Themenkomplexe wiesen entweder einen starken alltagsweltlichen Bezug zur Lebenssituation der befragten Personen auf und nahmen insbesondere die darauf einflussnehmenden Faktoren ins Visier oder bezogen sich auf „allgemeine theoretische Konzepte [...], die sich auf umfangreiche Bereiche sozialen Handelns beziehen“ (Kelle & Kluge, 2010,

S. 73). Ausgangspunkt der Interpretation war ein kategorienbasiertes Codierschema, das sich entlang der Themenkomplexe und wesentlichen Inhalte des Leitfadens ausrichtete (Kelle & Kluge, 2010, S. 67). Als Erstes wurden die einzelnen Fälle thematisch ausgewertet. Hierzu wurden die verschriftlichten Interviews in das Softwareprogramm MAXQDA<sup>46</sup> eingepflegt, die Texte Satz für Satz durchgegangen und die in Frage kommenden interessierenden thematischen Gesichtspunkte codiert. Codieren heißt, den „Textpassagen müssen Kategorien zugeordnet werden, die entweder in der Form eines fertigen Kategorienschemas vorliegen oder die im Laufe der Datenanalyse ad hoc entwickelt werden“ (Kelle, 2005, S. 492). Neue Erkenntnisbestände, die sich anhand der alltagsnahen Relevanzsetzungen der alleinerziehenden Mütter und Väter, aus dem Textmaterial ergaben, wurden in Form von sogenannten „in-vivo-codes“ (Glaser, 1978, S. 79) codiert und in das Codierschema aufgenommen. Ihre besondere Bedeutung gewinnen in-vivo-Codes aus der Tatsache, dass sie in der alltagssprachlichen Begrifflichkeit der Befragten neue Aspekte der untersuchten Fragestellung aufzeigen und so - wie in der Erhebung - auch in der Auswertung das Grundprinzip der Offenheit qualitativer Sozialforschung gewahrt wird. Erweitert und differenziert wurde das Kategoriensystem außerdem durch die sich im Verlauf der Auswertung zeigenden empirisch gehaltvollen Subkategorien. So konnten die, sich im Einzelfall widerspiegelnden, zentralen Themen der Lebensform ‚Einelternfamilie‘ empirisch fundiert erarbeitet und deren wesentlichen Einflussfaktoren erfasst werden. Als nächster Schritt erfolgte ein systematisch kontrastierender Fallvergleich bzw. ein Vergleich der übereinstimmend codierten Textpassagen in den verschiedenen Fällen (Witzel, 2000). Hierzu wurden die herausgearbeiteten wesentlichen Themen der Familienform mit zentralen Merkmalen der interviewten Personen wie Einkommenssituation, Dauer der Lebensform, Alter der Kinder, Alter der alleinerziehenden Person, etc. „nach dem Prinzip >>maximaler und minimaler Kontrastierung<<“ (Gerhardt, 1986, S. 69) in Bezug gesetzt. Aus diesem fallkontrastierenden Vorgehen folgte die empirisch begründete Generierung und Dimensionierung wesentlicher Kategorien (Strauss & Corbin, 1996) des interessierenden Untersuchungsfeldes. So konnten die Einfluss- und Bedingungsfaktoren des Einzelfalls von den für die gesamte Lebensform typischen Wesensmerkmalen unterschieden werden. Die im Datenmaterial identifizierten Strukturen und Muster führten zur Bildung neuer Kategorien und Subkategorien (Kelle & Kluge, 2010, S. 67). Empirisch gesättigt wurden auf diese Weise die diese Familienform herstellenden Ähnlichkeiten wie auch die diese heterogen strukturieren-

<sup>46</sup> Das Programm MAXQDA wurde von Udo Kuckartz (2010) entwickelt und dient der Strukturierung und Organisation von Textdaten. Hinsichtlich der computergestützten Auswertung qualitativer Daten (vgl. auch Kelle, 2005).

den Differenzen sichtbar. Dementsprechend konnten sowohl die Vielschichtigkeit dieser Lebensform als auch die diese übergreifende Charakteristik in der Auswertung abgebildet werden. Beide Aspekte werden infolgedessen im Abschlussbericht der Primärstudie „Einelternfamilien im Landkreis Rosenheim“ umfänglich thematisiert und stellen deren zentralen Be standteile dar.

Der Zugang zur komplexen Realität sozialisatorischer Praxen von Einelternfamilien bedarf folgerichtig über die hier vorgestellte alltagstheoretische Typenbildung hinausgehend auch der Fundierung durch eine praxeologisch orientierte Typenbildung, will man nicht nur die Handlungsmotive und damit verknüpfte subjektive Sinnstrukturen, sondern auch die Soziogenese dieser Sinnstrukturen im Herstellungsprozess dieser Praxis rekonstruieren. Die hier vertretene sozialisationstheoretische Perspektive macht, meiner Meinung nach, die Kombination beider Zugänge erforderlich. Ich folge hierin der Position Ralf Bohnsacks, der aus Sicht der Wissens- und Kulturosoziologie argumentiert, dass die beiden Formen der Typenbildung - Typenbildungen des Common Sense und praxeologische Typenbildungen – einander nicht ausschließen, sondern aufeinander aufbauende Zugänge zu sozialer Wirklichkeit darstellen (Bohnsack, 2007, S. 225).

Nachfolgend wird das durchgeführte methodische Vorgehen praxeologischer Typenbildung auf der Basis der Dokumentarischen Methode dargestellt.

### **Dokumentarische Interpretation**

Im Rahmen der Sekundäranalyse wurde das vorhandene Interviewmaterial in Anlehnung an die von Arnd-Michael Nohl entwickelte Anwendung der dokumentarischen Methode auf (leitfadengestützte) Interviews (Nohl, 2009) ausgewertet.

Gemäß Nohl sind bei der dokumentarischen Interpretation von Einzelinterviews folgende aufeinander aufbauende Analyseschritte zu unterscheiden (ebenda, S. 46):

| Stufen                        | Zwischenstufen  |
|-------------------------------|---|
| Formulierende Interpretation  | Thematischer Verlauf und Auswahl zu transkribierender Interviewabschnitte |
|                               | Formulierende Feininterpretation eines Interviewabschnitts                |
| Reflektierende Interpretation | Formale Interpretation mit Textsortentrennung                             |
|                               | Semantische Interpretation mit komparativer Sequenzanalyse                |
| Typenbildung                  | Sinngenetische Typenbildung   |
|                               | Soziogenetische Typenbildung  |

Tabelle 4: Analyse der dokumentarischen Interpretation von Interviews (Nohl, 2009, S. 46)

Die *formulierende Interpretation* bezieht sich auf die Alltagstheorien der Akteure und bleibt damit auf der Ebene des Common-Sense. Auf dieser Ebene steht auch im Rahmen der Dokumentarischen Methode das ‚Was‘ der Akteure im Vordergrund der Auswertung. Dieser Analyseschritt bewegt sich inhaltlich nahe an der vorgängigen kategorienbasierten Primärauswertung. Aus diesem Grunde wurde das von Nohl (2009) vorgeschlagene Vorgehen für leitfaden gestützte Interviews etwas modifiziert durchgeführt. Zwar wurden, wie empfohlen, alle Interviews noch mal abgehört, von einer strukturierten Wiedergabe des thematischen Verlaufs entlang von Ober- und Unterthemen jedoch Abstand genommen, da diese sich in den codierten Transkripten bzw. auf den Ergebnissen der kategorienbasierten Auswertung wiederfinden. Stattdessen interessierte beim Anhören der Audioaufnahmen ob Themenwechsel von den Befragten selbst initiiert oder durch meine Fragen angeregt worden waren (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 286) und an welchen Stellen bzw. zu welchen Themen die Befragten sich besonders engagiert geäußert hatten, was sich beispielsweise in minuziösen Erzählungen oder Beschreibungen äußerte. Eine solche metaphorische Dichte (Bohsack, 2010b, S. 135) ließ Rückschlüsse auf die besondere Bedeutsamkeit einzelner Themengebiete für die Befragten zu. Ferner ging es beim Abhören der Audiodatei darum, jene Textpassagen auszuwählen, d.h. zu markieren, denen für die interessierenden Herstellungsprozesse sozialer Praxis von Einlern-

familien besonderes Gewicht zukam. Für die weiteren Analyseschritte wurden folglich jene Textpassagen ausgewählt, an denen sich zum einen das besondere Interesse der Befragten dokumentierte. Zum anderen Textpassagen, die mit Blick auf die Forschungsfrage inhaltlich relevant erschienen. „Während die formulierende Interpretation als Rekonstruktion des Themas [...], also als Rekonstruktion der thematischen Gliederung zu verstehen ist, zielt die reflektierende Interpretation auf die Rekonstruktion und Explikation des Rahmens, innerhalb dessen das Thema abgehandelt wird“ (Bohsack, 2010b, S. 135). Mit dem Wechsel von der formulierenden *zur interpretierenden Reflexion* vollzieht sich der Übergang vom ‚Was‘ zum ‚Wie‘, und dementsprechend eine Veränderung der Analyseeinstellung. „Gefragt wird nicht danach, *was* die gesellschaftliche Realität ist, sondern danach *wie* diese Realität hergestellt wird“ (Nohl, 2009, S. 51). Im Zentrum der reflektierenden Interpretation steht die Frage, *wie* ein bestimmtes Thema dargestellt wird, in welchem Bezugsrahmen es diskutiert, innerhalb welches Orientierungsrahmens es von den Befragten ausgelegt wird. Sie zielt auf Explikation des dokumentarischen Sinngehalts. In Vorbereitung darauf ist die Unterscheidung der Textsorten in argumentative, evaluative und erzählende sowie beschreibende Sequenzen notwendig. Der Fokus der interpretierenden Reflexion liegt auf den erzählenden, beschreibenden Sequenzen, da sich hier die Erfahrungsaufschichtung der Befragten zeigt.

Anders als beim oben beschriebenen kategorienbasierten Vorgehen, das den kontrastierenden Fallvergleich erst nach der Analyse der Einzelfälle ausführt, setzt die Dokumentarische Methode von Anfang an auf eine konsequent komparativ angelegte Analyse (ebenda, S. 45). Diese bezieht sich sowohl auf die vergleichende Analyse der verschiedenen Textpassagen *eines* Interviews, als auch auf den empirischen Vergleich anhand hinzugezogener *weiterer Fälle*. Erkenntnistheoretisch leitend ist dabei die Annahme, „dass in einem Fall ein Thema auf eine (und nur eine) bestimmte Art und Weise (d.h. in einem Rahmen) erfahren wird“ (ebenda, S. 51), und sich entsprechend in den nachfolgenden Textpassagen gleichermaßen abbildet. Ausgehend von der je spezifischen Art und Weise innerhalb derer ein Thema in der ersten Textpassage behandelt wird, schlussfolgert man auf eine Gleichbehandlung in der zweiten und dritten Passage des Textes. Die sich so offenbarenden implizite Regelhaftigkeit von Erfahrungen verweist auf den diesen zugrunde liegenden Orientierungsrahmen dieser Erfahrungen. Zu Beginn der *komparativen Sequenzanalyse* wurde deshalb verglichen, wie, sprich innerhalb welches Orientierungsrahmens, die Befragten die einzelnen Fragestellungen bearbeiteten. Individuelle Relevanz hat ein Orientierungsmuster dann, wenn unterschiedliche Themen, „immer wieder innerhalb desselben Orientierungsrahmens, also in homologer Weise, bearbei-

tet werden (Bohnsack, 2007, S. 238). Als *tertia comparationis* - also als das diesen Vergleich strukturierende Dritte - dienten die verschiedenen Themengebiete des Leitfadens (Nohl, 2009, S. 56). Anhand der thematisch vergleichbaren Passagen wurde nach ähnlichen oder homologen Orientierungsfiguren gefahndet, um so den gemeinsamen Orientierungsrahmen heraus zu arbeiten.

Um die Spezifik des so aufgefundenen Orientierungsrahmens zu verdeutlichen bietet sich die Arbeit mit Vergleichshorizonten an. Das heißt, anhand von gedanken-experimentell hergestellten (beim ersten Interview) bzw. empirisch fundierten Gegenhorizonten (bei den folgenden Interviews) wird die Behandlung des Themas mit anderen, potentiell möglichen Umgangsweisen kontrastiert. Denn das Typische für eine bestimmte Erfahrungsdimension von Untersuchungspersonen wird erst im Vergleich unterschiedlicher Fälle sichtbar (Nohl, 2007, S. 257). Was sich zeigt, ist die spezifische Art und Weise ein Thema zu behandeln, letztlich also der *habituelle Orientierungsrahmen* einer Person. Daneben dient das stringent komparative methodische Vorgehen der Validierung der Interpretation.

Schritt für Schritt wurde solchermaßen erarbeitet, wie die befragten alleinerziehenden Personen mit den einzelnen Themenaspekten ihrer Lebenssituation umgehen, welche bisherigen Erlebnisaufschichtungen und Wertorientierungen sich in ihren Umgangsweisen dokumentieren und ihren Niederschlag finden. Mittels der dokumentarischen Methode konnte so auf die Praxis des „habitualisierten“ Handelns (Bohnsack, S. 229) fokussiert und der Frage nachgegangen werden, welche impliziten Sinnstrukturen sich in einer Äußerung oder einer Erzählung von Handlungen zeigen. Auf diese Weise wurde das generative Muster des handlungspraktischen Herstellungsprozesses offenbar. Die aufgefundenen generativen (Sinn-)Muster beschreiben den Orientierungsrahmen, bzw. Habitus, einer Person (Bohnsack, 2007, S. 231).

Über die Betrachtung des Einzelfalls hinausgehend ermöglicht die fallübergreifende komparative Analyse die *Abstraktion* des aufgefundenen Orientierungsmusters vom Einzelfall. Anhand fallinterner wie –übergreifender komparativer Analysen konnte auf diese Weise ein übereinstimmender Orientierungsrahmen der befragten alleinerziehenden Personen herausgearbeitet werden. Bohnsack spricht diesbezüglich auch von „Basistypik“, um anzuzeigen, dass diese Typik im Zentrum des Forschungsinteresses steht (Bohnsack, S. 237; Bohnsack, 2010a, S. 58). Mit dem Ziel diesen typischen Orientierungsrahmen weiter zu *spezifizieren* bzw. empirisch zu differenzieren, wurde im nachfolgenden Analyseschritt der Fokus auf die sich in der Gemeinsamkeit auffindbaren Unterschiedlichkeiten gerichtet. In den Mittelpunkt der Auf-

merksamkeit traten nunmehr die unterschiedlichen Modi des alltäglichen Umgangs innerhalb dieses spezifischen Orientierungsrahmens. Bei diesem Analyseschritt liegt das tiefergehende Erkenntnisinteresse folgerichtig nicht mehr weiter auf der Gemeinsamkeit der Fälle, als vielmehr auf den Kontrasten zwischen ihnen. Durch eine systematisch angeleitete Varianz der Fälle, entlang des themenbezogenen Vergleichs, wurden die verschiedenen empirisch auffindbaren Umgangsformen systematisiert und in eine *sinngenetische Typologie* überführt.

Um aber darüber hinausgehend die Frage beantworten zu können, in welchem *sozialen Zusammenhang* der Orientierungsrahmen und seine empirischen Ausprägungen stehen, welche sozialen Konstellationen also auf die Genese der jeweiligen Orientierungsrahmen Einfluss nehmen, bedarf es eines weiteren Analyseschrittes, der sogenannten soziogenetischen Interpretation. Dabei geht es darum, „die >>existenziellen Hintergründe<<, innerhalb derer die (Sozio-)Genese handlungsleitender Orientierungen verankert ist, zu rekonstruieren“ (Nentwig-Gesemann, S. 297). Hierzu findet die komparative Analyse auf der mehrdimensionalen Ebene der sich überlagernden Erfahrungsräume der Befragten statt (ebenda) und mündet abschließend in der soziogenetischen Typenbildung<sup>47</sup>. Die soziogenetische Typenbildung verweist auf die soziale Genese des individuellen Orientierungsrahmens. Sie „fragt nach dem Erfahrungshintergrund, genauer nach dem spezifischen *Erfahrungsraum*, innerhalb dessen die Genese einer Orientierung, eines Habitus zu suchen ist“ (Bohnsack, S. 231 f. Hervorhebung im Original). In der soziogenetischen Typenbildung spiegelt sich die interaktive Genese des Typus wider. Die interaktive Herausbildung des Typus verweist auf das sozialisatorische Geschehen im Rahmen sozialer Praxen von Einelternfamilien im ländlichen Raum.

Methodisch erfolgt die *soziogenetische Typenbildung* über die Kontrastierung der sinngenetischen Typologie mit weiteren Vergleichsdimensionen<sup>48</sup>. Die Analyse richtet sich auf die konjunktiven Erfahrungsräume, beispielsweise sozialräumliche und biografische, und die in sie eingelagerten „Erlebnisse und Interaktionsprozesse, die zur Herausbildung bestimmter handlungsleitender Orientierungen und habitualisierter Handlungspraxis geführt haben“ (Nentwig-Gesemann, 2007, S. 297). Erst die Abgrenzung von anderen ebenfalls möglichen Typen oder

<sup>47</sup> Hier zeigt sich die vermittelnde Stellung der Dokumentarischen Methode zwischen Objektivismus und Subjektivismus Bohnsack (2003a), die sich in der gemeinsamen Erlebnisschichtung (Diltey) und sozialen Lagerung (Marx) zeigt.

<sup>48</sup> Die Auswahl der Kontrastierungsdimensionen ergab sich aus der Struktur des Samples, wie beispielsweise Lebensalter, Geschlecht und Milieuzugehörigkeit der Befragten, Dauer der Lebensform, Alter und Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder, etc. (vgl. Anhang 1).

Typiken, wie Geschlecht, Lebensalter, Milieu, etc., bzw. das Herausarbeiten bestehender Relationsverhältnisse zu diesen, machte eine *Generalisierung* der aufgefundenen empirischen Ergebnisse möglich. Sucht die sinngenetische Typenbildung nach dem Gemeinsamen im Kontrast, fahndet die soziogenetische Typenbildung nach den Kontrasten in der vorher aufgefundenen Gemeinsamkeit und erkennt in den fortgesetzten Übereinstimmungen übergeordnete, soziale Bedingungsgefüge. Bohnsack vermerkt dazu: der „Kontrast in der Gemeinsamkeit ist fundamentales Prinzip der Generierung einzelner Typiken und ist zugleich die Klammer, die eine ganze Typologie zusammenhält“ (Bohnack, 1989, S. 374). Erst die Abgrenzung von anderen ebenfalls möglichen Typen oder Typiken (bspw. Lebensalter, Milieu, etc.), bzw. das Herausarbeiten bestehender Überlappungen mit diesen, machte eine Generalisierung der aufgefundenen empirischen Ergebnisse möglich. Herausgearbeitet wird so eine mehrdimensionale Typik, die die Komplexität und Polykontextualität des Erfahrungsraums, in welchem sich eine spezifische Orientierung, ein spezifischer Habitus, entwickelt, abbildet. Im Umkehrschluss ist damit jeder Einzelfall sowohl dem als Basistypik gesetzten konjunktiven Erfahrungsraum der Kollektiverfahrung ‚Alleinerziehend‘ als auch weiteren Erfahrungsräumen zugehörig. Die Mehrdimensionalität der herausgearbeiteten Typologie ergab sich schließlich aus den sich überlagernden konjunktiven Erfahrungsräumen alleinerziehender Eltern im ländlichen Raum.

Fasst man sowohl die sozialisationstheoretischen Grundlagen (Punkt 3), als auch die methodologischen Reflexionen (Punkt 4.1) und die methodische Umsetzung (Punkt 4.3) der Studie zusammen, lässt sich diese im Überblick grafisch wie folgt darstellen:

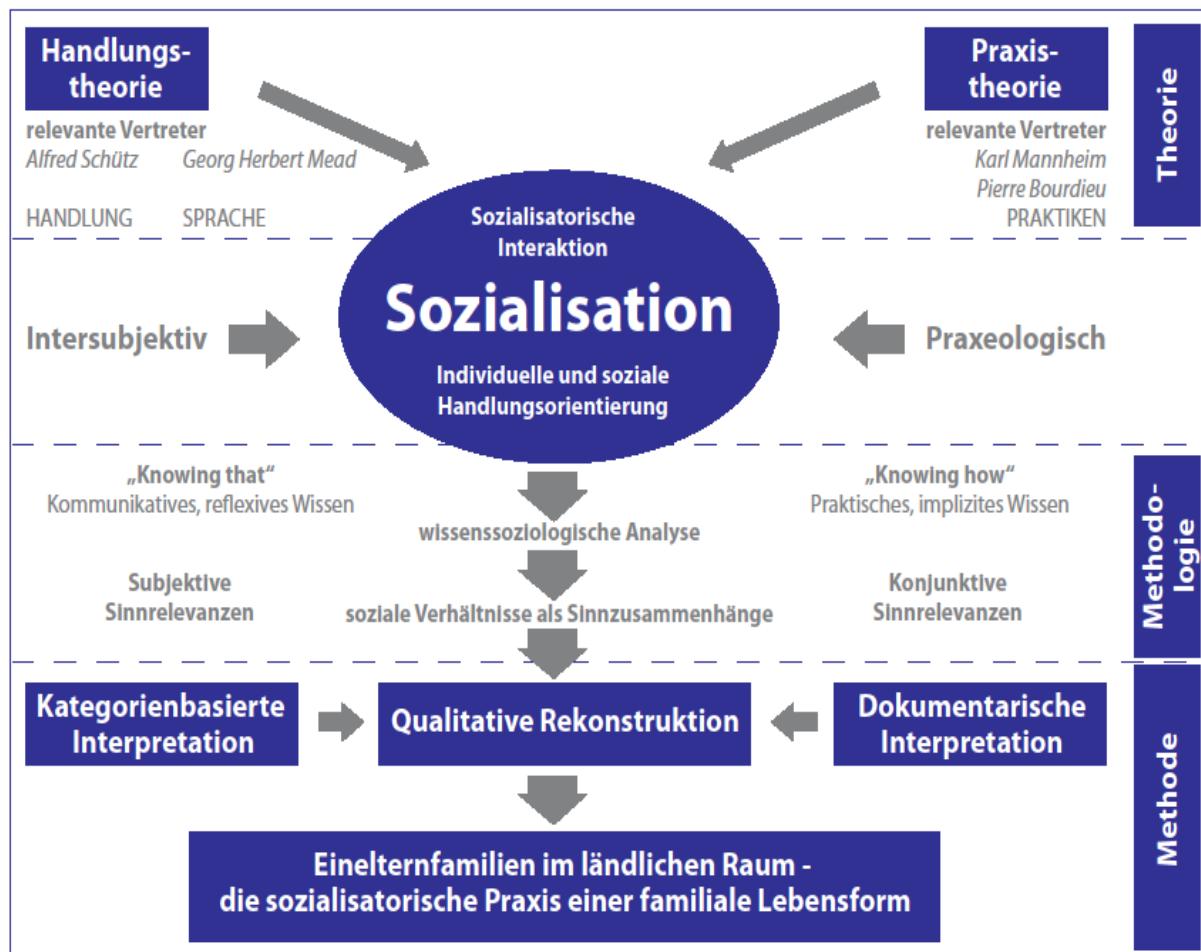


Abbildung 14: Theoretische und methodologische Gesamtanlage der Studie: "Einelternfamilien im ländlichen Raum. Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die Praxis einer Lebensform"

Nachfolgend werden die Ergebnisse beider Auswertungsverfahren im Einzelnen dargestellt. Anders als bei empirischen Arbeiten häufig üblich, werden die Ergebnisse jedoch nicht geordnet nach den einzelnen Schritten ihrer analytischen Generierung referiert. Sondern die gewählte Darstellungsweise orientiert sich an den sozialisationstheoretischen Implikationen der Arbeit. Dabei kommen sowohl die reflexiven Wissensbestände und subjektiv gemeinten Sinnstrukturen der Befragten in der Schilderung ihrer Lebenssituation und den aus ihrer Sicht darauf einflussnehmenden Faktoren zu Sprache, wie auch die impliziten, kollektiven Wissensbestände und praktischen Sinnstrukturen, die die soziale Praxis von Einelternfamilien auf dem Land strukturgebend anleiten. Dieses Wissen „wie man etwas tut“ bzw. „zu tun hat“ resultiert unter anderem aus der Teilnahme am dörflichen Sozialleben und aus den vorgängigen biografischen Erfahrungen der Befragten. Seinen individuellen Niederschlag findet es in den habituellen, handlungsanleitenden Orientierungen der Befragten. Denn um Sozialisationsprozesse zu erfassen, muss man die Wissens- und Sinnstrukturen erfassen, die das praktische Tun anleiten. Die Frage, warum etwas wie getan wird, kann nur derjenige beantworten, der sich im

Klaren darüber ist, dass die zweck rationalen >>um zu<< Handlungen von Individuen immer auch in einem biografisch vorgängigen oder aktuellen Erlebniszusammenhang stehen und erst in einem Begründungsverhältnis zu einem >>Weil<< ihre gesamte Sinnhaftigkeit entfalten. Dieses >>Weil<< fußt auf sozialen Sinnstrukturen und spiegelt sich in den jeweiligen sozialen Handlungsorientierungen.

Entlang des allgemeinen Modells der Sozialisation wird die komplexe Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien gleichsam von außen nach innen entfaltet:

Hierzu wird als erstes die komplexe Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien anhand der sie bedingenden Faktoren auf makrostruktureller und sozio-kultureller Ebene (Punkt 5.2 und 5.3), auf der Ebene familialer und sozialer Beziehungen (Punkt 5.4 und 5.5) und auf der mikrosozialen Ebene individueller Selbstverhältnisse der Befragten (Punkt 5.6) quasi „ausgerollt“.

Um diese dann, unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten, in einem zweiten Schritt in ihre sich wechselseitig bedingende Verflochtenheit „zurückzuübersetzen“. Das heißt, erst wird die Komplexität der familialen Lebensform ‚Einelternfamilie‘ in die sie bedingenden Bestandteile zerlegt, dann wird das sozialisatorische Geschehen von Einelternfamilien als eine Art lebenspraktisches ‚Experimentieren‘ auf der Mesoebene dargestellt, in dessen Vollzug sich Einelternfamilien als eine spezifische Form gelebter Familienrealität etablieren, um daran anschließend die (sozialisatorischen) Wirkungen, die aus diesem Prozessieren auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene hervorgehen, zu zeigen (Punkt 5.7). Damit ist die Hoffnung verbunden, zum einen der komplexen sozialen Wirklichkeit von Einelternfamilien gerecht zu werden und zum anderen aber auch zu zeigen, wie auf der Handlungsebene der Akteure, in ihrer gelebten sozialen Praxis also, die theoretisch differenzierten Perspektiven (mikro- und makrotheoretische Zugänge der Familiensoziologie) ‚aufgehen‘ im lebenspraktischen Prozessieren.

## 5 Ergebnisse der empirischen Untersuchung<sup>49</sup>

### 5.1 Entstehungszusammenhänge der Lebensform

Zu Beginn der Darstellung der Untersuchungsergebnisse stellt sich die Frage, wie ist es überhaupt zu den untersuchten Einelternfamilien gekommen? Welche Bedingungsgefüge sind dafür zu benennen?

Statistische Erhebungen zu Einelternfamilien nennen als Ursachen für deren Anstieg die Zunahme lediger Mütter und die angestiegenen Scheidungsraten verheirateter Ehepaare. Die faktischen Zahlen sagen jedoch nichts darüber aus, wie die Akteure selbst das Zustandekommen ihrer derzeitigen Lebensform begründen. Einelternfamilien resultieren aus einem Mischverhältnis von Zwängen und individueller Wahlhandlung. In welchem Verhältnis Zwang und Freiheit stehen ist in jedem Einzelfall verschieden, nimmt aber Einfluss auf das subjektive Wohlbefinden alleinerziehender Mütter und Väter und deren Akzeptanz der Lebensform. Aus diesem Grunde ist den subjektiven Begründungszusammenhängen eine besondere Relevanz beizumessen.

Im Verhältnis zum Selbstbestimmtheitsgrad der Lebensform lassen sich drei Begründungsmuster bei den Interviewpartnerinnen und –partnern (N= 17) finden:

- ungewollt auferlegter Zwang (N=6),
- zwangsläufig notwendige Entscheidung (N=4),
- bedingt freiwillige Wahl der Entscheidung (N=7)<sup>50</sup>.

Keine der 17 Interviewpersonen berichtet hingegen davon, die Lebenssituation als alleinerziehender Elternteil planvoll und bewusst angestrebt zu haben. Sie widersprechen damit der, vor allem in den 1990er Jahren, proklamierten These vom Alleinerziehen als neuem Lebensstil oder “Alleinerziehen als Befreiung” (Heiliger, 1997). Unabhängig von der Relation von Zwang und Freiheit erlebten alle befragten Personen den Entstehungszusammenhang der Einelternfamilie als massiven Einschnitt im bisherigen Lebensverlauf.

---

<sup>49</sup> Alle Namen, Orts- und Firmenbezeichnungen wurden aus datenschutzrechtlichen Gründen geändert. Zur besseren Verständlichkeit werden gegebenenfalls in [ ] Erklärungen eingefügt. Auslassungen werden mit [...] gekennzeichnet.

<sup>50</sup> Die drei genannten Begründungsmuster wurden in Anlehnung an Schneider, Krüger, Lasch, Limmer & Matthias-Bleck (2001) entwickelt.

Eine Trennung, durch Tod des Partners oder durch Verlassen werden, muss als ein von außen *auferlegter Zwang* einfach hingenommen werden. Die Auseinandersetzung mit diesem als Kontinuitätsbruch erlebten Ende der Partnerschaft fällt im Vergleich am schwersten.

Jana H. schildert die Folgen des Verlassen Werdens so:

J: „*Und da hat es angefangen, weiß nicht, dass ich mich einfach ... dass man sich einfach alleine fühlt. Einfach zurückgestellt, wir brauchen dich jetzt nicht mehr, bist nichts mehr wert. Und da hat es angefangen. Vorher hatte ich das nicht. War mir egal welche Jahreszeit es war. Aber so Herbst, Winter geht gar nicht. Da werde ich so ein bisschen depressiv. Also, nicht so direkt, aber ... ja... „* (Jana H. Zeile: 948-952)

Einen unumkehrbaren Bruch stellt der Tod des Partners dar. Regina M. schildert diesen Schicksalsschlag gleich zu Beginn ihres Interviews folgendermaßen:

R: „*Also mein Mann war psychisch krank und hat sich das Leben genommen. Das war auch recht plötzlich, das hat man nicht vorhersehen können. Das war dann so von heute auf morgen. Da war mein Sohn ein dreiviertel Jahre alt. Dann sind erst mal zwei Jahre Trauerzeit gekommen ... „* (Regina M. Zeile: 7-10)

Neben der Faktizität eines solchen individuell nicht revidierbaren Entstehungszusammenhangs steht die Begründung einer Trennung als *zwangsläufig notwendige Entscheidung*. In diesem Fall wird eine Trennung in der aktuellen Beziehungssituation aus Sicht der alleinerziehenden Person als unvermeidbar angesehen, um sich und das Wohl der Kinder zu schützen. Gründe hierfür können in einer extrem konflikthaften Beziehung oder psychischer Erkrankung, Suchtverhalten, Gewalt- oder Missbrauchshandlungen des Partners liegen. Hier fungiert die Trennung als konstruktive Coping-Strategie, wodurch Schlimmeres vermieden wird.

K: „*Er hat eine Zeit lang ziemlich viel getrunken, das war bevor er zum Computer spielen angefangen hat, dass er wirklich jede Nacht stockbesoffen war und da war dann oft dass ich fix und fertig mitten in der Nacht mit den Kindern bei den beiden [Eltern] vor der Tür gestanden bin, weil es halt einfach nicht mehr gegangen ist... „* (Karin P. Zeile: 273-277 )

S: „*Der Mensch hat mich ja fast umgebracht. Drum, ... ich konnte gerade noch entkommen ... „* (Sieglinde W. Zeile: 234-235)

Die Entscheidung für die Trennung ist aus Sicht der alleinerziehenden Person unumgänglich. Die subjektive Grenze des Leidens ist erreicht, akute Gefährdungslagen nötigen zum raschen Handeln.

Als letztes Begründungsmuster lassen sich *bedingt freiwillige Entscheidungen* ausmachen, wobei zwei Formen zu unterscheiden sind: Trennungen aufgrund der Wahl des kleineren Übels oder ungeplanter Schwangerschaft.

Mit der *Wahl des „kleineren Übels“* gehen häufig längere, in ihrer Dauer und Intensität zerstörende Prozesse des Auseinanderlebens oder der Zerrüttung, einher. Eine Trennung bietet hier die Möglichkeit, eine auf Dauer als belastend erlebte Beziehungssituation zu beenden, deren Qualität nicht mehr veränderbar erscheint. Die Trennung wird, trotz damit einhergehender Gefühle des Schmerzes und des Scheiterns, als Gelegenheit zum Neuanfang gesehen. Diese prozessinduzierte Entscheidung zur Einelternfamilie verfügt über die vergleichsweise höchste Chance sich bereits im Vorfeld auf die künftigen Lebensverhältnisse in der Einelternfamilie einzustellen.

Das zweite Muster im Rahmen der bedingt freiwilligen Entscheidung zur Einelternfamilie resultiert aus einem durch *ungeplante Schwangerschaft* erzwungenen Entscheidungshandeln. Eine solche ungeplante Schwangerschaft stellt die werdende Mutter, zumindest implizit, immer vor die Entscheidung für oder gegen das ungeborene Kind. Bei fünf der interviewten Personen war eine ungeplante Schwangerschaft ursächlich für das Zustandekommen ihrer Einelternfamilie. In allen Fällen ging dem eine Partnerschaft bzw. eine nichteheliche Lebensgemeinschaft unterschiedlicher Dauer voraus. Mit Bekanntwerden der Schwangerschaft stellte sich beiden Partnern die Frage, wie ernst es ihnen mit dieser Beziehung ist und welche zukünftigen Potentiale sie damit verbinden. Vor dem Hintergrund der Entscheidung für oder gegen ein Kind wird die Partnerschaft auf den Prüfstand gelegt und abgewogen inwiefern man tatsächlich bereit ist zur Mutter- bzw. Vaterschaft, zu Freiheitsverzicht und Verantwortungsübernahme. Und nicht in allen Fällen stimmen dann die werdenden Eltern in ihrer Entscheidung überein.

Manchmal sind die konkreten Begründungszusammenhänge selbst für die Befragten nicht eindeutig auf den ersten Blick identifizierbar. Beispielsweise lassen sich in der Untersuchung zwei Fälle finden, die zwar ihrem Begründungszusammenhang nach dem Typus „*ungewollt auferlegter Zwang*“ aufgrund der Trennung des Partners zuzurechnen wären. Bei genauerer Betrachtungsweise zeigt sich jedoch, dass die Trennung des Mannes nicht so sehr den Ver-

werfungen innerhalb der Beziehung geschuldet ist, sondern vielmehr als Überforderungsreaktion auf die ungeplante Geburt des Kindes zu deuten ist. Man(n) blieb anfänglich trotz anstehender Geburt aus Liebe zur Partnerin oder aus Pflichtgefühl gegenüber dem ungeborenen Kind zusammen. In der Praxis erwies sich diese Motivationslage aber als wenig belastbar und dauerhaft. Die Geburt eines Kindes stellt eine massive Veränderung im Lebensverlauf und eine hohe Belastung für die Partnerschaft dar<sup>51</sup>.

C: „Also, der Vater, der hat halt ein bisschen ein Problem mit Alkohol ab und zu mal und wo ich schwanger war in der Zeit, da hat er sich dann eigentlich ganz gut gefangen. Das hat alles eigentlich gepasst. [...] Und ja, dann war der Simon da und er hatte halt auch so einen Job gehabt, da hat er hinter der Bar gearbeitet [...] und kam dann mitten in der Nacht heim und hat bis er wieder am nächsten Tag in die Arbeit musste geschlafen. [...] Es ging die ganze Zeit immer so und ja, das hat mich halt dann auch aufgereggt. [...] Und zum Schluss hat das irgendwie so in einer Katastrophe geendet. Keine Ahnung, nur noch gestritten deswegen und so und ... ja, dann hat er keine Lust mehr gehabt sozusagen.“ (Chantal C. Zeile: 109-111; 112-114; 118-119; 120; 122-123)

Die genannten Beispiele verdeutlichen, dass die subjektiven Begründungszusammenhänge von Einelternfamilien vielfältig sind. Und es wäre unzureichend diese auf einen einzigen Faktor zurückzuführen. Zumal wenn man berücksichtigt, dass zu deren Entstehung immer das handelnde Zusammenwirken zweier Personen notwendig ist.

Interessant ist zudem, dass die Untersuchungsteilnehmerinnen und –teilnehmer auf die Frage, wie es zu ihrer Situation als alleinerziehender Mutter bzw. Vater gekommen sei, einzig auf Begründungszusammenhänge zurückgreifen, die sich eigentlich auf die Erklärung der Auflösung der Partnerschaft beziehen. Dies gilt auch für die Erklärung, eine ungeplante Schwan-

---

<sup>51</sup> Im 7. Familienbericht der Bundesregierung heißt es dazu: „Einerseits wird die Elternschaft von den Betroffenen typischerweise mit positiven Aspekten wie Selbstverwirklichung, Freude und persönlicher Weiterentwicklung verknüpft und stellt einen wichtigen Prädiktor der allgemeinen Lebenszufriedenheit dar. Andererseits erweist sich der Übergang zur Elternschaft als Lebensabschnitt, der weitreichende Auswirkungen auch auf die Paarbeziehung der jungen Eltern hat. So lässt sich regelmäßig eine Abnahme der Beziehungsqualität im Übergang zur Elternschaft beobachten (...), die sich nicht auf die ersten, besonders anstrengenden Monate mit den Neugeborenen beschränkt, sondern sich in den folgenden Jahren weiter fortsetzt“ Bundesministerium für Familie (2006).

gerschaft habe die Trennung der Partner verursacht. Genau genommen sagen die genannten Trennungegründe nichts darüber aus, wie es zur Lebenssituation als *alleinerziehende* Person gekommen ist. Einelternfamilien gehen nicht aus der bloßen Auflösung einer Partnerschaft hervor. Vielmehr ist damit immer zugleich die Entscheidung verbunden, bei welchem Elternteil die Kinder fortan leben werden. Walper et al. (2009) weisen darauf hin, dass, für die Entscheidung, wer nach einer Trennung zum hauptverantwortlichen Elternteil wird, die vor der Trennung bestehende Arbeitsteilung der Partner maßgebend ist (Walper & Krey, 2009, S. 725). Folgt man dieser Sichtweise, wären allein handlungspraktische Gründe und die vernunftgeleitete Einsicht, ein bestehendes Arrangement fortzusetzen, ausschlaggebend für die Entscheidung wer zukünftig die hauptverantwortliche Betreuung und Versorgung der Kinder übernehmen soll. Dann stellt sich aber die Frage, wie es zur damaligen Form der Arbeitsteilung gekommen war, also auf Grund welcher Faktoren sich die ehemaligen Partner für eben diese Regelung ihres Zusammenlebens entschieden haben. Anders als vielfach vermutet sind hierfür nicht primär-sozialisatorische Dispositionen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ausschlaggebend. Vielmehr zeigt sich, dass sich die *Arbeitsteilung* im Haushalt zwischen den Geschlechtern *erst mit der Geburt des ersten Kindes stark traditionalisiert* (Grunow, Schulz & Blossfeld, 2007). Erst die Existenz eines Kindes unterwirft offenbar die vormals geschlechtsegalitäre Haltung junger Paare einer maßgebenden Zäsur (Bühlmann, Elcheroth & Tettamanti, 2010). Allem Anschein nach unterliegen nicht die Haushaltstätigkeiten an sich, sondern die Frage wer am „Besten“ für die Fürsorge fürs Kind geeignet ist, geschlechtsspezifischen Vorstellungen. Um diese Frage zu beantworten gilt es die handlungsleitenden Orientierungen der hier befragten Personengruppe näher in Betracht zu ziehen. Dabei offenbart sich, dass alle befragten alleinerziehenden Mütter und Väter der Mutter-Kind-Beziehung eine herausgehobene Bedeutung für das gesunde Aufwachsen von Kindern beimessen. Unabhängig von den noch an anderer Stelle genauer zu entfaltenden Handlungsorientierungen, zeigt sich diese allein schon in dem Umstand, dass keine der befragten alleinerziehenden Mütter nähere Angaben dazu macht, warum sie und nicht ihr ehemaliger Partner die Kinder betreut. Diese Rollenverteilung scheint für die weiblichen Befragten so selbstverständlich zu sein, dass sie keinerlei besonderer Erklärung bedarf, sondern sich selbstredend aus ihrem Frau- und Muttersein ergibt. Anders die beiden alleinerziehenden Väter. Diese untermauern ihr Handeln durch den expliziten Hinweis darauf, dass die Mutter (die vermeintlich Zuständigen) nicht in der Lage waren die Kinder ausreichend zu versorgen und sie eine Fremdunterbringung der Kinder vermeiden wollten. Nur aus diesem Grunde hätten sie sich dazu entschieden, die Betreuung und Versorgung der Kinder zu übernehmen. Für die vorliegende Untersuchung heißt

das, dass nur in den Fällen, wo die Mutter ihrer Erziehungsverantwortung nicht gerecht werden konnte, sei es aufgrund psychischer Erkrankung, sei es aufgrund beruflicher Einbindung, Männer die Hauptverantwortung für die Kinder übernommen haben. Mit der Hauptverantwortung fürs Kind geht dann häufig auch die Hauptverantwortung für den Haushalt mit einher.

Zusammenfassend ist zu vermerken: Für die Entstehung von Einelternfamilien sind zwei Faktoren maßgebend: die Auflösung einer Partnerschaft (1) *und* die Entscheidung, wer von den vormaligen Partnern die Hauptverantwortung für die Versorgung der Kinder übernimmt<sup>52</sup> (2). Diese Entscheidung hängt sowohl von lebenspraktischen Gründen als auch von den jeweiligen Handlungsorientierungen der ehemaligen Partner ab. Welches Gewicht bei dieser Entscheidung lebenspraktischen Gründen zu kommt und welchen Einfluss spezifische Handlungsorientierungen haben, kann an dieser Stelle noch nicht abschließend beantwortet werden. Eventuell hängt die Verteilung dieses Kräfteverhältnisses auch vom Alter der betreffenden Kinder ab. Zu vermuten ist, dass je jünger die Kinder sind, desto mehr die Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung in den Vordergrund tritt. Und je älter die Kinder sind, desto mehr sind eher lebenspraktische Fragen ausschlaggebend für diese Entscheidung. Berücksichtigt man das Alter des jüngsten Kindes beim Eintritt in die Einelternfamilie, dann zeigt sich für die hier vorliegende Befragungsgruppe, dass, bis auf eine Ausnahme, in allen Fällen das jüngste Kind unter 6 Jahren alt war.

## 5.2 Strukturelle Rahmenbedingungen der sozialen Praxis ‚Einelternfamilie‘ aus Sicht der Befragten

Die soziale Praxis familialer Lebensführung von Einelternfamilien wird maßgebend geprägt von den aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten. Regelungen der Sozialgesetzgebung, die ökonomische Rationalität des Arbeits- und Wohnungsmarkts, aber auch infrastrukturelle Gegebenheiten und institutionelle Unterstützungssysteme formieren einen Möglichkeitsraum und prägen damit entscheidend die konkreten Lebensumstände von Einelternfamilien. Die gesellschaftlichen Verhältnisse befördern oder begrenzen die Teilhabemöglichkeiten „von Menschen und Bevölkerungsgruppen an den Errungenschaften eines >>sozialen Gemeinwe-

---

<sup>52</sup> Ist die Einelternfamilie auf Grund des Todesfalls eines der Partner zustande gekommen, entfällt diese Entscheidung in der Regel. Außer, der verbleibende Elternteil ist nicht in der Lage die Kinder ausreichend zu versorgen. In diesem Fall trifft das Vormundschaftsgericht die Entscheidung, wer zukünftig die Verantwortung und Versorgung für die Kinder übernimmt.

sens<<“ (Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, 2013, S. 1). Erklärtes Ziel europäischer, mithin deutscher, Sozialpolitik (Bergham, 1995, S. 11) ist die Beförderung sozialer Teilhabe und die Bekämpfung sozialer Ausgrenzung. Entgegen dieser Absichtserklärung zeigen die nachfolgenden Ausführungen, dass die gegebenen ökonomischen und strukturellen Rahmenbedingungen die Lebenspraxis der befragten alleinerziehenden Eltern eher belasten, als sie in der Verwirklichung ihrer Lebenschancen zu befördern. In ihnen spiegeln sich makrostrukturelle Verwerfungen wider, die die gesellschaftliche Teilhabe der befragten alleinerziehenden Personen begrenzt und ihnen die Handhabung ihrer Lebenssituation erschwert, was den Betroffenen implizit vor Augen führt, welche soziale Wertschätzung und Bedeutung ihre spezifische Form familialen Zusammenlebens in dieser Gesellschaft genießt.

### 5.2.1 Ökonomische Situation, Erwerbstätigkeit und Bildung

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass die Sicherung des Lebensunterhalts auf drei Arten möglich ist: „durch eigene Erwerbsarbeit, durch Versorgung über andere Haushaltsmitglieder wie Eltern oder Ehepartner oder über das soziale Sicherungssystem (Lietzmann, 2009). Da die Versorgung über einen mit im Haushalt lebenden (Ehe-)Partner entfällt, ist die sozio-ökonomische Situation der untersuchten Einelternfamilie entweder von der Erwerbstätigkeit der alleinerziehenden Person und/oder von den Modalitäten des sozialen Sicherungssystems abhängig. Keine der befragten Personen verfügt über ein existenzsicherndes Vermögen.

Von den insgesamt 17 befragten alleinerziehenden Personen sichern fünf Personen ihren Lebensunterhalt vollständig durch dauerhafte und regelmäßige Erwerbsarbeit im Rahmen einer freiberuflichen Tätigkeit oder eines Angestelltenverhältnisses<sup>53</sup>. Diese Personen verfügen über eine gute berufliche Qualifikation bzw. erwerben gerade eine solche und haben aufgrund älterer Kinder bzw. bedarfsdeckender Betreuungssituationen der Kinder die Möglichkeit 30 Stunden und mehr in ihrem Ausbildungsberuf zu arbeiten. Zwei weitere Interviewpersonen bezogen zwar zum Befragungszeitpunkt noch existenzsicherndes Arbeitseinkommen, dessen Fortzahlung war jedoch auf Grund von Kündigung und Probezeit ungesichert. Eine der Befragten lebte seit dem Tod ihres Ehemannes vor acht Jahren von ihren Ersparnissen und verdiente auf 400.-Euro Basis noch etwas dazu. Alle weiteren neun befragten Personen mussten zur Sicherung ihrer Existenz auf Leistungen nach SGB II zurückgreifen. Wobei hiervon nur drei Personen im ausschließlichen ALG-II-Bezug standen. Alle weiteren sechs Personen dieser Gruppe

---

<sup>53</sup> Unberücksichtigt sind Kindergeld und Zahlungen des Kindesunterhaltes vom getrennt lebenden Elternteil.

waren in unterschiedlichem Umfang zeitgleich erwerbstätig. Sie erhielten zudem sogenannte ‚aufstockende Leistungen‘, da ihre Arbeitseinkünfte nicht zur Sicherung des Lebensunterhalts der Einelternfamilie ausreichten.

Die Leistungen nach dem SGB II erweisen sich, aus Sicht der Befragten, zwar als existenzsichernd, aber auch nicht mehr. Die Erfahrung nur mit dem Wenigsten auskommen zu müssen, kann als durchaus belastend erlebt werden:

S: „Also, ich habe, wo ich das Jahr daheim war, habe ich Hartz-IV gehabt und das ist wirklich Minimum, sage ich mal, [...] und das erste Jahr noch die 300 Euro Eltern-geld und wo das dann weggefallen ist, da war es dann wirklich teilweise knapp. Also da hat man sich selbst, für sich persönlich nichts mehr leisten können. Da war im Vordergrund gestanden Windeln, was zum Essen, etc., was zum Anziehen, alles was das Kind halt braucht. Aber selbst ist man halt schon auf der Strecke geblieben.“ (Stefanie A. Zeile: 663-668)

Drei der befragten allein erziehenden Mütter und Väter im SGB-II-Bezug geben an, dass die Leistungen der ARGE zu wenig am subjektiven Bedarf und der individuellen Lebenssituation orientiert seien. Die formalen gesetzlichen Regelungen gingen an ihrer Realität vorbei und knüpften nur unzulänglich an die Komplexität der (Arbeits-)Welt an. Damit komme es zu fehlenden Passungsverhältnissen zwischen den Anforderungen der Arbeitswelt und den Leistungsvoraussetzungen nach dem SGB II. Das Ziel des SGB II, Förderung der Integration in den Arbeitsmarkt, werde so nicht erreicht.

S: „Ich war vor Kurzem bei der ARGE<sup>54</sup> und habe mich informiert, weil ich gesagt habe, mein Arbeitsverhältnis wird demnächst beendet sein, was kann ich tun? Ich bin jetzt zweiundfünfzig Jahre, ich war sechzehn Jahre im Verkauf, ich habe Altenpflege gelernt, ich habe Fußpflege gelernt, ich habe ja meine Berufe, nur in meinem Alter ich bekomme ja nichts mehr. Was mache ich, habe ich gesagt, ich habe ein Gewerbe angemeldet, ich will mich aber nicht arbeitslos melden. Er sagt ganz klar, wenn ich mich arbeitslos melde, und das muss ich ja machen, weil ich muss mich ja irgendwo versichern, dann muss ich mein Gewerbe aufgeben, weil ich darf ja dann nur noch hundertsechzig Euro verdienen. [...] Sage ich, ja, ich will aber mein Gewerbe nicht aufgeben, dann sagt er, dann müssen sie sich selber versichern, sage ich, ja, und wer finanziert das? Dann war ich bei der Krankenkasse, sagen sie, ja, als bedürftiger Selb-

---

<sup>54</sup> Zum Zeitpunkt der Erhebung wurden die aktuellen Jobcenter noch als ARGE bezeichnet.

*ständiger, wie es in meinem Fall jetzt wäre, müsste ich zweihundert Euro Krankenkassenbeitrag monatlich zahlen, sage ich, ich kann das nicht zahlen, von was denn? Ja, sagt sie, schauen sie halt, dass die ARGE das draufzahlt. Bin ich wieder zur ARGE gegangen, nein, wir zahlen nichts drauf [...]. Sage ich, aber durch mein Gewerbe kann ich doch soviel verdienen, dass ich zu meinem Lebensunterhalt beitrage, wenn mir jetzt die ARGE die Versicherung zahlen würde. [...] Ich verstehe das Prinzip nicht.“*  
(Sieglinde W. Zeile: 716-738)

Die Lebenswirklichkeit der befragten alleinerziehenden Elternteile im SGB-II-Bezug wird aber nicht nur von der Höhe der Leistungen und deren strukturellen Anforderungen bestimmt. Maßgebenden Einfluss auf das Erleben des Leistungsbezugs nimmt auch die Art und Weise wie die befragten Leistungsempfangenden den persönlichen Kontakt mit dem Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der ARGE erleben bzw. erlebten. Hier zeichnet sich ein uneinheitliches Bild ab.

Positiv wird der Kontakt bewertet, wenn das Gefühl entsteht, als Person wahr- und ernstgenommen zu werden und die Interessen und Wünsche der Leistungsempfangenden in der Beratung berücksichtigt werden. Dies ermöglicht, neben persönlichen Selbstwirksamkeitserfahrungen und Kontrollüberzeugungen, eine stärker am Bedarf der aktuellen Lebenssituation orientierte Leistungserbringung. Ebenso wirkt sich eine rasche Bearbeitung der Anträge positiv auf die Bewertung aus.

C: „*Meine Sachbearbeiterin ist total nett. Also ja, und sie bearbeiten auch immer die Anträge ziemlich schnell, zumindest jetzt bei mir, finde ich.*“ (Chantal C. Zeile: 704-705)

Negativ bewerten die befragten Empfänger und Empfängerinnen von SGB-II-Leistungen dagegen, mangelnden Kontakt zu den Sachbearbeitern wie Sachbearbeiterinnen und damit die fehlende Möglichkeit ihre individuelle Lebenssituation darzustellen. Auch macht ungeschultes bzw. schlecht informiertes Personal mehrmalige Vorsprachen in der gleichen Angelegenheit notwendig, was zu einem erhöhten organisatorischen und fahrtechnischen Aufwand führt. Ähnlich führt auch ein uneinheitlicher Informationsstand der einzelnen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der ARGE zur Verwirrung, Verunsicherung, fehlenden Leistungen und zusätzlichen Aufwand.

Neben diesen Faktoren, die wohl allgemein gültig sind, haben viele der befragten allein erziehenden SGB-II-Empfänger und -empfängerinnen das Gefühl, mehrere der Sachbearbeiter und

Sachbearbeiterinnen hegten im Besonderen eine negative Einstellung gegenüber Einelternfamilien.

S: „*Man kommt halt da rein, sagt, man ist schwanger, man muss, man hört das Arbeiten auf, man bleibt ein Jahr daheim und dann wird man halt über einen Kamm geschert: >>Auch schon die nächste Geburtsmaschine>>, jetzt mal krass ausgedrückt, >>die was jetzt fünf Kinder rausdrückt, nicht arbeitet und dem Staat auf der Tasche liegt<<. Und dem entsprechend werden wir behandelt.*“ (Stefanie A. Zeile: 998-1001)

Stellvertretend für weitere Befragte schildert Nadja R. ihr Erleben der Zusammenarbeit mit einem Sachbearbeiter in der ARGE so:

N: „*Wenn man zur ARGE Willing geht und bei Herrn Birke einen Antrag auf Hartz-IV stellt, da bekommt man erst einmal das Gefühl vermittelt, man ist nichts wert. [...] Also, den besten Satz, den er einmal zu mir gesagt hat, war, >>aja was kann denn ich dafür, dass ihr Mann so ein Arschloch ist, dass er keinen Unterhalt zahlt<<. Dann sag ich, >>sie nichts, aber ich auch nichts<<. Dann sagt er, >>ja sie haben sich den ja ausgesucht nicht ich<< [...] Also, klar habe ich ihn mir damals ausgesucht, aber das habe ich ja revidiert.*“ [lacht] (Nadja R. Zeile: 939-941; 955-959)

Aus Sicht von Olivia S. liegt hier ein Wechselspiel wiederkehrender Feindbilder vor. Dieses schildert sie folgendermaßen:

O: „*Ich finde es schon spannend, wie das abläuft bei der ARGE. Wie man da die Stimmung von den Leuten, erstens die, die reingehen, die haben schon eine Stinkwut auf alle Sachbearbeiter, die gehen schon total muffig rein, weil sie auch nichts anderes erwarten wie Schwierigkeiten. Man kommt dann rein, man wird nicht mal ange schaut, die schauen in ihre Papiere ... Eine Stimmung, dass man gleich Gänsehaut kriegt. Überhaupt niemand ist freundlich. Die, die da arbeiten und die, die das Geld holen, die sind gleich verfeindet von vornherein. Von beiden Seiten, verrückt. ... Das muss hart sein, da drin zu arbeiten und jeden Tag das abzubekommen.*“ (Olivia S. Zeile: 933-940)

Der Bezug von Arbeitslosengeld II gilt als existenzsichernd, kann sich aber alltagspraktisch oftmals als prekär erweisen. Es entstehen massive finanzielle Engpässe, wenn unerwartete Zusatzausgaben das knapp bemessene Budget zusätzlich belasten. So können Mieterhöhungen zu existenziellen Schwierigkeiten führen, wie dies beispielsweise bei Karin P. der Fall war:

Sie hat die vormals eheliche Wohnung übernommen und lebt mit ihren drei Kindern in einer 3-Zimmer-Wohnung, für die sie monatlich 700,- € zahlt. Die Kosten für die Miete werden nur teilweise von der ARGE übernommen, den Rest zahlt sie selbst drauf.

K: „*Es ist schon knapp, aber das ist jetzt mit diesen 700 Euro Miete, wo es mich jeden Monat reinreißt. [...] Teilweise denke ich mir dann, naja, kann ein Monat lang sein, wenn dann in der Mitte vom Monat kein Geld mehr da ist und ich zu meiner Mama immer >>Mama, kannst du mir bitte 20 Euro leihen, ich habe sonst nichts mehr zum Essen << und das ist, das war halt früher nicht so.*“ (Karin P. Zeile: 386-387; 379-382)

Eltern oder Freunde werden dann zu Rettern in der Not, die helfen das Schlimmste zu vermeiden. Schulden könnte man sich unter solchen Bedingungen auch gar nicht leisten. Wie sollten diese zurückbezahlt werden?

P: „*Ja also, wenn man keine Schulden hat, so wie wir, wenn man jetzt das Monatliche was aufs Konto kommt, wenn das nicht belastet ist durch eventuelle Ratenzahlungen, [...] ja dann reicht es für das Nötigste.*“ (Prekaritätssekretär Zeile: 709-713)

In den Leistungen nach SGB-II sind keine Rücklagen für Notfälle oder die Altersvorsorge vorgesehen. Ersparnisse müssen aufgebraucht, Lebensversicherungen gekündigt werden.

B: „*Ich habe für mich, zum Beispiel, selbst keine Altersvorsorge mehr, ich habe keine Unfallversicherung mehr, nichts. War ja vorher alles in der Familie dabei. Das sind so Sachen ...*“ (Berta B. Zeile: 1265-1266)

Die ehemals vorhandenen Vermögenswerte müssen zur Sicherung der finanziell häufig prekären Übergangszeit eingesetzt, bzw. zum Aufbau einer neuen Existenz verwendet werden.

B: „*Also, [...] wir haben 2002 geheiratet, 2004 haben wir uns das Haus gekauft im Dezember und im 2005 ist dann der Markus auf die Welt gekommen. Ja gut, das war immer ein Traum, also, das war eigentlich ein Traum von uns beiden, dass wir einmal etwas Eigenes haben.*“ (Berta B. Zeile: 162-164)

B: „*Dann war es so, nach der Trennung ist das Haus [verkauft worden], alleine kann ich es nicht halten, weil ich hab ihn rausgeworfen, und alleine hätte ich es auch nicht*

*halten können, weil es waren noch ein Haufen Belastungen drauf.“ (Berta B. Zeile: 179-181)*

F: „*Was hat die ARGE dazu gesagt?“*

B: „*Ich habe damals noch keine Sozialpflicht gehabt.“*

F: „*Von was haben Sie damals gelebt?“*

B: „*Damals habe ich noch von meinen Reserven gelebt.“ (Berta B. Zeile: 212-218)*

Übereinstimmend gaben die alleinerziehenden Personen im Leistungsbezug nach SGB-II an, dauerhaft den Ausstieg aus diesem durch Erwerbstätigkeit anzustreben. Bis auf eine erlebten alle befragten Personen den Hartz-IV-Bezug als stigmatisierend und abwertend und als Begrenzung der Möglichkeiten zur sozialen Teilhabe.

C: „*Also, mein Ziel ist es ja einmal aus dem Ganzen hier rauszukommen, geregeltes Einkommen zu haben. Dass du unabhängig bist und dass du deinem Kind ein bisschen mehr bieten kannst. Ja, weil Urlaub oder so etwas sind wir auch noch nicht gefahren, weil das kann ich mir einfach nicht leisten.“ (Chantal C. Zeile: 565-568)*

Insgesamt wiesen alle befragten Alleinerziehenden eine hohe bis sehr hohe Arbeitsmotivation auf, unabhängig davon, ob sie zum Zeitpunkt der Befragung bereits berufstätig waren, aufstöckende Leistungen erhielten oder ausschließlich von SGB-II-Leistungen lebten. Neben der Existenzsicherung erfüllt die Erwerbstätigkeit für die befragten Personen dabei noch weitere, wichtige Funktionen. Übereinstimmend gaben die Befragten an, dass die Arbeit ihrem Selbstwertgefühl gut tue, ihnen die dadurch erfahrene Anerkennung wichtig sei und ihnen die Möglichkeit zu sozialen Kontakten einräume.

B: „*Und mir tut es gut, dass ich ein bisschen rauskomme. [...] Einfach einmal etwas anderes sehen und nicht nur gerade Mama, Mama sein.“ (Berta B. Zeile: 297-299)*

Anders als zum Untersuchungszeitpunkt waren alle befragten alleinerziehenden Personen vor der Geburt des ersten Kindes berufstätig oder befanden sich gerade in Ausbildung. Alle Befragten verfügen über einen Schulabschluss. Acht Personen besuchten die Hauptschule, welche vier von ihnen diese mit qualifizierenden und vier mit normalem Abschluss verlassen hat. Sechs der Befragten haben einen mittleren Schulabschluss erworben und vier das Abitur. Neun der befragten Personen verfügen über eine Ausbildung, die in der Regel zu Tätigkeiten im Niedriglohnsegment führt, wie Verkäuferin, Hauswirtschafterin, Krankenpflegehelferin, Fußpflegerin, etc.. Mit dem Übergang zur Einelternfamilie ging in vielen Fällen eine Zäsur

einher. Denn in diesen Arbeitsfeldern ist die Existenzsicherung eines Zwei- bis Mehrpersonenhaushaltes auch durch eine Wochenarbeitszeit von 40 Stunden nicht zu gewährleisten. Hinzu kommen häufig Arbeitszeiten wie Wochenend- und Nachtdienste, oder Ladenöffnungszeiten bis 20.00 Uhr, die nicht durch die Öffnungszeiten von Kinderbetreuungseinrichtungen abgedeckt werden.

Entsprechend lassen sich unterschiedliche Erwerbsverläufe bzw. -brüche beobachten. Die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass sich der Wiedereinstieg in eine existenzsichernde Erwerbstätigkeit insbesondere für diejenigen Personen besonders schwierig gestaltet, die bereits im Vorfeld diskontinuierliche Erwerbsverläufe und ein geringes Ausbildungsniveau aufwiesen.

O: „*Ich habe viele verschiedene Arbeiten gehabt. Gastronom, Pizzabäcker. Ich habe viel verschiedene Arbeiten gemacht als Dachdecker, Maler, Elektro und so, habe ich alles ...*“ (Olaf K. Zeile: 87-88)

Ungünstige Arbeitszeiten, geringe Verdienstmöglichkeiten und brüchige, diskontinuierliche Erwerbsbiografien gehen in hohem Maße mit gesteigerten Bildungsaspirationen und einer erhöhten Nachfrage nach staatlich geförderten Weiterbildungs- und Umschulungsmaßnahmen der Befragten einher. Bedeutsam dabei ist die Passgenauigkeit der Bildungsangebote.

N: „*Ich hatte eben eine nette Arbeitsberaterin. [...] Eine ganz Süße. Sie hat gesagt, ich soll mir einfach einmal überlegen, was ich gern machen möchte, soll in Ruhe darüber nachdenken. Und dann habe ich gar nicht so lange denken müssen, weil ich weiß eigentlich, was ich machen wollte*“ (Nadja R. Zeile: 1153; 1162; 1163-1165)

Aber die Angebotspalette ist nicht immer bedarfsgerecht, was folgendes Beispiel zeigt.

R: „*Ich war ja schon in so einem, so einem blöden Kurs, so einem Computerkurs. Das habe ich machen müssen, ansonsten wären mir die ganzen Leistungen gestrichen worden. Das hat mir überhaupt nichts gebracht. Das einzige was es mir gebracht hat, dass ich mich jetzt ein bisschen mehr mit dem Computer auskenne, aber ich bin Hauswirtschafterin. Und Arbeit hab ich deshalb auch noch keine*“ (Rosi S. Zeile: 280-284)

Der Erfolg von Schulungs- und Bildungsmaßnahmen zur Förderung beruflicher Integration hängt letztlich entscheidend davon ab, ob sowohl die Modalitäten der Kinderbetreuung als

auch das inhaltliche Angebot der Maßnahme der aktuellen Bedarfs- und Lebenssituation der jeweiligen Person entsprechen.

Ähnliches trifft auf die Gruppe der befragten jungen alleinerziehenden Mütter zu. Drei der interviewten Mütter waren bei Geburt ihres ersten Kindes unter 20 Jahre alt und absolvierten bei Bekanntwerden der ungeplanten Schwangerschaft eine Ausbildung. Der Verlauf der Erwerbstätigkeit nach dem ersten Lebensjahre des Kindes hing auf Seiten der Befragten maßgeblich von zwei Faktoren ab: Inwieweit konnte auf eine passende Betreuung des Kindes zurückgegriffen bzw. eine solche gefunden werden? Und inwieweit entsprach der ursprüngliche Lehrberuf dem tatsächlichen Interessensgebiet der Person? Die vorliegenden Daten zeigen: Entspricht die Ausbildung inhaltlich nicht dem Interessensgebiet wurde die Lehre nach dem ersten Lebensjahr des Kindes nicht wieder aufgenommen. Entsprechen hingegen die Ausbildungsinhalte den persönlichen Interessen, hängt die Wiederaufnahme seitens der Auszubildenden von den Möglichkeiten der Kinderbetreuung ab. Sind diese gegeben, wird die Ausbildung nach einem Jahr fortgesetzt - vorausgesetzt die strukturellen Bedingungen dafür sind ausbildungsrechtlich und von Arbeitgeberseite aus gegeben. Die Rückkehr in den ursprünglichen Ausbildungsberuf oder einen über Umschulungs- und Weiterbildungsmaßnahmen neu erworbenen Beruf erhöhen die Chancen auf ein existenzsicherndes Einkommen maßgeblich.

Ob eine Erwerbstätigkeit aufgenommen, der Umfang der wöchentlichen Arbeitszeit erweitert oder nach der Eltern- bzw. Erziehungszeit in ein bestehendes Angestelltenverhältnis zurückgekehrt wird, hängt ganz entscheidend davon ab, inwieweit die Arbeitsbedingungen mit den Erfordernissen der Kinderbetreuung in der aktuellen Lebenssituation in Einklang zu bringen sind. Es geht um die Frage der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung.

B: „... weil mein Arbeitgeber, der müsste mich wieder einstellen danach, aber der ist eben in Rosenheim oben und da war ich eben auch im Verkauf. Mit den Arbeitszeiten, das wird dann schwierig werden. [...] Da habe ich Vollzeit gehabt, ja. Wir haben teilweise um sieben angefangen und das ist, das wird wahrscheinlich nicht mehr gehen. [...] Die Kinder sind immer noch so klein. Sollte man sie so lange schon weggeben, ist auch wieder die Frage.“ (Berta B. Zeile: 916-918; 922-923; 937-938)

C: „Da müsste ich eigentlich schon Vollzeit arbeiten, weil ja, so eine ausgelernte Krankenschwester im Krankenhaus, wenn die da Vollzeit arbeitet, dann bekommst du da ungefähr tausendzweihundert Euro. Also von dem her müsste ich ja schon Vollzeit arbeiten. Also, mit Wochenende und allem Drum und Dran, Spätdienst. Aber, ich weiß

*nicht. [...] Ich finde, ich will mich ja um mein Kind auch kümmern. Vor allem ich will es ja nicht nur abschieben, damit ich irgendwie dann die ganze Kohle habe. Also, das ist so ein Mittelding.“ (Chantal C. Zeile: 593-612)*

Erleichtert wird die Vereinbarkeit der divergierenden Systemlogiken von Arbeitswelt und Familienleben durch verständnisvolle Arbeitgeber. Manchmal machen sie auf diese Weise Erwerbstätigkeit überhaupt erst möglich.

*R: „... und da bin ich jetzt irgendwie hängen geblieben, wobei ich eigentlich was anderes machen wollte oder halt mehr Stunden arbeiten wollte. Es war ausgemacht, ich bleib bloß eineinhalb Jahre, aber mir gefällt es gut und die sind total nett. Ich mache den Haushalt, kuche und decke den Tisch und gehe dann heim. Und wenn was ist mit dem Martin, dann kann ich ihn mitnehmen. Die nehmen wirklich Rücksicht, ich kriege ganz viel frei in den Ferien. Und das ist für mich so ein Zuckerl ...“ (Regina M. Zeile: 96-103; 104)*

Ist ein Entgegenkommen des Arbeitgebers nicht oder nur begrenzt möglich, wird die Lösung des Balanceaktes Erwerbstätigkeit und Kindeswohl vielfach in einer Teilzeiterwerbstätigkeit gesehen, insbesondere wenn die Kinder noch jünger sind. Maßgeblich beeinflusst wird diese Entscheidung durch am Ort vorhandene oder nicht vorhandene Formen adäquater Möglichkeiten der Kinderbetreuung, insbesondere der Kleinkindbetreuung. Fehlende Formen adäquater Kindertagesbetreuung führten bei jüngeren Kindern dazu, dass die alleinerziehende Person auf die Erwerbstätigkeit verzichtete. Bei älteren Kindern hingegen wurde die Entscheidung häufiger in Richtung Erwerbstätigkeit getroffen, fehlende Betreuungsangebote müssen die Kinder kompensieren, sprich sie bleiben in der Abwesenheit des allein erziehenden Elternteils zu Hause sich selbst überlassen.

*S: „Die war also die ersten Jahre im Kinderhort. [...] Ist jetzt vorbei, sie ist zwölf, sie will da auch nicht mehr hin, sie ist alleine. Sie schaut generell stundenlang Fernsehen, spielt stundenlang Gameboy. [...] Ich habe anfangs immer ein bisschen ein schlechtes Gewissen gehabt, aber ich muss sagen, das Kind, das ... ihr taugt das ganz gut, wenn sie alleine ist. [...] Sie geht einmal am Nachmittag ins Training von der Kindergarde, aber sonst ist das Kind dann alleine. Auch am Wochenende, weil ich da Samstag, Sonntag auch arbeiten muss.“ (Sieglinde W. Zeile: 591-593; 603-608; 597-599)*

Mit zunehmendem Alter des jüngsten Kindes im Haushalt konnten sich die Befragten eine Erhöhung des zeitlichen Umfangs ihrer Erwerbstätigkeit vorstellen.

Ähnlich bedeutsam sind bedarfsdeckende Angebote der Kinderbetreuung für Personen im ALG-II-Bezug. Auch diese Personengruppe lässt eine hohe Arbeitsorientierung erkennen und strebt dauerhaft eine Lebensführung unabhängig von Transferleistungen an. Als Gründe für den bislang fehlenden Ausstieg aus dem Leistungsbezug und Einstieg in die existenzsichernde Erwerbstätigkeit wurde gleichfalls der Mangel an bedarfsdeckenden Möglichkeiten der Kinderbetreuung angegeben. Insbesondere die Fahrtzeiten zur bzw. von der Arbeitsstelle wurden durch bestehende Öffnungszeiten der Kindertageseinrichtungen nicht abgedeckt.

O: „*Ja, das war auch immer ein Hetzen, weil die Arbeit ging bis um zwei und Kindergarten auch [...]. Man kommt immer zu spät, bekommt immer geschimpft, war immer der Letzte.*“ (Olivia S. Zeile: 70-79)

Die bestehenden Öffnungszeiten der Kindertageseinrichtungen erfordern kurze Arbeitswege. Hinzu kommen die genannten Erfordernisse atypischer Betreuungszeiten durch Tätigkeiten im Einzelhandel oder im Gesundheitsbereich. Flexiblere Betreuungsformen, vor allem für jüngere Kinder, wie Kindertagespflege waren entweder nicht verfügbar oder nicht finanziert. So blieb für vier der Befragten nur die Möglichkeit einer stundenweisen Tätigkeit im haushaltsnahen Dienstleistungsbereich.

Ein weiteres Hindernis für eine umfängliche Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit ist die fehlende Mobilität einiger Befragter. Erhöhte Mobilitätserfordernisse in ländlichen Strukturen unterscheidet die Lebenssituation von alleinerziehenden Müttern und Vätern auf dem Land wesentlich von der in (groß-)städtischen Regionen. Die Strukturen des Arbeitsmarktes im Landkreis Rosenheim machen ein hohes Maß an Mobilität erforderlich. Die Nutzung öffentliche Verkehrsmittel, wenn überhaupt vorhanden, erfordert Zeit. Zusätzliche Zeit für den Arbeitsweg, die häufig nicht vorhanden ist. Als einziger Ausweg bietet sich ein Arbeitsplatz vor Ort an. Von den ausschließlich stundenweise Beschäftigten gehen alle bis auf eine Person dieser Tätigkeit am jeweiligen Wohnort nach. Der Umfang des Angebotes an derartigen Beschäftigungen hängt aber von der Größe des Wohnortes ab und ist damit häufig begrenzt. Ein eigenes Auto können sich viele der befragten Personen nicht leisten. Von den 17 befragten alleinerziehenden Müttern und Vätern verfügen neun über einen eigenen PKW. Dieser eigene Pkw kann indes zum Zugangskriterium für bestimmte Arbeitsfelder werden – nach der Devise: ohne Nachweis eines eigenen Autos kein Arbeitsvertrag. Das Jobcenter argumentiert da-

gegen in die andere Richtung: erst Vorlage eines Arbeitsvertrages, dann Kostenübernahme für ein gebrauchtes Auto.

R: „„Sie [zuständige Sachbearbeiterin in der ARGE] verlangt quasi, dass ich jetzt eine Festanstellung bekomme. Das will ich auch. Aber wenn das nicht hinhaut, mein Gott, dann arbeite ich auf selbständiger Basis und bau die aus. Arbeit hätte ich genug, zum Umfallen. Aber ich bekomme von der ARGE nur ein Auto, wenn ich einen Arbeitgeber habe, der mir ausstellt, dass er mich nur einstellt, wenn ich ein Auto habe. ... Ansonsten gibt es keine Zuschüsse. Sie haben ihre festen Regeln und da kann man nichts machen.“ (Rosie S. Zeile: 254-259)

Fazit: Die Erwerbssituation alleinerziehender Mütter und Väter erweist sich im hohen Maße abhängig von der beruflichen Qualifikation, den Möglichkeiten der Mobilität (sprich eigener PKW), dem Alter und der Anzahl der im Haushalt lebenden Kindern und der vorhandenen bedarfsdeckenden wie finanziierbaren Möglichkeiten der Kinderbetreuung.

Für die ökonomische Situation in Einelternfamilien spielt der Kindesunterhalt durch den getrenntlebenden Elternteil eine wesentliche Rolle – oder sollte dies zumindest tun. Da beide Elternteile für die Existenz der Kinder verantwortlich sind, ist der getrennt lebende Elternteil gesetzlich verpflichtet, für leibliche Kinder, die ihren Lebensmittelpunkt nicht in seinem Haushalt haben, Unterhalt zu zahlen. Die empirische Realität zeichnet ein ernüchterndes Bild. Rein rechtlich müssten 14 der befragten alleinerziehenden Personen für die in ihrem Haushalt lebenden Kinder Unterhalt vom getrennt lebenden Elternteil erhalten<sup>55</sup>. Dessen ungeachtet zahlten aber nur vier getrennt lebende Elternteile ohne Umstände den Unterhalt für ihre Kinder. In drei weiteren Fällen erfolgte die Zahlung erst, als diese gerichtlich oder anwaltlich eingefordert wurde. Fünf getrennt lebende Elternteile zahlen überhaupt keinen Unterhalt und zwei haben mit der alleinerziehenden Person private Absprachen bzgl. der Unterhaltszahlungen getroffen.

### 5.2.2 Wohnsituation

In engem Zusammenhang zur ökonomischen Situation und Ausstattung der Einelternfamilie ist deren Wohnsituation zu sehen. Dies ist nicht ungewöhnlich. Nehmen doch die finanziellen

---

<sup>55</sup> Bei drei der befragten Personen war der andere Elternteil verstorben. Sie erhielten Halbwaisenrente.

Verhältnisse stets maßgebenden Einfluss auf die Gestaltungsmöglichkeiten einer Lebensform. Dies ist im Falle von Alleinerziehenden ebenso und verdeutlicht nur nochmals die Heterogenität dieser Lebensform. Entsprechend schildern die befragten alleinerziehende Mütter und Väter unterschiedliche Niveaus ihres Wohnkomforts:

U: „*Wir wohnen halt unheimlich schön. Wir haben eine Hausseite, die ist am Abend voll mit Abendsonnenlicht, da würde sich jeder zehn Finger nach abschlecken. Wir haben das und ich genieße das.*“ (Ulrike H. Zeile: 629-632)

J: „*Ich wohne im dritten Stock, habe keinen Balkon, Zwei-Zimmer-Wohnung, schrecklich. Schrecklich, richtig schrecklich. Aber ich kann ja nichts machen.*“ (Jana H. Zeile: 309-310)

Schwierig gestaltet sich die Wohnsituation insbesondere für Personen im ALG-II-Bezug. Das Jobcenter übernimmt nur begrenzt die Mietkosten. Hier gelten klare Mietobergrenzen, die weit hinter den Mietpreisen des öffentlichen Wohnungsmarkts zurückbleiben. Als touristisch attraktive und wirtschaftlich prosperierende Region ist das Mietpreisniveau in der Gegend vergleichsweise hoch und entspricht annähernd großstädtischen Preislagen. In Anbetracht dessen wurde mehrfach von den betroffenen alleinerziehenden Müttern und Vätern die Kostenübernahme durch das Jobcenter als zu eng bemessen und nicht an den objektiven Gegebenheiten und dem subjektivem Bedarf orientiert kritisiert.

K: „*Also, ich müsste in eine Zweizimmerwohnung ziehen, dann würde es vom Preis her passen. Aber ich brauche mindestens eine Vierzimmerwohnung, oder, oder wenigstens eine große Dreizimmerwohnung. [...] Jetzt schläft die Kleine momentan bei mir im Bett und die zwei Jungen miteinander, aber ich hätte halt ganz gern, also, für die Jungs ein eigenes Zimmer, weil es bei ihnen oft am Abend immer so lange dauert, bis da einmal Ruhe ist.*“ (Karin P. Zeile: 84-86;90-92)

Besonders alleinerziehende Personen mit niedrigen Einkommen oder im SGB-II-Bezug müssen entsprechend Abstriche bei der Größe und Ausstattung ihrer Wohnungen in Kauf nehmen. Die räumliche Enge belastet das familiäre Zusammenleben und es fehlt an ausreichenden Rückzugsmöglichkeiten für die erwachsene Person, die diese vor allem in der labilen Anfangszeit der neuen Lebenssituation dringend bräuchte, um die notwendigen Verarbeitungs- und psychischen Umstellungsprozesse unabhängig von den Kindern in Ruhe zu bewerkstelligen. Aber anstatt den eigenen Bedürfnissen Recht einzuräumen, verzichten viele Alleinerzie-

hende mit geringem Einkommen auf ein eigenes Schlafzimmer, und schlafen zur Not im Wohnzimmer, um ihrem Kinder oder ihren Kindern ein eigenes Zimmer bieten zu können. Ein weiterer Mangel wird in fehlenden direkten Zugangsmöglichkeiten ins Freie über Balkon oder Garten gesehen.

J: „*Ich wohn im dritten Stock, unter'm Dach mit meiner Kleinen. Kein Garten, kein Balkon, kein gar nichts. Zentrale Lage, na toll. Rund rum nur Straßen, Autos und Geschäfte. Anfangs war es hart. Immer alleine den Einkauf und die Kleine hoch schleppen. Jetzt geht es ja schon, jetzt läuft sie ja schon selber*“ (Jana H. Zeile: 1717-1720)

Die Möglichkeit, die Kinder auch einmal unbeaufsichtigt geschützt draußen spielen zu lassen, würde dazu beitragen die Kumulation der Aufgaben zu entzerren. Die alleinerziehende Person könnte in Ruhe die Haushaltsarbeit erledigen, währenddessen die Kinder draußen spielen könnten.

S: „*Ja, also alleinerziehend, denke ich mir mal, ist schon schwieriger wie jetzt wenn man zu zweit ist, weil man kann mal auch sagen, ja, jetzt gehst du mit ihr zwei Stunden spazieren und ich mache jetzt den ganzen Haushalt und dann kommst wieder zurück und dann machen wir alle was miteinander.*“ (Stefanie A. Zeile: 263-266)

Insbesondere für jüngere Kinder ist in diesen Fällen der Aufenthalt draußen an die Anwesenheit eines Erwachsenen gebunden. Für die alleinerziehende Person bedeutet dies zusätzlichen zeitlichen Aufwand.

B: „*Also wenn das Wetter passt, dann sind wir draußen. Also, ich sag immer, raus, raus, raus. Das brauche ich selber auch, weil nur hier drinnen, da bekomme ich einen Wohnungskoller. Also, da müssen wir raus und die sind sowieso so lebhaft, die Kinder, und die brauchen dann Bewegung und Ablenkung und ja.*“ (Berta B. Zeile: 51-54)

Der öffentliche Raum selbst bietet wenig Bewegungsfreiraum für das ungehinderte Spiel von Kindern. Funktional vordefinierte Plätze, sprich Grünflächen und Spielplätze, sind zwar in allen Orten zu finden, verlieren aber auf die Dauer sowohl für die Kinder als auch für die sie begleitenden Erwachsenen an Reiz. Es fehlt an Spiel- und Bewegungsmöglichkeiten in zentraler Lage sowie an Plätzen, an denen man sich mit anderen treffen und austauschen kann ohne gleich dem Zwang zu unterliegen etwas zu konsumieren. Die architektonische Gestaltung vieler ländlicher Kommunen berücksichtigt Bedarfe zum Aufenthalt im öffentlichen Raum eher nur am Rande. Die Siedlungsstruktur wird dominiert von Eigenheimen mit Garten.

Spielplätze werden zur Restkategorie von Bauauflagen in Neubaugebieten oder zum Instrument der „Befriedung“ oder „Deeskalation“ in sozialen Brennpunkten größerer Landkommunen.

J: „*Was ich total hirnrissig finde, dass sie den Spielplatz im Zentrum nicht ausbauen. Da ist so viel Platz, wenn die den ausbauen, mei, die Kinder hätten ihre größte Freude. Auf dem Theodor-Heuss-Spielplatz, da [...], kein Kind will da spielen. Ja, die Kinder von der Theodor-Heuss-Straße. Aber ich würde mit meiner Tochter da nicht hingehen, beim besten Willen nicht. Nein, vielen Dank. Wenn ich mir überlege, was ich da schon gesehen habe, brauche ich nicht. Und den Spielplatz im Zentrum? Toll! Eine Wippe und eine Rutsche, geil. Da investiert die Gemeinde gar nichts, nicht mal ein Zaun, einfach... ein Zaun.*“ (Jana H. Zeile: 1538-1544)

J: „*Und es wäre so schön da. Noch eine Schaukel hin, einen Sandkasten. Da hätten, da treffen sich so viele Mütter. Dass ist wirklich ein Anlaufpunkt, wo die Mütter sich treffen. Also, im Sommer...*“ (Jana H. Zeile: 1548-1549)

Öffentliche Plätze, wenn vorhanden, können häufig nur rudimentär genutzt werden - und verlieren im Winter gänzlich an Attraktivität.

Positiv bewertet wurden eine gute verkehrstechnische Anbindung und nahegelegene Einkaufsmöglichkeiten. Die Infrastruktur der unmittelbaren Wohnumgebung ist vor allem dann besonders wichtig, wenn kein eigenes Auto zur Verfügung steht. Des Weiteren ist allen Befragten an einer guten Nachbarschaft gelegen. Die Qualität der sozialen Beziehungen im Wohnumfeld erscheint abhängig von der Wohndauer am Ort und den bestehenden dörflichen Strukturen.

R: „*Ja. Die Nachbarn sind sehr nett, da kann ich wirklich nichts sagen, aber es dauert Jahre bis man Anschluss kriegt.*“ (Regina M. Zeile: 538-539)

Im weiteren Verlauf des Interviews verweist Regina M. in diesem Kontext auf die Bedeutsamkeit von Wohneigentum. Denn aus Sicht der Nachbarn scheint erst Besitz die Dauerhaftigkeit des Aufenthalts sicherzustellen und die Investition in soziale Beziehungen sinnvoll zu erscheinen.

So genannte „Rückkehrerinnen“, die nach einigen Jahren ihrer Abwesenheit wieder in den Herkunftsstadt zurückzogen, sind diesbezüglich in einer anderen Position. Sie können auf vertraute soziale Strukturen zurückgreifen:

I: „*Und, sie kennen auch viele von hier?*“

R: „*Ja, freilich, eigentlich alle. Nur die Neuen, die dazugekommen sind, die habe ich noch nicht so. Da muss ich immer fragen, wer ist denn das jetzt gewesen, wenn wieder einer vorbeifährt und grüßt.*“ (Rosie S. Zeile: 869-872)

Als Entscheidungskriterien für die Wahl des Wohnortes gaben die befragten alleinerziehenden Personen neben kostengünstigem Wohnraum, guter infrastruktureller Ausstattung für die alltäglichen Bedürfnisse und einer guten öffentlichen Verkehrsanbindung insbesondere ein ausreichendes, flexibles und qualitativ gutes Kinderbetreuungsangebot an. Dieses Kriterium war bei einigen sogar ausschlaggebend für die Wahl des Wohnortes.

R: „*Und dann ist der Matthias eingeschult worden, da bin ich dann umgezogen, aus dem Grund, weil da wo wir vorher gewohnt haben, die Betreuungssituation nicht gepasst hat nach der Schule. [...] Und dann hab ich in verschiedenen Gemeinden angefragt, Schulen und Kindergärten, wie die das lösen.*“ (Regina M. Zeile: 54-56; 64-65)

R: „*Also, ich bin ja extra umgezogen, damit da eine Betreuung da ist und dass ich eben meine Selbständigkeit mal ausbauen kann. Bei mir ist mein Vater immer daheim, also wenn meine Tochter von der Schule kommt.*“ (Rosie S. Zeile: 224-226)

Unabhängig von den oben genannten Kritikpunkten bewerten die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter ihre aktuelle Wohnsituation insgesamt überwiegend positiv. Wenngleich sich diese sehr heterogen gestaltet.

Übereinstimmende Erfahrungen machten alle befragten alleinerziehenden Personen bei der Wohnungssuche. Diese gestaltete sich durchwegs problematisch. Einheitlich berichten alle befragten allein erziehenden Mütter und Väter von Erfahrungen offener oder verdeckter Ablehnung seitens Wohnungseigentümern oder Immobilienmaklern. Die heterogene Gruppe Alleinerziehender wird hier zur homogenen Masse, der mit Vorurteilen begegnet wird.

E: „*Ich hab von vornherein gesagt, also, ich bin alleinerziehend, habe zwei Kinder, darf ich überhaupt vorbeikommen. Und dann haben wirklich Etliche gesagt, nein, mö-*

*gen sie nicht. Mögen sie nicht und gut. [...] Ich habe zwei Jahre lang gesucht. Und dann war es soweit.“ (Edeltraud H. Zeile 675-683)*

Diese Ablehnung steigert sich noch, wenn SGB-II-Bezug dazu kommt.

*J: „Als Alleinerziehende, Achtzehnjährige oder Neunzehnjährige bekommst du nicht so leicht eine Wohnung, vor allem wenn es dann auch noch heißt, die ARGE bezahlt. Da ist Polen offen, sowieso, geht gar nicht.“ (Jana H. Zeile: 325-217)*

Auch finanziell gut situierte alleinerziehende Personen unterliegen diesen Diskriminierungsmechanismen und fühlen sich abgelehnt. So wird die Suche nach einer Wohnung zur persönlichen Katastrophenerfahrung.

*K: „Das war nur so, dass einfach die Wohnungsfindung allein, du ahnst es nicht, aber das war eine Katastrophe. Ich habe hier 50 Wohnung geschaut und es hieß immer „alleinerziehend mit Kind, ja, Sie sind ja eine ganz eine Nette, aber hm, nein, jetzt haben wir uns es doch anders überlegt“, also ich war immer so in der engeren Auswahl, „Sie sind und schon sympathisch, aber hm“, ja. In Willing, ich weiß noch, damals der Immobilienmakler, der hat gesagt „Sie, alleinerziehend mit Kind, so was vermitteln wir nicht.“ (Karla H. Zeile: 23-28)*

### **5.2.3 Institutionelle Unterstützungssysteme und ihre Nutzung**

Die Aufgabe öffentlicher, infrastruktureller Angebote ist es, die Lebensführung von Familien zu unterstützen und deren konstruktives Bewältigungshandeln zu befördern. Im Grundsatz zielen familienpolitische Maßnahmen darauf, eine soziale Infrastruktur zur Entlastung von Familien bereitzustellen, um so die Rahmenbedingungen zu schaffen, dass „Menschen ihr Familienleben nach eigenen Vorstellungen verwirklichen können“ (Jordan & Hensen, 2006, S. 61). Die Gestaltung des unmittelbaren Lebensumfeldes von Familien obliegt den Kommunen, den Städten, Gemeinden und Kreisen. Aufgabe öffentlicher Jugendhilfe ist es u. a. „dazu beizutragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen“ (§ 1 Abs. 3, S. 4 SGB VIII). Dieses Leistungsangebot bezieht sich auf alle Familienformen, Zwei- wie Einelternfamilien. Die inhaltliche und strukturelle Ausgestaltung der Angebote nimmt erheblichen Ein-

fluss auf die soziale Praxis von Einelternfamilien und eröffnet oder begrenzt Möglichkeitsräume ihrer alltäglichen Lebensführung.

Nachfolgend wird dargestellt, welche infrastrukturellen Angebote alleinerziehende Mütter und Väter wie nutzen, und welche vielfältigen Erfahrungen sie dabei machen. Die von der Befragungsgruppe genutzten Formen institutioneller Unterstützung beziehen sich im Wesentlichen auf folgende drei Bereiche:

### Angebote

- des Gesundheitssystems,
- der psycho-sozialen Beratung und Unterstützung und
- der Kinderbetreuung.

Die Leistungen des Gesundheitssystems nahmen in der Untersuchungsgruppe ausschließlich weibliche Alleinerziehende in Anspruch. Diese bewerteten die Angebote durchweg positiv. Zwei der befragten alleinerziehenden Mütter berichteten von sehr positiven Effekten der Teilnahme an Mutter-Kind-Kuren. Zwei weitere berichtet von ihren guten Erfahrungen mit ihrer Hebamme bzw. Familienhebamme.

B: „*Und, da hat sich natürlich so viel zusammengestaut und ja, dann habe ich gesagt, ich habe dann eine super Hebamme gehabt und sie hat immer gesagt, geh zum Doktor, mach eine Therapie, mach eine Therapie und ich habe immer gemeint ich schaffe das schon, weil mich hat früher nie etwas umgehauen.*“

I: „*Und das darf ja nicht sein.*“

B: „*Genau. Und sie hat immer auf mich eingeredet und mach es und mach es.*“ (Berta B. Zeile: 113-120)

Beide Hilfeformen erleben die allein erziehenden Mütter als Entlastung und als Bestärkung in ihrer Rolle als Mutter. Die erlebte Fürsorge tut gut, wenn man ansonsten selbst immer am Geben ist.

Auch die Inanspruchnahme von Haushaltshilfen, die von den Krankenkassen finanziert werden, stellt eine positiv bewertete Unterstützungserfahrung dar. Im Krankheitsfall der alleinerziehenden Person sichern diese die Fortführung des Haushalts und die Versorgung der Kinder.

O: „Was ich auch immer wieder nutze, sind die Haushaltshilfen von der Krankenkasse, das nutze ich sofort, wenn ich krank bin. [...] Ich hol sie gleich am selben Tag.“  
(Olivia S. Zeile: 780-785)

Etwas anders gestaltet sich die Zufriedenheit hinsichtlich psycho-sozialer Beratungs- und Unterstützungsangebote.

Acht der Befragten haben bzw. hatten in der Vergangenheit Kontakt zum Allgemeinen Sozialdienst des Kreisjugendamtes Willing und freien Trägern der Jugendhilfe. Vier davon nahmen Hilfen nach §27 SGB VIII Hilfe zur Erziehung<sup>56</sup> wahr, einmal in Form von Erziehungsbeistandschaft (§30 SGB VIII) und dreimal in Form von Sozialpädagogischer Familienhilfe (§31 SGB VIII). Ihre Erfahrungen mit diesen Formen der Unterstützung bewerten die Befragten sehr unterschiedlich. Eine alleinerziehende Mutter erlebte die Hilfe als irrelevant, sie hätte ihr hinsichtlich der Bewältigung der konkreten Lebensumstände „eigentlich nichts gebracht“. Als gescheitert kann das Hilfeangebot an eine junge alleinerziehende Mutter angesehen werden. Sie erlebte die ursprünglich gewünschte Hilfe in ihrer Ausgestaltung als Kontrolle, Gängelung und insgesamt als Abwertung ihrer Fähigkeiten als Mutter. Negative, aber auch positive Elemente in der Unterstützung sah eine weitere Person. Und nur eine alleinerziehende Mutter gab an, dass die Unterstützungsleistung eine große Hilfe für sie gewesen sei.

E: „Ja. Mir hat es schon den Rücken gestärkt, weil ich zumindest mal anerkannt wurde, auch von dem, dass ich was geleistet habe. Das wusste ich alles gar nicht.“  
(Edeltraud H. Zeile: 296-297)

Die Bewertung der Hilfeformen scheint im Wesentlichen davon abzuhängen, inwiefern die alleinerziehenden Personen das Gefühl haben, dass sie die helfende Person versteht, die mit der Lebenssituation einhergehenden Belastungen umfänglich erfasst und sie in ihrer Erziehungskompetenz wertschätzt und anerkennt. Belastet wird hingegen die Zusammenarbeit zwischen Klientin bzw. Klient und Mitarbeitern des Jugendhilfesystems durch Infragestellung erzieherischer Kompetenzen und Fürsorgeverhalten. Auch fehlendes Verständnis für die spezifischen Anforderungen dieser Lebensform behindern den Vertrauensaufbau und schlagen negativ zu Buche. Wichtige Faktoren für die Annahme und die Zufriedenheit mit Unterstützungsleistungen pädagogischer Fachkräfte der öffentlichen und freien Jugendhilfe sind folglich auf der Beziehungsebene zu finden. Auf diese nehmen verschiedene Komponenten Ein-

---

<sup>56</sup> Zur Häufigkeit der Inanspruchnahme von Erziehungsberatung haben die Befragten keine expliziten Aussagen getroffen, was aber nichts über die tatsächliche Quote der Inanspruchnahme aussagt.

fluss, die erst mit Blick auf die gesamte Komplexität der Lebenssituation von alleinerziehenden Müttern und Vätern verständlich werden: Alle Interviews zeigen, alleinerziehenden Eltern fehlt es an sozialer Anerkennung ihrer (gesellschaftlichen) Leistung. Insbesondere im oftmals stark formalisierten Kontext von Behörden wächst der Wunsch, als gute Mutter bzw. als guter Vater gesehen und anerkannt zu werden. Oft erleben alleinerziehende Elternteile sich und ihre Lebenssituation in vielen Bereichen als defizitär. Die Beziehung ist gescheitert, die finanzielle Situation ist stark eingeschränkt und Erwerbstätigkeit ist nicht oder nur bedingt möglich. Allein die Elternrolle bietet Möglichkeiten einer positiven Identitätskonstruktion. Aber problematische individuelle Lebensverläufe bedingen die Infragestellung der Fähigkeiten als Mutter oder als Vater und fördern das Gefühl sich beweisen zu müssen. Die Konfrontation mit rechtlichen Regelungen und verwaltungstechnischen Anforderungen führen zu zusätzlichen Belastungen und erhöhen die Gefahr der Überforderung. An der Logik des Systems Jugendhilfe, an den bürokratischen Anforderungen scheitern so manche individuelle Inklusionsversuche.

*J: „Ich will und ich gebe mir Mühe und ich kämpfe und die, egal was ich tue, die legen mir einen Stein hin. Und ich versuche das immer wieder zu bewältigen, aber ich habe so viel, wo ich auch selbst daran schuld bin, gebe ich zu, aber ich habe so viel, was ich bewältigen muss. Da können die mir nicht mehr in den Weg legen. Das geht nicht. Die müssen mir die Chance geben zu beweisen, dass ich will und dass ich kann. Und wenn sie mir die Chance nicht geben, brauchen sie sich nicht wundern, wenn irgendwann mal einer aufgibt.“ (Jana H. Zeile: 1422-1427)*

Neben der Beziehungsebene spielen aber auch formal inhaltliche Gesichtspunkte eine wesentliche Rolle. So wird beispielsweise die fehlende oder eingeschränkte Informationsweitergabe über Fördermöglichkeiten und -grenzen beklagt. Oder über die fehlende Unterstützung bei der Einforderung des Kindesunterhalt. Dieser könnte die oft angespannte finanzielle Situation von Einelternfamilie nachhaltig entlasten und entscheidet maßgeblich über die zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume. Indes resignieren Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der öffentlichen Verwaltung, sei es beim Jugendamt oder der Jobbörse, selbst schon in Anbetracht der häufigen (gesetzlichen) Chancenlosigkeit dieses Unternehmens.

Eine Lücke tut sich in der Förderung des Kindergartenplatzes während der Arbeitsplatzsuche auf. Zur Kostenübernahme der Kindergartengebühren bedarf es des Nachweises eines bestehenden Arbeitsverhältnisses. Liegt einer solcher nicht vor muss dieser in der Bewerbungsphase selbst bezahlt werden, da man andernfalls bei Erfolg der Bewerbung keine Kinderbetreuungsmöglichkeit vorweisen kann.

Insgesamt spiegelt die Befragung sowohl ein Informationsdefizit über behördliche Leistungen, Regelungen und Zuständigkeiten, als auch das Fehlen funktionaler Verzahnung der einzelnen institutionellen Unterstützungssysteme wider. Es mangelt an einer Koordination der Anforderungen und Bestimmungen von Jugendamt und Jobbörse, sowie von Agentur für Arbeit und Jobbörse. So muss jede einzelne alleinerziehende Mutter und jeder einzelne alleinerziehende Vater für sich das Feld der Möglichkeiten und Notwendigkeiten sondieren und strukturieren.

B: „*Es ist jetzt auch zum Beispiel mit dem Kindergarten so, das habe ich beim Jugendamt beantragt. Der Kindergarten wird mir jetzt übernommen für den Jungen. Habe ich damals am Anfang immer selber gezahlt. Das habe ich zum Beispiel gar nicht gewusst, dass das übernommen wird.*“ (Berta B. Zeile: 661-663)

Der Erfolg hängt dabei zum einen von den persönlichen Kompetenzen der Hilfesuchenden ab, zum anderen aber auch von den fachlichen und persönlichen Kompetenzen des Sachbearbeiters oder der Sachbearbeiterin und deren Überblick über das Feld der möglichen Leistungen und der behördlichen Zuständigkeiten. Jana H. erlebte ihre ‚Suche im Feld der Unterstützung‘ so:

J: „*Es kennt sich ja keiner irgendwie aus. Man wird, man ruft, zum Beispiel irgendwo an im Jugendamt und wird von da nach da hin und von da nach hierhin verwiesen. Da hab ich schon Sachen mitgemacht, wo ich mir, da habe ich gar keine Lust mehr anzu rufen. Dann lasse ich es lieber und verzichte auf das, weil, ich habe dafür keine Zeit. Da, da ist mein Kopf voll und ich muss mich einfach darum kümmern, dass es läuft. Ich habe keine Zeit für Spielchen. Wir sind hier nicht bei ‚Wünsch dir was‘.*“ (Jana H. Zeile: 1444-1449)

Diese Situation setzt erhebliche Handlungskompetenz und Ambiguitätstoleranz voraussetzt. Nicht jede allein erziehende Person verfügt hier über das notwendige Maß der Kompetenzen.

Neben der Inanspruchnahme psychosozialer Unterstützungsleistungen durch die öffentliche wie freie Jugendhilfe gaben fünf der befragten Personen an, dass sie das Hilfeangebot der Schwangerschaftsberatungsstellen im Landkreis in Anspruch genommen haben oder aktuell mit dieser in Kontakt stehen.

O: „Ja, dann die Clara Huber von der Schwangerschaftsberatungsstelle. ... Auch schon mein Engelchen seit ich mit der Anna schwanger war. Da bin ich auch sehr froh, weil wenn irgendwas ansteht, dann geh ich da hin.“ (Olivia S. Zeile: 235-237)

Die Schwangerschaftsberatungsstellen werden als fachlich kompetent und loyal empfunden. Das Angebot der Stellen wendet sich insbesondere an Frauen vor, während und nach der Schwangerschaft in finanziellen und sozialen Notsituationen.<sup>57</sup>

Darüber hinaus nutzten insgesamt vier der Befragten spezielle Angebote für Alleinerziehende. Drei alleinerziehende Mütter und ein alleinerziehender Vater besuchten zu unterschiedlichen Zeitpunkten verschiedene Gruppen für Alleinerziehende, wenngleich nur eine von ihnen dieses Angebot dauerhaft nutzte. Zwei von ihnen verließen die Gruppen nach zwei bis drei Treffen wieder, da sie sich entweder nicht zugehörig fühlten oder aufgrund vermehrter Erwerbstätigkeit zeitlich verhindert waren. Hingegen hätte der alleinerziehende Vater das Angebot gerne noch länger für sich genutzt, stieß aber bei den sonst durchweg weiblichen Gruppenmitgliedern auf Ressentiments und Ablehnung.

P: „Ich habe mir auch gewünscht, dass diese alleinerziehenden Gruppe hier in Amling, dass das mal vom Grundsatz her anders definiert würde und dass sich dann auch alleinerziehende Väter trauen würden dahin zu gehen. [...] Vor ein paar Jahren war da einmal etwas. Die haben sich da getroffen [...] war sogar in Verbindung mit einem katholischen Projekt [...]. Die waren absolut überhaupt nicht amused, dass da jetzt ein alleinerziehender Vater daher kommt, weil, sie damit nicht umgehen können, weil, sie dafür nicht stark genug sind. [...] ja, Feindbild, logisch, auch. Und dann natürlich die, die Präsenz... Viele sind noch so in ihrem, in ihrem Trennungsvorgang, dass sie mit einem ähnlich gelagerten Fall bei einem Mann absolut nicht umgehen können. Wollen sich dann auch nicht so aufmachen, dass sie, jetzt konkret mir gegenüber, als Leidensgenosse oder so.“ (Prekaritätssekretär Zeile: 398-400 und Zeile: 410-417)

Eine alleinerziehende Person blieb über mehrere Jahre in einer solchen Gruppe treu und bewertet dieses Angebot durchweg positiv. Für sie standen der Kontakt zu anderen alleinerziehenden Müttern<sup>58</sup>, der Austausch und die gegenseitige Unterstützung im Vordergrund. Aktuell findet weder in Simdorf, noch in Birkstätt oder Amling eine solche Gruppe statt. Überregi-

<sup>57</sup> Vgl. Flyer Sozialdienst katholischer Frauen Rosenheim – Beratungsstelle für Schwangerschafts- und Familienfragen

<sup>58</sup> Diese Gruppe wurde ihren Angaben nach nur von Frauen besucht.

onale Angebote der Kirchen oder im Rahmen von Selbsthilfeorganisationen wie z. B. des Verbandes für allein erziehende Mütter und Väter werden von den Befragten nicht genutzt.

Abschließend soll nun ein Blick auf die Angebotspalette institutioneller Kindertageseinrichtungen geworfen werden. Entsprechend des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend soll kommunale Familienpolitik gezielte Unterstützungsangebote offerieren, die eine effektive Verknüpfung von Familie und Beruf ermöglichen (Bundesministerium für Familie, 2006).

Zum Zeitpunkt der Erhebung leben vier Kinder unter drei Jahren in den untersuchten Einelternfamilien. Drei davon werden institutionell betreut. Marie geht in die Kinderkrippe damit ihre Mutter Stefanie eine Ausbildung zur Altenpflegerin machen kann, Patricia besucht eine Tagespflegestelle während ihr größerer Bruder in den Kindergarten geht, damit ihre Mutter stundenweise arbeiten gehen kann und Lissi wird häufig vormittags in der „Spielstube“ betreut, einer vorwiegend ehrenamtlich organisierten Einrichtung von Müttern für Mütter.

Neben Kinderkrippen soll der Bedarf an Betreuungsplätzen für unter dreijährige Kinder zunehmend durch Kindertagespflegestellen gedeckt werden<sup>59</sup>. Die Kosten für dieses Betreuungsangebot sind im Landkreis Willing für die Eltern hoch. Damit können geringverdienende alleinerziehende Personen oder Empfänger ergänzender Leistungen nach dem SGB-II dieses Angebot kaum für eine Erwerbstätigkeit nutzen.

B: „Ich würde mir wünschen, dass da mehr Kosten übernommen werden würden vom Jugendamt oder so. Mit der Förderung da zahle ich in der Stunde auch noch 2,36 Euro und wenn man das dann hochrechnet, also, kommt dann gleich was zusammen. Wenn ich das mit dem Kindergarten vergleiche [...]. Es heißt immer familienfördernd, familienfördernd, für Geringverdiener, für Alleinerziehende und und und. Wird ja immer gesagt, aber ja, wo bleibt es?“ (Berta B. Zeile: 1078-1086)

Zwar übernimmt die öffentliche Hand auch einen Teil der Kosten für die Kindertagespflege, doch im Schnitt müssen die Eltern trotzdem etwa 50% der Kosten selbst bezahlen. Dies ist für Angestellte im Niedriglohnsektor kaum zu leisten und stellt eine intendierte Erwerbstätigkeit in Frage.

---

<sup>59</sup> Seit der empirischen Erhebung im Jahre 2009 ist der Ausbau von Betreuungseinrichtungen für Kinder unter drei Jahren im Landkreis massiv vorangetrieben worden. Gleichwohl besteht weiterhin im Einzelfall noch kein umfänglich bedarfsdeckendes Angebot, was nicht zuletzt strukturellen Anforderungen geschuldet ist.

Ein in den letzten Jahrzehnten immer häufig werdendes Angebot stellen die sogenannten ‚Mutter-Kind-Gruppen‘ dar, die mittlerweile flächendeckend zur Verfügung stehen. Alle untersuchten Gemeinden halten entsprechende Angebote vor. Jedoch nimmt keine der befragten alleinerziehenden Personen dieses in Anspruch. Analog dazu gestaltet sich die Inanspruchnahme der auf Gemeindeebene angebotenen Spielgruppen. Kein Kind aus der Befragungsgruppe besucht ein derartiges Angebot. Nach Angaben einer langjährigen Leiterin kirchlicher Spielgruppen hat der Anteil an Kindern in den Spielgruppen, die in Einelternfamilien aufgewachsen, in den letzten 15 Jahren stetig abgenommen. Aktuell wird in den vier Gruppen ihrer Gemeinde nur ein Kind aus einer Einelternfamilie betreut. Den Grund dafür sieht sie in der zu kurzen Betreuungszeit (8.30 – 11.30 Uhr), die keine Aufnahme einer Erwerbstätigkeit ermöglicht.

Anders sieht die Nutzungsquote von Kindertageseinrichtungen bei Kindern über drei Jahren aus. Alle Kinder der untersuchten Einelternfamilien besuchen, bzw. besuchten in dieser Lebensphase, den ortsansässigen Kindergarten. Diese 100%ige Inanspruchnahme nimmt bei Schulkindern wieder ab. Zum Befragungszeitpunkt lebten 18 Kinder über sechs Jahren in den untersuchten Familien, zehn von ihnen besuchten im Verlauf ihrer Schulzeit einen Hort oder eine Mittags- bzw. Hausaufgabenbetreuung.

Bei der Nutzung des Betreuungsangebotes steht, anders als es die familienpolitische Intention vorsieht, für alleinerziehende Mütter und Väter die pädagogische Qualität des Angebots an erster Stelle.

B. „*Ich weiß, sie ist gut aufgehoben dort und ihr gefällt es und ich merke es. Dann passt das. Dann kann ich gut damit umgehen. Dann haut es auch mit dem Arbeiten hin.*“ (Berta B. Zeile: 390-392)

Die faktische oder vermutete pädagogische Kompetenz der Einrichtung entscheidet letztendlich über deren Nutzung und damit auch über die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit. Nur wenn sich alleinerziehende Eltern sicher sind, dass ihre Kinder „gut aufgehoben“ sind, stehen sie dem Arbeitsmarkt zur Verfügung. Die ambivalente Situation einerseits eine existenzsichernde Erwerbstätigkeit anzustreben und andererseits für die Kinder da sein zu wollen, soll nicht zu Lasten der Kinder entschieden werden. Dieser intrapsychische Konflikt wird durch die unterschiedlichen, sich teils widersprechenden Anforderungslogiken institutioneller als auch informeller Unterstützungssysteme zusätzlich verstärkt und erweitert sich zu einem interpersonalen Konfliktfeld. „Dieses Konfliktfeld wird durch sich widersprechende Erwartungshaltun-

gen von Mitarbeitern der Sozialämter bzw. der neuen Arbeitsgemeinschaften, vom sozialen Umfeld und vom Personal anderer Institutionen wie Kindergarten und Schulen aufgespannt“ (Bundesministerium für Familie, 2005, S. 24).

Neben hohen Erwartungen an die pädagogische Qualität der Arbeit in den Einrichtungen und einer gezielten Förderung ihrer Kinder legen die allein erziehenden Mütter und Väter im Einzelnen besonderen Wert auf:

- Öffnungszeiten, die sich mit ihrer Erwerbstätigkeit gut vereinbaren lassen,
- Kontinuität der Betreuungssituation, d. h. möglichst wenig Wechsel der betreuenden Personen und Einrichtungen,
- absolute Verlässlichkeit der Betreuung im vereinbarten Zeitrahmen,
- warmes Mittagessen,
- gute Erreichbarkeit bzw. zentrale Lage der Einrichtung,
- telefonische Erreichbarkeit der Einrichtung bei Notfällen,
- Leistungserbringung entsprechend der Vereinbarungen – beispielsweise sicherstellen, dass die Hausaufgaben im Hort vollständig gemacht werden.

Im Idealfall fördern Kindertageseinrichtungen die Entwicklung der Kinder, erweitern die kindliche Erfahrungswelt, ermöglichen die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit und entlasten die Eltern.

Probleme bereiten den allein erziehenden Müttern und Vätern vor allem die Öffnungszeiten und die Kosten:

- Die Buchungszeiten legen den Nutzungsumfang auch für die Ferien fest. Dies ist insbesondere bei den Horten schwierig, da die Kinder dann statt halbtags den ganzen Tag Betreuung benötigen. Hier sind die Eltern entweder vom Entgegenkommen der Einrichtung abhängig, organisieren zusätzliche informelle Betreuung oder gehen weniger (oder gar nicht) arbeiten.
- Die Kostenübernahme des Jugendamtes entspricht den Zeiten der Erwerbstätigkeit der Eltern. Fahrtzeiten bleiben unberücksichtigt. Dies erschwert die Vereinbarkeit von

Familie und Beruf vor allem im ländlichen Raum, wo längere Fahrtwege keine Seltenheit sind.

- Die Öffnungszeiten der Kindertageseinrichtungen entsprechen nicht (immer) den geforderten Arbeitszeiten. In besonders ländlichen Regionen des Landkreises lassen sich noch Einrichtungen antreffen, die nur vormittags geöffnet sind und weiterhin vom Fortbestand des Modells der Versorgerehe – der Mann geht arbeiten, die Frau ist zu Hause und kümmert sich um Kinder und Haushalt – ausgehen.
- Gerade im Dienstleistungssektor entsprechen die Arbeitszeiten nicht dem Nine-to-Five-Modell. Lange Ladenöffnungszeiten, Schicht- und Wochenenddienste werden durch Einrichtungen der Kindertagesbetreuung nicht abgedeckt. Zusätzliche informelle Betreuungsformen sind unumgänglich.
- Bedarfsabfragen bzgl. Öffnungszeiten formieren Angebote, die am Bedarf der Mehrheit orientiert sind. Der Bedarf von Einelternfamilien, insbesondere ohne informelle Unterstützungssysteme vor Ort, entspricht nicht dem Bedarf der Mehrheit und bleibt damit unberücksichtigt.
- In zwei Gemeinden sind die Kindertageseinrichtungen sehr dezentral gelegen. Dies stellt ein strukturelles Ausschlusskriterium für Eltern ohne eigenen Pkw dar. Einelternfamilien sind hiervon stark betroffen.
- Für Kinder ab 12 Jahren fehlt es an adäquaten Betreuungsangeboten an den Nachmittagen. Hier beginnen sich zwar langsam Lösungen durch offene oder gebundene Ganztagsklassen an den Real-, Mittel- und Hauptschulen abzuzeichnen. Diese Entwicklung ist derzeit aber keineswegs flächendeckend. Auch die Einrichtungen der Jugendarbeit können den Betreuungsbedarf von älteren Kindern und Jugendlichen zeitlich nicht vollständig abdecken. Daneben lassen sich in diesen Einrichtungen häufig gruppendifferenzielle Ausschlussprozesse beobachten, die auf die Inanspruchnahme maßgeblich Einfluss nehmen.

Mit Blick auf die Betreuungslandschaft in seiner Kommune zieht ein alleinerziehender Vater insgesamt ein eher pessimistisches Fazit:

P: „*Das ist keine ganzheitliche Arbeit, die hier stattfindet. Sondern das ist Stückwerk und aneinander gefügt ergibt es einen schattigen, kann man so sagen, an sich bunten, aber letztendlich doch schattigen Fleckteppich.*“ (Prekaritätssekretär Zeile: 923-925)

Die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung stellt in den Ferienzeiten eine besondere Herausforderung dar, insbesondere dann, wenn der getrennt lebende Elternteil keine Betreuungsleistung erbringt. Die gesetzliche Urlaubszeit deckt maximal die Hälfte der Schulferienzeiten ab. Die regionalen Ferienprogramme der Kommunen und das überregionale Ferienprogramm der Jugendarbeit im Landkreise bieten hier Möglichkeiten. Sieben der insgesamt elf Einelternfamilien mit Kindern im Schulalter nutzen die Angebote der Ferienprogramme der Gemeinden. Angaben zur Nutzung des überregionalen Ferienprogramms wurden nicht gemacht. Eine alleinerziehende Mutter berichtet von der Teilnahme an staatlich geförderten Familienfahrten. Insgesamt werden die Ferienprogramme als gut bewertet. Die Kinder nehmen gerne daran teil und das Angebot ist vielfältig. Nach Angaben von drei alleinerziehenden Eltern, deren Kinder die Programme nutzen, wiederholt sich die Angebotspalette leider beinahe jedes Jahr, so dass für Kinder, die mehrere Jahre ihre Ferien durch die Nutzung des Ferienprogramms abwechslungsreicher gestalten (wollen), schnell ein gewisser Ermüdungseffekt eintritt. Bis auf eine alleinerziehende Person finden alle die Kosten der Angebote erschwinglich. Von Gemeinde zu Gemeinde variieren die Kosten, der Betreuungsumfang und die inhaltliche Ausgestaltung der Ferienprogramme. Angeboten werden Aktivitäten von zwei bis drei Stunden bis hin zu Veranstaltungen, die ein bis zwei Tage dauern. Durch die zeitliche Varianz der Angebote stellen die Ferienprogramme keine tatsächliche Alternative zu institutionellen Formen der Kindertagesbetreuung mit verlässlichen Öffnungszeiten dar.

K: „*... einmal ist er den ganzen Tag beschäftigt und dann kommt er bereits nach zwei Stunden wieder heim. Was soll das? Ich meine, meine Arbeitszeit beträgt auch in den Schulferien acht Stunden täglich. Wie soll ich das schaffen?*“ (Karla H. Zeile: 1132-1134)

Die Diskussion der Frage, was machen alleinerziehende, berufstätige Eltern mit ihren Kindern in den Ferien, leitet die Aufmerksamkeit auf ‚Schule‘ im Allgemeinen und der Frage, wie deren Systemrationalität mit den Alltagsanforderungen berufstätiger, alleinerziehender Eltern konform geht. Hier äußern sich die befragten Alleinerziehenden mit schulpflichtigen Kindern äußerst kritisch.

Im Mittelpunkt der Kritik an der Institution Schule stehen die langen Ferienzeiten und der hohe Unterrichtsausfall ohne Ersatz durch andere Betreuungs- oder Unterrichtsformen. Entfällt der Unterricht, werden die Kinder allzu oft einfach nach Hause geschickt. Schulische Strukturen orientieren sich implizit am Familienbild des Alleinverdieners und gehen damit nicht nur an der Realität von Einelternfamilien sondern im zunehmenden Maße auch an der von Zweielternfamilien vorbei.

U: „*Schlimm ist es, wenn geplanter, feststehender Nachmittagsunterricht dann am Vormittag abgesagt wird und der ganze Nachmittag aber schon fest geplant ist und dann wird erwartet, Mama, jetzt mach. Dadurch, dass ich freiberuflich bin, lege ich mir die Termine auch so. Das ist manchmal ein Spagat den Kunden zufrieden zu stellen, dem Kind gerecht zu werden, ich muss das Geld verdienen, soll das Kind gescheit erziehen, ich muss schauen, dass mir die Kunden nicht weglaufen und das ist dann... ugh, also, so Tage, die sind echt .. wenig lustig.*“ (Ulrike H. Zeile: 349-355)

Die Aussage von Ulrike H. verdeutlicht, dass sich das Schulsystem weniger als Betreuungseinrichtung denn als Bildungsanstalt versteht und dementsprechend zwar den Bildungs-, nicht aber den Betreuungsbedarf von Kindern berufstätiger Eltern berücksichtigt.

Was dieses Beispiel zugleich anschaulich verdeutlicht, ist die Tatsache, dass die Lebenssituation von Einelternfamilien in hohem Maße von der Systemlogik anderer gesellschaftlicher Teilsysteme beeinflusst wird. Einelternfamilien sind interaktiv - also im Rahmen ihres alltäglichen praktischen Tuns - in verschiedene institutionelle Handlungsfelder und soziale Unterstützungsmodelle eingebunden. Das bedeutet zweierlei. Zum einen nehmen Struktur und personale Formen der Ausgestaltung der Unterstützungsangebote maßgebenden Einfluss auf den Handlungsspielraum und die Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien. Zum anderen bleibt der Umstand, dass Einelternfamilien spezifische lebenspraktische Anforderungen erfüllen müssen auf Dauer nicht verborgen und führt im günstigsten Fall dazu, dass deren Bedarfslagen in der Angebotspalette wohlfahrtsstaatlicher Arrangements zunehmend berücksichtigt werden (müssen).

#### 5.2.4 Strukturelle Möglichkeiten sozialer Teilhabe

Als gesellschaftliches Teilsystem stehen (Eineltern-)Familien aber nicht nur im interdependenten Verhältnis zu anderen gesellschaftlichen Funktionssystemen, sondern sind Teil eines

gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs. Im Zuge dessen wird ihnen das soziale Recht zu erkannt an dessen Errungenschaften zu partizipieren. Gesellschaftliche Teilhabe lässt sich qua Definition nicht einzig und allein auf Arbeitsmarktanbindung und ökonomische Sicherung reduzieren, sondern umfasst auch soziale, kulturelle und politische Gesichtspunkte. Nachfolgend soll der Frage nachgegangen werden, ob und inwieweit die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter am sozialen Leben teilhaben und zu welchen Teilhabemustern die strukturellen Gegebenheiten ihrer Lebenswirklichkeiten führen, bzw. eine solche ver- bzw. behindern.

Freizeit und deren performative Ausgestaltung stellt in unserer Gesellschaft neben der Erwerbstätigkeit einen wichtigen Faktor sozialer Inklusion dar und bietet vielfältige Möglichkeiten gelebter sozialer Teilhabe. Theater-, Kino- und Museumsbesuche oder ein netter Abend mit Freunden im Restaurant sind günstige Gelegenheiten soziale Kontakte zu pflegen und am kulturellen Leben teilzunehmen. Doch bereits an dieser Stelle zeigt sich, dass soziale und kulturelle Teilhabe oftmals an die Verfügbarkeit materieller Ressourcen gebunden sind. Es offenbart sich die Interdependenz der unterschiedlichen Teilhabebereiche. Denn in finanziell prekären Lebenslagen reiht sich ein Mangel an den anderen: Keine Arbeit bzw. keine existenzsichernde Arbeit begrenzt die finanzielle Situation und macht nur begrenzten Wohnraum erschwinglich, was zu begrenzten Bewegungsfreiraumen für die Kinder und Privatsphären für die Erwachsenen führt. Die finanzielle Ausstattung einer Person oder Familie bestimmt aber auch maßgeblich über deren Muster der Freizeitgestaltung: Kein Geld haben bedeutet nicht nur auf prestigeträchtige Hobbys verzichten zu müssen, sondern von allem ausgeschlossen zu sein, das Geld kostet: Kino- oder Cafébesuche, der Eintritt in Freizeit- oder Tierparks und vieles andere mehr.

*J: „[Schwimmbad], acht Euro für zwei Stunden, super! Die Kleine zahlt ja nichts, aber ich zahle zehn Euro für zwei Stunden, wenn man es hochrechnet ist das viel Geld. Ist für einen Tag, für zwei Stunden. Da zahl ich ja 20 Euro, wenn ich vier Stunden drinnen bin. Ja hallo!? Wenn es wenigstens für [Ortsansässige] eine Ermäßigung geben würde [...]. Aber gibt es auch nicht. Kostet alles ein Schweinegeld, wo soll ich das hernehmen? Geht nicht, funktioniert nicht.“ (Jana H. Zeile: 1200-1205)*

Damit öffentliche Freizeiteinrichtungen für alle Bevölkerungsgruppen von Nutzen wären, bedürfte es kostengünstiger Zugänge. Ein solches Angebot ist nicht immer gegeben. Um nicht ungewollt zu Exklusion und sozialen Ausgrenzungsprozessen beizutragen, bedarf es er-

schwinglicher kommunaler Freizeitangebote für die am Ort lebenden Familien. So zeugen beispielsweise die niedrigen Eintrittspreise eines Naturschwimmbades in einer Untersuchungsgemeinde davon, welch sozial-integratives Potential solchen Einrichtungen zukommen kann. Bis auf eine Einelternfamilie nutzen alle befragten Alleinerziehenden dieser Gemeinde mit ihren Kindern dieses Freizeitangebot. In diesem Bad trifft sich Jung und Alt, Arm und Reich zum gemeinsamen Baden, Grillen und Erholen. Mit seiner hohen Inklusionswirkung nimmt dieses Bad aber leider eine Sonderstellung in der touristisch ausgebauten Region ein.

Für Einelternfamilien in finanziell prekären Lagen ist eine konsumgebundene Freizeitgestaltung nicht oder nur im begrenzten Umfang möglich. Dementsprechend greifen sie häufig auf nicht-kommerzielle Möglichkeiten der Freizeitgestaltung zurück. Betreffende Alleinerziehende erzählen vom Baden im See oder von Waldspaziergängen die sie mit ihren Kindern in der Freizeit unternehmen. Zu allem anderen wären mehr Geld und oftmals ein eigenes Auto von Nöten. Schwierig wird es mit zunehmendem Alter der Kinder. Ältere Kinder und Jugendliche lassen sich für diese Formen der Freizeitgestaltung nur noch begrenzt begeistern. Ihr Vergleichsmaßstab bezieht sich auf die Wochenendgestaltung und Urlaubsreisen der Freunde und Klassenkameraden. Mangels Alternativen verbleiben sie am Ort und halten sich mit ihresgleichen an den allgemeinen Treff- und Freizeitplätzen auf. Doch auch hier ist die Teilhabe am sozialen Geschehen nicht automatisch gegeben, sondern nicht selten an spezifische Gruppenzugehörigkeiten gebunden. Ob beispielsweise kulturelle Angebote oder freizeitpädagogische Einrichtungen am Ort genutzt werden, ist letztlich auch eine Frage sozialer Zugehörigkeit und individueller Verortung.

S: „Ja gut, wir haben dann noch den Jugendtreff da in Birkstätt.“

I: „Nützt sie [12jährige Tochter] den?“

S: „Sie war zwei Mal dort, da waren dann Große, die müssen sie recht angemacht haben und jetzt geht sie nicht mehr hin. Sie hat Angst. Auch ungut. [...] Da dürfen die Kinder ab elf rein. Hat sie natürlich gewartet, bis sie elf wird und möchte dann hin und dann natürlich Sechzehn-, Siebzehnjährige...“

I: „... die haben mit den Elfjährigen gar nichts mehr am Hut.“

S: „Nein. Und das lassen die Großen den Kleinen so spüren, dass sie da nicht mehr willkommen sind. Und ich kann nicht sagen, >>du musst da hin<<. Ich kann ja nicht mitgehen.“ (Sieglinde W. Zeile: 880-895)

In allen Interviews zeigt sich die Tendenz, Teilhabemuster entlang bisheriger Lebensstilpräferenzen möglichst konstant zu erhalten. Bei gleichbleibender finanzieller Situation vor und nach der Trennung bleibt die inhaltliche Ausgestaltung in der Regel ebenfalls dieselbe, und stößt wenn, an zeitliche und Kräftegrenzen oder ist aufgrund veränderter Sozialkontakte nicht mehr in der gewohnten Form möglich. War die finanzielle Situation vor dem Übergang in die Einelternfamilie bereits eingeschränkt und besteht diese fort, sucht man nach kostengünstigen Varianten den eigenen als auch den Interessen der Kinder gerecht zu werden. Der Besuch bei McDonalds stellt einen derartigen Lösungsversuch dar, das Erholungsbedürfnis der Eltern mit dem Bewegungsdrang der Kinder zu vereinbaren. Die Kinder sind auf dem Spielplatz beschäftigt und die Erwachsenen haben eine kurze Verschnaufpause für sich, und dennoch die Kinder im Auge.

N: „*Dann fahr ich irgendwo hin, zum Beispiel zu McDonalds nach Instadt oder Ameling oder so, wo sie ein bisschen rumtoben können und ich in Ruhe meinen Kaffee trinken kann, als wenn ich daheim meinen Stress habe. Dann sind die natürlich kaputt und fallen danach tot ins Bett.*“ (Nadja R. Zeile: 1281-1287)

Schmerzvoll ist hingegen die Erfahrung eingeschränkter Freizeitmöglichkeiten, wenn der Übergang in die Einelternfamilie mit einem finanziellen Abstieg verbunden ist. Einstmals ‚Gewohntes‘ und ‚Normales‘ wird so auf einmal zum schwer erschwinglichen Luxus. Normative Handlungsmuster über die sich bislang soziale Teilhabe und gesellschaftliche Einbindung manifestierten, werden brüchig.

B: „*Es ist einfach im nächsten Jahr wird der Schwimmkurs im Kindergarten wieder angeboten, zum Beispiel. Gut, kostet auch wieder. Möchten wir aber trotzdem hingehen, weil, er soll ja nicht ganz ausgeschlossen werden. Ich kann ja nicht immer sagen, du darfst das nicht machen, das nicht, das nicht, das nicht. Und ich sage dann auch nicht, wir können das nicht machen, weil wir kein Geld haben, oder so.*“ (Berta B. Zeile: 1258-1262)

Daneben eröffnen kulturelle Bildungs- und Freizeitangebote Bereiche außerhalb des bis dato gewohnten Lebensstils. Dieser Gedanke ist richtungsweisend für Angebote wie Musik- oder Bläserklassen, die zunehmend in den regionalen Schulen eingerichtet werden. Bei meiner Befragung zeigte sich ein breites Interesse an solchen Angeboten. Für eine allgemein zugängliche Teilnahme an diesem Angebot ist es jedoch notwendig den Kindern ökonomisch schlechter gestellten Familien die Nutzung durch (Teil)Übernahme der Kosten zu ermöglichen.

chen, bzw. dann, wenn eine Möglichkeit der Bezuschussung besteht, darüber auch ausdrücklich zu informieren.

N: „*An der Grundschule gibt es eine Bläserklasse, muss man auch zahlen. Die kostet was und ich finde, das ist für Familien, die, wie ich jetzt, nicht wirklich in Geld schwimmen, nicht finanzierbar. [...] Also, normalerweise ist das ja so, wenn es Zuschüsse gäbe, wird es einem in der Schule gesagt. [...] In der Richtung habe ich keine Informationen bekommen und dann müssen sich das die Familien nehmen, die sich das leisten können. Also, klingt jetzt hart, aber ...*“ (Nadja R. Zeile:1406-1408; 1425-1426; 1426-1428)

Auffallend ist, dass nur sechs der insgesamt 29 minderjährigen Kinder der befragten Einelternfamilien in einem Verein aktiv sind, von den alleinerziehenden Eltern selbst kein Einziger. Eine alleinerziehende Mutter plant den Beitritt und zwei weitere Mütter gehen mit ihren Kindern ins ‚Mutter-Kind-Turnen‘ des örtlichen Sportvereins. Dieses Ergebnis erstaunt umso mehr, macht man sich die Tatsache bewusst, dass regionale Sportvereine nicht nur die Möglichkeit für Spiel und Bewegung für Kinder bieten, sondern darüber hinaus, besonders im ländlichen Raum, ein wichtiger Bereich sozialer Teilhabe sind und wesentliche Integrationsbezüge zum Gemeinschaftsleben eines Ortes herstellen.

P: „... ja, genau. Neue Sportschuhe, die dann alle halbe Jahre auszuwechseln sind oder sogar manchmal vierteljährlich. Und dann Gewand und am Wochenende dahin, dahin, dahin. Da hat man auch immer eine gesellschaftliche Verpflichtung und so. [...] Das muss man sich erst mal leisten können.“ (Prekaritätssekretär Zeile: 609-613)

Mangelnde finanzielle Ausstattung führt zu geringerer sozialer Einbindung und Freizeitaktivität der Kinder. Zusätzliche Brisanz erhält dieser Umstand, weil sich ein enger Zusammenhang zwischen geringer Freizeitaktivität und kindlichen Verhaltensauffälligkeiten zeigen lässt. So konnte beispielsweise Fegert et al. in ihrer Reanalyse der Daten von Döpfner et al. (1998) zu psychischen Auffälligkeiten und psychosozialen Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen einen deutlichen Zusammenhang zwischen sportlichen Aktivitäten, sozialer Einbindung und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern feststellen (Fegert, 2003).

Dieser Zusammenhang zeigt sich bei der Gruppe von Kindern, die in Einelternfamilien aufwachsen besonders deutlich:

| Aktivitäten   | Einelternfamilien | Zweielternfamilien |
|---------------|-------------------|--------------------|
| Kein Sport    | 15,2 %            | 7,1%               |
| Kein Hobby    | 13,3%             | 5,2%               |
| Kein Verein   | 15,6%             | 6,4%               |
| Keine Freunde | 30,6%             | 19,7%              |

**Tabelle 5: Fehlende Aktivitäten und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern aus Ein- und Zweielternfamilien (Fegert, 2003, S. 23)**

Die Ursachen für die fehlenden Freizeitaktivitäten von Kindern SGB II beziehender Eltern liegen für Jana H. klar auf der Hand:

J: „Sie [Einelternfamilien] können sich das nicht leisten einmal in der Woche ins [Schwimmbad] zu gehen, obwohl es für die Kinder ziemlich wichtig wäre. Im Fernsehen wird, zum Beispiel, immer gebracht, ja und Hartz IV Kinder kosten den Staat so viel Geld, weil sie dick sind, weil sie nicht die Sprache nicht richtig beherrschen, weil sie nicht gefördert werden. Wie soll man Kinder fördern, wenn alles ein Schweinegeld kostet und die Alleinerziehenden das Geld nicht haben. [...]. Es ist aber so. Es ist wirklich und da muss die Gemeinde einfach sagen, okay, dann übernehmen wir die Hälfte vom Eintritt, zum Beispiel. Das wäre ein Anfang. Dann sind, dann sind die Kinder ausgeglichen, sie werden nicht so fett, weil sie was tun und ja. Das ist einfach so. Die können nicht nur die Schuld immer bei den Eltern suchen, die Hartz IV bekommen.“ (Jana H. Zeile: 1332-1372)

Neben sozialen und kulturellen Aspekten umfasst die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben auch Möglichkeiten der politischen bzw. gesellschaftlichen Einflussnahme. Auch in diesen Gebieten sind die befragten alleinerziehenden Väter und Mütter wenig präsent. Keine der befragten 17 alleinerziehenden Personen hat zum Befragungszeitpunkt ein politisches Mandat inne oder ist beispielsweise verbandspolitisch engagiert. Für den Bereich des bürgerschaftlichen Engagements zeichnet sich ein ähnliches Bild ab. Nur zwei Personen sind ehrenamtlich tätig. Eine Mutter trainiert die Fußballmannschaft ihres Sohnes, eine andere engagiert sich als

Elternbeirätin im örtlichen Kindergarten. An den positiven Effekten sozialer Ehrenamtsarbeit wie Stärkung des Selbstwertes, soziale Anerkennung und dergleichen partizipieren die befragten alleinerziehende Mütter und Väter folglich nur sehr begrenzt.

Soziale Teilhabe kann sich aber auch auf religiöse Bereiche des gesellschaftlichen Lebens beziehen. Fünf der Befragten geben an, engere oder weitere Kontakte zu religiösen Glaubensgemeinschaften zu haben, die sie in der Phase des Übergangs für sich (wieder-)entdeckt haben. Eine Person besucht sonntags regelmäßig den Gottesdienst und nimmt am Leben in der Kirche teil. Vier weitere berichten von losen Kontakten zu Kirchengemeinden. Dabei beziehen sich die Kontakte in zwei Fällen auf so genannte Freikirchen und bei drei weiteren Befragten auf eine evangelische Kirchengemeinde der untersuchten Gemeinden.

Ehrenamtliches Engagement, Elternabende, Vorträge, kulturelle Veranstaltungen, Sport- und Freizeitangebote von Vereinen, Treffen mit Freunden – all das wäre auch für alleinerziehende Mütter und Väter von Belang. Doch soziale Teilhabe setzt, neben den aufgezeigten monetären Mitteln, ein weiteres kostbares Gut im Leben von Alleinerziehenden voraus: Zeit. Und damit ist freie Zeit gemeint, eine Zeit also frei von familialen Verpflichtungen und existenziell notwendiger Arbeit. Aber genau daran mangelt es in Konsequenz einer gelungenen Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kindererziehung.

Eine Lösung dieses Dilemmas läge darin, die Kinder zusätzlich zeitweise betreuen zu lassen. Nur so könnten die dafür notwendigen zeitlichen Freiräume geschaffen werden. Voraussetzung hierfür wäre jedoch, dass Großeltern willens und in der Lage sind die Kinder zu den entsprechenden Zeiten zu betreuen, Kindertageseinrichtungen zu den Bedarfszeiten am Abend oder Wochenende geöffnet haben und finanziertbar oder geeignete Personen als Babysitter vorhanden sind und deren Lohn im Rahmen des Leist baren liegt. Diese Bedingungen sind aber vielfach nicht gegeben. Einrichtungen der Kindertagesbetreuung fühlen sich ausschließlich für die *werk-tägliche* Betreuung der Kinder verantwortlich. Zusätzliche Betreuungszeiten am Abend oder am Wochenende sind bislang nicht vorgesehen. Für Babysitter fehlt häufig das Geld oder es mangelt an adäquaten und bekannten Betreuungspersonen

O: „*Und den Babysitter bezahlen für zwei Kinder, wenn ich nicht arbeiten gehe. Das ist schwierig.*“ (Olaf K. Zeile: 80-81)

O: „*Seit Monaten sag ich, ich suche mir jetzt einen Babysitter. [...] Ich hätte aber gerne jemanden, der die Kinder halt schon über einen längeren Zeitraum kennt. Und da*

*jemanden dafür zahlen, damit der meine Kinder kennen lernt, damit ich irgendwann einmal weggehen kann ...“ (Olivia S. Zeile: 315-325)*

Keine der befragten alleinerziehenden Personen nimmt zum Untersuchungszeitpunkt die Dienste von Babysittern in Anspruch. Bleibt als einziger Ausweg der Rückgriff auf Großeltern oder andere Personen des sozialen Netzwerks, soweit diese in greifbarer Nähe leben und entsprechend verfügbar sind.

Damit führt Zeitarmut, neben ökonomischer Armut, zur Kumulation von Benachteiligung im Bereich sozialer Teilhabe. Wesentliche Faktoren sozialen Ausschlusses bei Einelternfamilien sind folglich Geld *und* Zeit.

Hier offenbart sich eine Interdependenz, die aller Wahrscheinlichkeit nach in dieser Form sozialpolitisch noch nicht erkannt worden ist. Gleichwohl aber durch bestehende Förderstrukturen forciert wird. Derzeit zielen nämlich die gesellschaftspolitischen Bestrebungen der Bundesregierung verstärkt auf die Arbeitsmarktintegration Alleinerziehender. Neben der sozialstaatlichen Motivierung von Arbeitgebern alleinerziehende Personen einzustellen, richten sich deren Bemühungen verstärkt auf die Bereitstellung von Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung für Alleinerziehende. Berufliche Beschäftigung wird nicht nur als Schlüssel zur Integration in den Arbeitsmarkt, sondern als Indikator für soziale Integration und Teilhabe insgesamt gesehen. Hier zeichnet sich ein verkürztes Verständnis sozialer Teilhabe ab, welches in der Vermeidung ökonomischer Randständigkeit zugleich die Befähigung zur sozialen Teilhabe verankert sieht. Unberücksichtigt bleibt dabei, dass eine Erhöhung der wöchentlichen Arbeitszeit zum einen mit einer Verknappung freier zeitlicher Ressourcen einhergeht. Und zum anderen an den Kräften der Alleinerziehenden zehrt. So verbleibt häufig weder Zeit noch Kraft um die nunmehr finanzierten sozialen und kulturellen Teilhabemöglichkeiten in Anspruch zu nehmen.

Soziale Praxis und die Teilhabemöglichkeiten an dieser sind jedoch nicht nur durch strukturelle Gegebenheiten vor-definiert. Auch sozio-kulturelle Haltungen und Einstellungen rahmen diese Praxis und stellen den konjunktiven Erfahrungsraum spezifischer Wertorientierungen dar, aus denen sich (mitunter) auch die handlungsleitenden Orientierungen der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter speisen.

## 5.3 Konjunktive Erfahrungen alleinerziehender Mütter und Väter auf dem Land

Im Mittelpunkt der anschließenden Analyse stehen nunmehr die sozialen Zusammenhänge in die die Befragten lebensweltlich und alltagspraktisch eingebettet sind und die zur Genese ihrer handlungsleitenden Orientierungen<sup>60</sup> beitragen. Wie sich zeigen wird, bildet sich bei tiefergehender Betrachtung *ein zentraler Erfahrungsraum* ab, der sich mit weiteren Erfahrungsdimensionen überschneidet. Im Zentrum steht die grundlegende kultur- bzw. sozialgeografische Erfahrungsdimension ‚*ländlicher Raum*‘. Dieser für alle befragten Alleinerziehenden konjunktive Erfahrungsraum wird spezifiziert durch die Dimensionen ‚*Lebensalter*‘ und ‚*Milieu*‘<sup>61</sup>. Nachfolgende Auswertung richtet ihren Blick auf diese konjunktiven Erfahrungsräume und auf die in ihnen eingelagerten Interaktionsprozesse und Erlebnisse, die Anlass gaben für die Ausbildung spezifischer handlungsleitender Orientierungen und habitualisierter Handlungspraxen befragter alleinerziehender Personen. Die Erfahrungsspektren werden anhand von interaktiven Schlüsselszenen, relevanten Erzählungen bzw. Situationsbeschreibungen illustriert.

### 5.3.1 Ländlicher Raum – das Dorf als Lebenszusammenhang

Maßgebenden Einfluss auf die Genese oben beschriebener handlungsleitender Orientierung hat die erlebnismäßige Einbindung der befragten alleinerziehenden Personen in die alltägliche soziale Praxis des ländlichen Raums. Die Vollzugspraxis ‚*Einelternfamilie*‘ ist in ihrer familiären Lebensführung tief verankert in den sozio-kulturellen Strukturen und geografischen Rahmenbedingungen einer ländlich strukturierten Region.

Dabei ist der ländliche Raum nicht als fixe kulturell-normative Größe zu verstehen. Man greift zu kurz, würde man nur von *dem* ländlichen Raum sprechen. Der Begriff des ländlichen Raums ist als Kulturbegriff zu verstehen, der sich durchaus heterogen im Spannungsverhältnis von Tradition und Modernisierung (Marx, 1999) abbildet. Charakteristisch für den ländlichen Raum sind die, im Vergleich zur Stadt, kleineren Ortsgrößen und die geringere Bebauungs-

<sup>60</sup> Vgl. Punkt 5.61. Handlungsorientierungen alleinerziehender Mütter und Väter.

<sup>61</sup> Zu vermuten ist, dass sich auch entlang von Genderaspekten eine spezifische sinngenetische Strukturierung habitueller Orientierungen erschließen ließe. Von einer solchen wurde jedoch im Rahmen vorliegender Studie abgesehen, da die Fallzahl von zwei befragten alleinerziehenden Männern zwar das typische Geschlechterverhältnis in dieser Bevölkerungsgruppe widerspiegelt, aber zu gering erscheint für eine vertiefende Analyse in diese Richtung.

und Bevölkerungsdichte. Auf Grund dessen sind die bestehenden zwischenmenschlichen Beziehungen überschaubarer, aber dadurch häufig auch enger (Henkel, 2004, S. 33). Dörfliche Sozialstrukturen weisen eine höhere Kommunikationsdichte, damit aber auch eine gesteigerte Form sozialer Kontrolle auf. Zusätzlich sind bestehende soziale Strukturen oftmals von verwandtschaftlichen Beziehungen durchwoven. Denn insbesondere Nachkommen aus Handwerks- oder landwirtschaftlichen Betrieben verbleiben bisweilen am Ort. In wirtschaftlich prosperierenden Gegenden – so wie es in dem hier untersuchten Landkreis der Fall ist – finden sie leicht Arbeit im elterlichen Betrieb oder sind durch vorhandenen Grundbesitz abgesichert. Die sozialen Kreise in kleinen und mittleren ländlichen Kommunen sind begrenzt und überscheiden sich in der Regel in den Praxen alltäglicher Lebensführung. Die Verrichtungen des täglichen Bedarfs werden in vielen Fällen vor Ort erledigt. Ob beim Gang zum Bäcker, beim Abholen der Kinder von Schule oder Kindergarten, man trifft und begegnet sich, teilweise sogar mehrmals am Tag. Der öffentliche Raum ist im wahrsten Sinne des Wortes ‚übersichtlich‘. Man kennt sich - wenngleich auch teilweise nur oberflächlich - und ist im Visier des allgemeinen Interesses. Dies bedeutet nicht, dass ländliche Regionen durchwegs homogene soziale Strukturen aufweisen. Auch hier findet sich die gesamte Palette divergierender sozialer Milieus und Lebensstile. Kennzeichnend für den ländlichen Raum ist eine Art des ‚Dazwischen Sein‘ – zwischen Moderne und Tradition, zwischen Pluralisierung der Lebensformen und bürgerlicher Kleinfamilie. Im sozialen Gefüge des ländlichen Raums lassen sich sowohl Bestrebungen des Bewahrens und Festhaltens an althergebrachten Gepflogenheiten und Gewohnheiten als auch Tendenzen der Veränderung, Innovation und Weiterentwicklung wahrnehmen.

Ungeachtet dessen verweisen die Aussagen der befragten Alleinerziehenden auf die lebensweltliche Prävalenz traditioneller Wertorientierungen und Lebensstile. Unterschwellig färben überkommene Rollen- und Familienbilder vielfach – aber nicht ausschließlich - das Zusammenleben und interaktive Geschehen in kleinen, ländlich strukturierten Kommunen. Diese konsensualen Deutungsmuster finden ihren Widerhall in der Selbstverständlichkeit mit der Stigmatisierungsprozesse auf Grund normativer Abweichungen als Normalfall beschrieben und unhinterfragt akzeptiert werden.

S: „Aber klar wird schlecht über einen geredet. Das ist halt einfach so in einem kleinen Dorf.“ (Stefanie A. Zeile: 489)

Diese kurze, nichtsdestotrotz signifikante Aussage macht den konjunktiven Erfahrungsraum ‚Dorf‘ sichtbar und rekurriert auf ein sozial geteiltes Handlungswissen, das den Mitgliedern

der gemeinsamen Lebenspraxis ‚Dorf‘<sup>62</sup> auf Grund vorgängiger Interaktionserfahrungen implizit zur Verfügung steht. Der normative Wertekontext, der sich hinter dieser Aussage auftut, muss aus Sicht der Befragten nicht eigens expliziert werden, denn er ist ihr vollkommen „klar“. Mit dieser Feststellung verweist Stefanie auf das ihr zur Verfügung stehende atheoretische, handlungsleitende Wissen. Dieses resultiert aus ihrer erfahrungsgeschichtlichen Einbindung in die kollektive Praxis der dörflichen Strukturen, in denen sie aufgewachsen und weiterhin wohnhaft ist. An dieser Stelle wird deutlich, dass es sich bei der Kategorie ‚Dorf‘ nicht bloß um einen geografischen Ort und eine Ansammlung von Gebäuden handelt, sondern das Dorf im selben Maße ein soziales System, mithin ein Regelsystem darstellt, mit dem gängige Rollen- und Verhaltensmuster verbunden sind. In ländlichen Regionen beeinflussen in weiten Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens bürgerliche Rollen- und Familienbilder die Wertvorstellungen von einem „richtigen“ Familienleben. Dazu gehören Vater, Mutter und ein bis zwei Kinder. Das Wissen, um diese normative Ausrichtung durchzieht die soziale Praxis am Wohnort wie ein roter Faden, entlang dessen spezifische Verhaltensweisen und Lebensstile als gebührlich bzw. ungebührlich klassifiziert und dessen normative Wertmaßstäbe als un hinterfragte Gewissheit das soziale Leben der dörflichen Gemeinschaft strukturieren.

Alleinerziehend zu sein *in einem Ort wo jeder jeden kennt, ist dann besonders schwierig*, wenn die sozialen Verknüpfungen eng und die soziale Kontrolle hoch ist. Das Gewebe sozialer Beziehungen in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Dorfgemeinschaft, egal ob etwa im Musik- oder Sportverein, caritativen Vereinigungen, Bildungs- und Betreuungseinrichtungen der Kinder, Nachbarschaft oder Kirchengemeinden, besteht oft schon über Generationen, überlagert sich und wird daneben zusätzlich von den feinen Fäden familialer und verwandtschaftlicher Netzwerke durchwirkt. Da entsteht leicht das Gefühl, sich in besonderem Maße den allgemeinen moralischen Vorstellungen anpassen zu müssen, um nicht Gefahr zu laufen den Rahmen des normativ Zulässigen zu verlassen.

R: „*Ich merke das auch beim Weggehen, also irgendwie alle paar Monate landet man dann nach ‘m Weggehen im Heider [Tanzlokal in der Nachbargemeinde. Anmerkung A.W.] und dann ist das halt so, mein Gott, wieder diese ganzen Verheirateten, weil*

---

<sup>62</sup> Albert Ilien & Utz Jeggle konnten in ihrer bemerkenswerten mikrosoziologischen Studie zum „Leben auf dem Dorf“ (1978) herausarbeiten, dass für die Bewohnerinnen und Bewohner das „>>Dorf<< als zusammenhängendes und für seine Mitglieder durchschaubares Sozialsystem existiert, das sich zugleich in eine recht prägnante Ordnung sozialen Geltens hinein entfaltet.

*entweder die, die noch nicht verheiratet waren, die sind dann nichts für uns und die anderen sind verheiratet. Und da ist es total gefährlich, dass man aufpassen muss, was man tut. Und dass man sich keinen schlechten Ruf einfängt.“ (Regina M. Zeile: 768-772)*

*Als Alleinerziehende muss man besonders anständig sein,* führt Regina M. an anderer Stelle<sup>63</sup> des Interviews aus. Ansonsten riskiere man schnell als Frau und Mutter diskreditiert zu werden. Und das kommt in dörflichen Gemeinden mit zwei-, drei- oder auch fünftausend Einwohnern rasch einem sozialen Ausschluss gleich. Vergegenwärtigt man sich zeitgleich, dass soziale Teilhabe und gesellschaftliche Zugehörigkeit für Alleinerziehende, insbesondere auch im Hinblick auf ihre Kinder, von entscheidendem Belang sind, kann man sich die Reichweite eines negativen Images in der Dorföffentlichkeit vorstellen. So etwas will und kann man sich nicht leisten, will man nicht an den Rand gedrängt und abgestempelt werden.

Zugehörigkeit und soziale Integration in eine dörfliche Gemeinschaft ergeben sich aus den vielfältigen alltäglichen Interaktionssituationen im Rahmen sozialer Beziehungen. Aber genau über diese sozialen Kontakte werden auch gesellschaftliche Wertorientierungen transportiert und entfalten normative Maßgaben ihre Wirkmächtigkeit. Die Wahl der sozialen Beziehungen nimmt dabei maßgeblichen Einfluss auf die Möglichkeiten der aktuellen und zukünftigen individuellen und gemeinsamen Lebensführung. Zugehörigkeit ist nicht einfach einseitig wählbar. Sie ist entweder qua Geburt gegeben und unausgesprochen so lange individuell und sozial akzeptiert, so lange der sozial geteilte Wertekanon der Gemeinschaft nicht gebrochen oder in Frage gestellt wird. Ist dies der Fall, so wird „schnell über einen geredet“ wie dies das Beispiel von Stefanie zeigt. Oder aber Zugehörigkeit muss explizit hergestellt werden. Einseitiges Wollen genügt dafür nicht. Vielmehr bedarf es der Zustimmung seitens der zur ‚Wunschgemeinschaft‘ gehörenden Mitglieder. Soziale Zugehörigkeit (John & Holger, 2004) basiert folglich auf zwei Akten, dem des individuellen Wollens und dem des sozialen Zustimmens bzw. Gewährens der Anderen. 11 der Befragten sind an ihrem aktuellen Wohnort geborgen bzw. in dessen näheren Umgebung aufgewachsen, fünf von ihnen haben seither ihren Wohnort nicht gewechselt bzw. sind nun als Alleinerziehende wieder an diesen zurückgekehrt. Die restlichen sechs Personen sind aus anderen Gegenden Deutschlands zugezogen. Eine Person erst nach Geburt ihres Sohnes, die fünf weiteren Personen wohnen bereits seit Längerem am ihrem derzeitigen Wohnort. In der Zusammenschau lassen sich für die Befragtengruppe drei verschiedene Modi der Zugehörigkeitskonstruktion feststellen. Zum einen die bereits erwähn-

---

<sup>63</sup> Vgl. Interview Regina M. Zeile: 663-669.

te qua Geburt. Die zweite Form wird von den sogenannten ‚Rückkehrerinnen‘ praktiziert, die nach der Trennung vom Kindsvater wieder in ihren Herkunftsort zurückkehren und auf ursprüngliche Zugehörigkeitsdefinitionen zurückgreifen können. Dies ist beispielsweise bei Rosi S. der Fall, die nach einigen Jahren als alleinerziehende Mutter wieder an ihren Herkunfts- und Wohnort ihrer Eltern gezogen ist:

I: „Wie sind hier die Leute in Bachham? Du kennst sie wahrscheinlich schon von...“

R: „... Wir haben jetzt am Mittwoch wieder einen, Stammtisch, glaube ich, am ersten...? .. ersten Mittwoch im Monat ist immer Bachhamer Weiberstammtisch? [...] Also, bin ich voll integriert.“

I: „Was? Echt?“

R: „Da war ich schon dort, wie ich noch in Amling gewohnt habe.“

I: „Es gibt einen Bachhamer Weiberstammtisch?“

R: „Ja.“

I: „Ja das ist ja cool.“

R: „Das ist einmal, immer am ersten Mittwoch im Monat. Da bin ich total integriert und also, das war das letzte Mal schon so lustig wieder, weil da sind wir unten gesessen bei den Nachbarn und dieses Mal sind wir in Birkstätt wieder drinnen beim Cafe Dörner... Da gibt es einen guten Grappa.“ [lacht] (Rosie S. Zeile: 816-833)

Aber nicht immer verbürgt ehemalige Zugehörigkeit eine automatische Re-Integration. Die Lebensverlaufsmuster vormaliger Bezugspersonen passen mit den eigenen Entwicklungen eventuell nicht mehr überein. Im Blick des anderen nimmt man stattdessen umso leichter die Reflektion des eigenen „Scheiterns“ wahr und die nun mehr divergenten Formen der Lebensführung lassen die spürbare Distanz auch alltagspraktisch nicht mehr überbrückbar erscheinen.

Als letzte Form der Zugehörigkeitskonstruktion sei auf die Gruppe der sogenannten ‚Zugezogenen‘ verwiesen, die im Gegensatz zu den ‚Alteingesessenen‘ eines Dorfes, die Neuankömmlinge im sozialen Gefüge sind. Hier muss Bekanntheit und Zugehörigkeit erst hergestellt werden und es liegt in der Zuständigkeit der ‚Neuen‘ hier erste Schritte zu tun. Denn die ‚Alteingesessenen‘ verfügen über ihre sozialen Netzwerke, sei es im Bekannten- oder Verwandtschaftskreis. Diese aktive Kontaktaufnahme fällt nicht leicht, ist sie doch mit der Preisgabe der eigenen Situation verbunden.

K: „Ja. Also wenn ich sage, dass ich an so einem Wochenende auf ein Fest gehe, dann würde man sich schon zu anderen da hinsetzen, aber dass man sich alleine hinsetzt, das geht nicht. Dann kommt bestimmt der Müller Hans, und weißt du, was er dann sagt?“

I: „Bist auch alleine?“

K: „Genau, oder er sagt: >>Auf wen wartest denn du? Hast du jetzt einen?<< .Ja, genau so wird es passieren.“ (Karla H. Zeile: 1333-1340)

Begünstigt wird eine Aufnahme in die Dorfgemeinschaft durch übereinstimmende Gemeinsamkeiten. Mangelt es an solchen, oder ist deren Fehlen bereits im Vorfeld erkennbar, erschwert dies die definite Zuschreibung als „eine von uns“ und damit zusätzlich den Zutritt zur Gemeinschaft der sozial Ähnlichen, entspricht man doch schon bereits nicht dem normativen Familienbild. So berichtet beispielsweise eine der befragten alleinerziehenden Mütter, dass ihr bei der Kontaktanbahnung im Dorf immer auch ihre Sprache im Weg steht, da sie des Bayerischen nicht mächtig ist und so augenblicklich als ‚Fremde‘ identifiziert wird. Diese, aus ihrer Sicht unüberbrückbaren Sprachgewohnheiten, macht sie letzten Endes mitverantwortlich für die latenten Barrieren, die sie beim Zugang zu den anderen ortsansässigen Familien erlebt. Gemeinschaft lebt von Ähnlichkeit, wird aber auch durch gleich gelagerte Interessen genährt. So wird das kulturelle Leben in kleinen ländlichen Kommunen im Wesentlichen durch ein aktives Vereinsleben bestimmt. Einbindung und Engagement in einem Verein (Kothe, 1995) befördert Zugehörigkeit, wenn gleich diese möglicherweise auf jenes Handlungsfeld begrenzt bleibt und nicht zu einer generellen Aufnahme in allen Bereichen des dörflichen Gemeinwesens führt.

K: „... soziale Integration, ja, die habe ich halt jetzt anderswo, über den Fußball [Befragte trainiert eine der Jugendfußballmannschaften des Ortes, Anmerkung A.W.], über den Sport, dass man da viele Leute kennt, dass ich da jetzt wirklich durch das Dorf durchfahre, dass mich die Leute grüßen, weil sie mich über den Fußball kennen. Aber ansonsten geht's schwierig, genau. [...] zum Beispiel hier da in der Straße, da wirst du nirgends eingeladen, weil du bist alleinerziehend mit Kind. Du hast hier einen Stempel.“ (Karla H. Zeile: 360-364)

Soziale Beziehungen sind ausschlaggebend für Fragen sozialer Integration und Zugehörigkeit. Wo Einheimische auf gemeinsame Erfahrungen biografischer Lebenswelten zurückgreifen, obliegt es den zugezogenen Personen verbindende Gemeinsamkeit qua sozialer Beziehungen

erst einmal herzustellen, respektive zu pflegen. Was innerhalb der Gruppe der „Neubürger“ noch relativ leicht vonstattengeht, stellt sich als deutlich diffiziler im Rahmen angestammter sozialer Gruppen dar. Hier gilt es Machtverhältnisse und Einflussstrukturen zu berücksichtigen. Der Punkt ist „wer hat was zu sagen im Sozio-Biotop ‚Dorf‘? Und anhand welcher Kriterien definiert sich Zugehörigkeit oder Ausschluss? Alle Interviews zeugen diesbezüglich von einer besonderen Relevanz sozialer Gewährsmänner, respektive –frauen.

R: „...bei dem einen Fall, die Buben spielen miteinander Fußball, da ist es so, dass wir Fahrgemeinschaften bilden und dann schau ich schon immer, dass ich bei denen nicht mitfahr. Die fahren halt oft auch zu zweit. Und dann war halt ihr Mann alleine und dann sagt er, >>jetzt geh weiter, fahr bei mir mit<<. Dann hab ich mir schon gedacht, >>nein, ich fahr da am besten nicht mit, weil wenn die [Ehefrau] das mitkriegt<<. Also da bin ich ganz vorsichtig bei der. Und die hat wirklich so, also die hat so viel zu sagen im Dorf, das ist eine ganz Eingefleischte. Und die, wenn mögen würde, die könnte es einem leicht machen. Dass man einen guten Einstieg hat.“ (Regina M. Zeile: 669-675)

Die von Ilien und Jeggle Ende der 1970er Jahre getroffenen Aussagen zur zweifachen, genderstrukturierten Dorföffentlichkeit sind allem Anschein nach weiterhin von Belang. Die Autoren beschreiben neben einer „eminenter“, männerdominierten Öffentlichkeit, in der die wesentlichen Entscheidungen zum Dorfleben getroffen werden, eine zweite, die sie als die „relevante“ Öffentlichkeit kennzeichnen. Diese „umfasst sozusagen, alles was >>im Dorf<< und an seinen sozialen Rändern passiert, das Tagesgeschehen, individuelle Schicksale, familiäre Ereignisse, und in ihr haben die Frauen die führende Rolle. [...] Diese >>relevante<< Dorföffentlichkeit geht tief in die anderweitig so genannte Privat- oder Intimsphäre des je einzelnen hinein“ (Ilien & Jeggle, 1978, S. 178). Diese spezifische Öffentlichkeit ist geprägt von Frauen, die etwas „zu sagen“ haben im Dorf. Personen, die etwas zu sagen haben verfügen über die Deutungshoheit in Fragen „richtiger“ oder „falscher“ Verhaltensweisen und Rollenausgestaltungen. Sie besitzen die Definitionsmacht darüber, wer dazu gehört und wer nicht. Hier zeichnen sich Machtstrukturen ab, die sich in vielfacher Weise bei „ganz Eingefleischten“, sprich alteingesessenen Personen bündeln. Dabei paart sich die lange Ansässigkeitsdauer am Ort mit einem gefestigten Norm- und Wertegefüge inklusive restriktiver Kontrollmechanismen und wird in vielen Fällen von verwandtschaftlichen Netzwerkstrukturen untermauert. Verwandtschaft reicht weit über den Bereich der Kleinfamilie hinaus. Sie ist dorfumspannend und führt von dessen Kern hinaus in die nähere Umgebung, spinnt sich also dorfübergreifend

fort und bildet so das Muster einer latenten Parallelöffentlichkeit aus (Meyer-Palmedo, 1985). Dieser kommt grundlegende Bedeutung für das soziale Geschehen am Ort zu, was allerdings erst im Rahmen sozialer Teilhabe am dörflichen Geschehen erleb- und erfahrbar wird. So kommt das Empfinden von Regina M. nicht von ungefähr. Erlebt sie doch hautnah die Wirkmächtigkeit latenter Machtstrukturen im Segment tradierter, weiblicher Dorföffentlichkeit.

R: „*Und ich weiß noch, wie ich hergezogen bin, also die haben diesen Shop da vorne, da kann man bestellen. Und da hat sie auch, da hat sie nicht einmal gemeint, >>ja, da Matthias könnt ja mal kommen<<. [...]. Sie tut zwar auf der einen Seite sehr engagiert alles, aber auf der anderen Seite merke ich richtig, dass sie es einem nicht leicht machen will. Mei, da gibt es solche und solche. Andere sagen >>setz dich her<< und andere, die sagen >>kannst ruhig stehen bleiben<<. Und das muss man aushalten.“*

I: „*Wie hält man das aus?“*

R: „*Schwer. Das hängt auch von der Tagesform ab. Mal macht's mir gar nichts aus, kann ich so was von drüber stehen und ein anderes Mal geht's mir aber nicht gut dabei.“*

I: „*Also sind die anderen auch nicht ganz so geübt mit dem, wie man mit allein erziehenden [...] Frauen dann umgeht.“*

R: „*Nee.“ (Regina M. Zeile: 640-656)*

Dieses Fallbeispiel legt die Annahme nahe, dass weibliche ‚Alleinerziehenden-Existenzen‘ auch ein Bedrohungsmoment für anders gestaltete weibliche Lebensentwürfe<sup>64</sup> darstellen können. Durch sie werden in besonderem Maße die Entwürfe jener Frauen in Frage gestellt, die sich stark an klassisch bürgerlichen Rollenvorstellungen und Familienleitbildern ausrichten. Derartige familiale Lebensführungsmuster organisieren sich häufig entlang einer klaren Rollentrennung zwischen Mann und Frau. Der Mann hat den Broterwerb und damit die finanzielle Existenz der Familie zu sichern. Der Frau obliegt die Versorgung der Kinder und des Haushalts. In ihrer Zuständigkeit liegt zudem die Pflege sozialer Kontakte als Garant sozialer Einbindung und Teilhabe. Der gelebte Vollzug dieser Rollen- und Familienbilder wird jedoch individuell nicht immer als zufriedenstellend und gewinnbringend erlebt. Die Präsenz Allein-

---

<sup>64</sup> In wie weit durch alleinerziehende Väter bürgerliche Vorstellungen von Männlichkeit und männliche Lebensentwürfe in Frage gestellt werden kann auf der Grundlage des vorliegenden Datenmaterials nicht beantwortet werden. Diese, insbesondere für den ländlichen Raum, durchaus interessante Fragestellung müsste im Rahmen weiterer Studien beantwortet werden.

erziehender in der Öffentlichkeit ländlich strukturierter Gemeinde, bspw. bei Kirchen- oder Gemeindefesten, konfrontiert bürgerliche Normalitätsvorstellungen<sup>65</sup> mit der Möglichkeit andersförmiger Lebensführung. An der Person der Alleinerziehenden bildet sich die Non-Konventionalität gelebter moderner Lebensformen ab. An ihr zeigt sich die Brüchigkeit bestehender Traditionen und Gewissheiten. Die Veränderung in den eignen Reihen der Ortsansässigen lässt sich nicht mehr wegdefinieren als typisch für das großstädtische Leben oder einzig und allein den ‚Anderen‘, sprich fremden bzw. zugezogenen Personen, zuschreiben. Die alleinstehende Mutter ist das gelebte Abbild zunehmender Pluralisierung und sozialen Wandels. Ungewollt werden Alleinerziehende so zum Agens der Moderne. Traditionell orientierten Personen geraten sie dagegen leicht zur Persona non grata, da sie deren eigene Überzeugungen in Frage stellen und die gelingende Möglichkeit anderer Lebensführung vor Augen führen. In diesem Lichte betrachtet erscheint der übergeordnete, häufig negativ konnotierte mediale Diskurs über Alleinerziehende als Restaurationsversuch bürgerlicher Vorstellungen eines Zweielternfamilienidylls, das antritt als sicherer Hort und rettender Anker in einer zunehmend unübersichtlicher und prekärer werdenden Lebenswelt. ‚Gelingende‘, d.h. ihre familialen Grundfunktionen erfüllende, soziale Praxis ‚Einelternfamilie‘ stellt dementgegen eine Gefahr für das idealisierte Bild der bürgerlichen Kleinfamilie dar, da sie deren scheinbare Alternativlosigkeit in Frage stellt. Trotz der empirischen Verwerfungen bleibt die bürgerliche Kleinfamilie die gesellschaftliche Referenzstruktur auf die die Organisationstrukturen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme (z. B. Bildungs- und Wirtschaftssystem) funktional abgestimmt sind. Die zunehmende Pluralisierung wird zwar wahrgenommen, führt aber bislang nicht zu einer durchgängigen Revidierung dieses normativen Familienbildes.

Da alle Befragten, wie bereits weiter oben ausgeführt, bereits längere Aufenthaltsdauern in ländlich-strukturierten Kontexten angeben, ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Strukturkategorie ‚ländlicher Raum‘ einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung handlungsleitender Orientierung alleinerziehender Elternteile insbesondere in kleineren ländlichen Kommunen hat. Wie gezeigt erweist sich der ländliche Raum, als sozial-geographischer Kontext sozialen Handelns, als wesentliche Erfahrungsdimension der befragten alleinerziehenden Personen. Dies spiegelt sich zum einen, wie dargestellt, in den konkreten Aussagen der Befragten, zum anderen aber auch in der lebenspraktischen Gestaltung dieser Lebensform wider. Maßgebende Einflussfaktoren auf die familiale Lebensführung in ländlichen Regionen sind der Umstand begrenzter infrastruktureller Ausstattung und Erwerbsmöglichkeiten in kleineren

---

<sup>65</sup> Überkommene Normalitätsvorstellungen umspannen im dörflichen Kontext weiterhin die traditionellen Aspekte: einheimisch, verheiratet, katholisch und mittelalt (Ilien & Jeggle, 1978, S. 27).

ländlichen Gemeinden, die mit erhöhten Mobilitätserfordernissen einhergehen. Vielfach lassen sich freie Stellen für höher qualifizierte und höher dotierte Berufstätigkeiten nur in der nächstgrößeren Stadt bzw. im Großraum München finden. Erwerbstätigkeit und Mobilität gehen Hand in Hand. Auf der Suche nach günstigem Wohnraum werden Einelternfamilien in kleinen Ortschaften und abgelegenen Weilern leichter fündig. Aber das Netz des öffentlichen Personennahverkehrs ist dünn und dessen Nutzung erfordert in ländlichen Strukturen viel Zeit. Je nach Wohnort gibt es gar keine oder nur eine seltene Busverbindung. Bereits bei einer Distanz von wenigen Kilometern kann der Arbeitsplatz so oft nicht erreicht werden. Personen ohne eigenen Pkw stehen folglich vor erheblichen Schwierigkeiten. So schildert Stefanie A. ihre tägliche Fahrt zur Arbeit im fünf Kilometer entfernten Nachbarort folgendermaßen:

*S: „... im Sommer geht es, da kann ich mit dem Fahrrad fahren. [...] Schwierig wird es im Winter, wenn Schnee liegt, dann bin ich auf den Bus angewiesen, aber der fährt nicht immer so, wie meine Schichtdienstzeiten sind. Eigentlich hätte ich dann am Nachmittag frei und könnte Marie von der Krippe abholen, aber ich komm nicht heim, weil kein Bus fährt. Abends hab ich dafür viel später aus, als der Bus fährt, dann muss mein Vater mich abholen und meine Tante muss Marie von der Krippe holen, weil ich nicht da bin.“ (Stefanie A. Zeile: 196-202)*

Wichtige Zweige der regionalen Wirtschaft sind der Fremdenverkehr und der Gesundheitsbereich. Erwerbsmöglichkeiten bieten sich hier insbesondere im Niedriglohnsegment des Dienstleistungsbereichs, einem klassischen weiblichen Arbeitsbereich. Eine Erwerbstätigkeit in diesem Bereich ist überdurchschnittlich häufig mit atypischen Arbeitszeiten in den Abendstunden und am Wochenende verbunden. Diesen Zeiten steht das Reglement fixer Öffnungszeiten von Kindertageseinrichtungen gegenüber, die sich häufig an den strukturellen Bedarfen von Zweielternfamilien und einer weiblichen Zuerwerbslogik orientieren. Für viele Alltagserfordernisse gibt es keine (bedarfsdeckenden) institutionellen Angebote. Insbesondere im ländlichen Raum stellt eine fehlende oder eingeschränkte infrastrukturelle Ausstattung ein Belastungsmoment für alleinerziehende Mütter und Väter dar.

Anders als gemeinhin angenommen werden diese Defizite indes nicht durch enge und belastbare verwandtschaftliche oder nachbarschaftliche Sozialbeziehungen ausgeglichen. Zwar können viele Einelternfamilien ihren Alltag nur im Rückgriff auf verwandtschaftliche Hilfe meistern – doch gilt dies nicht für alle. Beispielsweise, wenn die eigenen Eltern nicht in der Nähe leben oder selbst durch Erwerbstätigkeit oder Pflege eines Angehörigen stark eingebunden sind. Oder, wenn die Beziehung zu den Eltern so belastet oder konflikthaft ist, dass keine

Bereitschaft besteht, Hilfe zu leisten bzw. anzunehmen. Immer dann wird es eng. Die Nutzung nachbarschaftlicher Unterstützungsnetzwerke oder dörflicher Sozialkontakte ist nicht – anders als dies die sozial-romantische Vorstellung dörflicher Idylle suggeriert – vorbehaltlos gegeben. Die in der Studie befragten alleinerziehenden Mütter und Väter berichten zwar durchaus von nachbarschaftlichen Kontakten, wo die Kinder zusammenspielen oder man sich rasch die fehlenden Eier borgt. Aber sie sind sich auch der geringen Belastbarkeit dieser losen Verbindungen bewusst und der an diese geknüpften Reziprozitätsanforderungen. Geben und Nehmen müssen im Gleichgewicht sein. Einelternfamilien leiden aber an spezifischen Manglerscheinungen – einem Mangel an Zeit und einem Mangel an Kraft. Damit finden die nachbarschaftlichen Unterstützungsbeziehungen ihre Grenzen zum einen im nicht ausreichend zurückgeben können alleinerziehender Elternteile. Zum anderen aber auch in den oben aufgeführten Möglichkeiten und Restriktionen sozialer Zugehörigkeit in die dörfliche Gemeinschaft. Denn erst soziale Zugehörigkeit ermöglicht den Zugang zu und die umstandslose Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen.

Der ländliche Raum birgt ein strukturelles Hindernis in der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Betreuung. Dem nicht genug, ist auch der Zugang zu gesundheitlicher Versorgung und kulturellen Angeboten erschwert. Angebote psychosozialer Beratungsdienste, Therapeuten oder der Familienbildung konzentrieren sich ebenso wie spezifische Bildungs-, Weiter- und Fortbildungsangebote in den nächstgelegenen Städten oder sind über den gesamten Landkreis verstreut. Auch hier zeigt sich: mobil sein ist eine Grundvoraussetzung für das Leben auf dem Land.

## **Lebensalter**

Neben dem genannten konjunktiven Erfahrungsraum ‚ländlicher Raum‘, im Rahmen dessen sich die Handlungspraxis aller befragter alleinerziehender Personen vollzieht, lassen sich zwei weitere Erfahrungsdimensionen ausmachen, die Einfluss auf deren handlungsleitenden Orientierung nehmen:

Ausgehend von den spezifischen Übereinstimmungen in der Befragtengruppe, wenden wir uns deshalb im folgenden Abschnitt den in der übergeordneten Gemeinsamkeit auffindbaren Varianzen zu. Diese resultieren, unabhängig von individueller Persönlichkeit und Ressourcenausstattung, aus deren differenten biographischen Erfahrungen. Denn die aktuelle Situation wird auch im Lichte vorgängiger Erfahrungen und Entwicklungsverläufe beleuchtet, be-

wertet und bearbeitet. Hier kommt die besondere Relevanz lebensgeschichtlicher Vorerfahrungen zum Tragen, mithin die vorgängigen biographischen Erlebnisaufschichtungen der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter. Hier treten zwei Fraktionen ins Relief der Beobachtung: die Gruppe der jungen alleinerziehenden Mütter<sup>66</sup> sowie die erfahrungsgeschichtliche Milieuzugehörigkeit bzw. die gesellschaftliche Selbstverortung der alleinerziehenden Personen. Damit wird die Gesamtgruppe der befragten Alleinerziehenden entlang der Kategorien ‚Lebensalter‘ und ‚Milieu‘<sup>67</sup> weiter spezifiziert.

Insgesamt drei Frauen der Befragungsgruppe wurden vor ihrem 18. Lebensjahr schwanger. Die Gruppe der jungen alleinerziehenden Mütter stehen in mehrfacher Hinsicht vor einem Manko. Auf Grund ihrer Jugend mangelt es ihnen an eigenen Vorerfahrungen in der Mutterrolle und im Muttersein. Darüber hinaus fallen der Beginn dieses neuen Lebensabschnittes als Mutter als auch der Eintritt ins Alleinerziehenden Dasein zeitgleich aufeinander. Die Statuspassage ins ‚Elterndasein‘ muss folglich alleine bewältigt werden, sprich ohne partnerschaftlichen Begleitschutz im Rahmen einer neuen, gemeinsam zu bewerkstelligenden Lebenssituation.

Darüber hinaus überschneiden sich in dieser Gruppe zwei Marginalisierungskategorien: *jung* und *Mutter* sowie *Mutter* und *alleinerziehend*. Abwertende soziale Zuschreibungen greifen an dieser Stelle besonders schnell, wie die beiden folgenden Beispiele eindringlich vor Augen führen:

S: „Wo ich [...] schwanger geworden bin - und das hat halt jeder so mitbekommen - waren halt auch teilweise Sprüche unter der Gürtellinie, wo ich einfach sage, es geht ja im Endeffekt keinen was an, es ist ja mein Leben, es ist ja mein Ding, was ich aus meinem Leben mache und wenn ich jetzt sage, ich bekomme jetzt mit achtzehn ein Kind, dann mache ich es halt.“ (Stefanie A. Zeile: 485-488)

J: „Keiner nimmt einen für voll. Alle denken, junge Mütter sind schlecht Mütter. Viele denken das, ja. Ja, auf jeden Fall. Das ist wirklich so. Die denken alle, die bekommt es sowieso nicht [hin].“ (Jana H. Zeile: 701-702)

---

<sup>66</sup> In vorliegender Studie werden zur Gruppe der jungen alleinerziehenden Mütter diejenigen Mütter gerechnet, die bei Geburt des Kindes jünger als 20 Jahre waren.

<sup>67</sup> Der hier verwendete Milieubegriff lehnt sich an, an die Arbeiten von Vester, Oertzen, Geiling, Hermann & Müller (2001).

Des Weiteren mangelt es ihnen an gleichaltrigen Vorbildern bzw. Vergleichspersonen mit ähnlichem Lebenshintergrund. Dem geschuldet ist es für sie besonders schwer, sich anderen sozial Ähnlichen zuzurechnen. Insbesondere in kleineren ländlichen Gemeinden sind junge Mütter eher selten anzutreffen. Ein Alleinstellungsmerkmal, dass nicht immer nur positiv besetzt ist, sondern oftmals auch Anlass zu Kritik und Spott gibt. Denn die eigene Besonderheit ist nicht nur für die Person selbst spürbar, sondern auch für alle anderen Einwohner der Gemeinde offensichtlich. Der Rückbezug auf eine Gruppe sozial Ähnlicher ist meist versperrt, oder nur zum Preis der stigmatisierenden Identifikation mit besonders belasteten Müttern zu haben, wie sie beispielsweise in einer der untersuchten Gemeinden in einem ortsansässigen Mutter-Kind-Heim anzutreffen sind.

*S: „Ja, dass man halt so irgendwie so, ..., ja, ... Mutter-Kind-Heim, sind halt alle so über einen Kamm geschert und so und sind alle junge Mütter, die es halt nicht auf die Reihe bekommen und ich sage einmal, ich bin eine von den Ausnahmen in Simdorf, da wo ich sage, ich weiß, dass ich es auf die Reihe bekomm und ich weiß, dass ich mich um mein Kind kümmere und ich brauche mir jetzt so was nicht irgendwie anhören oder so.“ (Stefanie A. Zeile: 481-485)*

Ebenso wie für die Gesamtgruppe zeigt sich jedoch auch bei den jungen alleinerziehenden Müttern ein erhöhter Bedarf nach Kontakt zu und Austausch mit Personen, die auf einen gleichartigen Erfahrungshintergrund zurückgreifen können. Dieser Wunsch lässt sich aber tatsächlich, insbesondere in kleineren, ländlich-strukturierten Gemeinden, nur schwer verwirklichen. So entstehen derartige Kontakte selten spontan, sondern müssen eigens institutional hergestellt werden. Oft bieten die in größeren Gemeinden oder Städten angesiedelten Schwangerschaftsberatungsstellen gezielt Angebote für alleinerziehende junge Mütter an.

*S: „Einfach nur rein Interesse halber. Einfach, dass ich mir gedacht habe, ... okay, man lernt vielleicht andere Leute, die was in der gleichen Situation sind und die vielleicht auch die gleichen Probleme haben [kennen] und [man] irgendwie so [...] halt zusammenfindet. Weil halt im Umfeld wirklich keiner bei mir ist, wo ich jetzt, sag ich, ich könnte ihre Situation mit meiner Situation vergleichen, dass sie halt jung Eltern geworden sind oder jung Mama geworden sind.“ (Stefanie A. Zeile: 875-879)*

Doch zum einen müssen hierfür oft längere Wegstrecken in Kauf genommen werden, was Geld und Zeit kostet. Zum anderen reicht häufig allein die kategoriale Übereinstimmung von „jung“ und „alleinerziehend“ nicht aus, um auch eine gefühlte emotionale und mentale Über-

einstimmung sowie wechselseitige Sympathie herzustellen. Dies machen die Erfahrungen Stefanie deutlich:

S: „... das war irgendwie ganz komisch, weil, ich sage mal, klar waren wir alle irgendwo in der gleichen Situation, aber jeder hat halt so seine eigenen Probleme damit gehabt oder halt nicht. Und da dann, ... [...], ist halt auch wieder schwierig teilweise dann wirklich ein Gesprächsthema zu finden, wenn dann jemand eine ganz andere Ansicht von irgendwas hat, wo man dann selber sagt, >>ja, bist du denn des Wahnsinns, wie kannst du nur die Einstellung dazu haben?<<.“ (Stefanie A. Zeile: 845-849)

Für die Gruppe der jungen alleinerziehenden Mütter stellt es sich damit als besondere Herausforderung dar, ein positiv besetztes Selbstverständnis als alleinerziehende Mutter zu entwickeln.

Dem ungeachtet heben aber insbesondere die alleinerziehenden Frauen, die vor ihrem 20. Lebensjahr Mutter geworden sind, hervor, dass sowohl Schwangerschaft als auch Geburt Anstoß und Anlass zu persönlicher Wandlung und Weiterentwicklung waren:

J: „Ich war fast vier Jahre mit ihm zusammen. Dann habe ich ihm gesagt, dass ich schwanger bin und dann hat er gesagt >>entweder das Kind oder ich<<. Dann hab ich gesagt >>gut, dann pfiadi, mach's gut, servus<< und habe das Kind bekommen.“  
I: „Also, sie haben sich für das Kind entschieden?“ [...]

J: „Ja. [...] ... aber es war gut, dass es so gekommen ist, weil sonst, glaube ich, wäre es ganz böse gekommen. Ich, ... ich habe eine schlimme Vergangenheit [mehrjähriger Drogenkonsum, Anmerkung AW.]. Genau, ... und das war eigentlich das Beste was mir passieren konnte und deswegen, ... meine Mama sagt, >>Lissi ist ein Gotteskind<<.“

I: „Echt?“

J: „Ja, doch. Und deswegen, ich hätte mich nie gegen, also, ... am Anfang, die ersten zwei Wochen war so... >>ich kann das nicht, ich will das nicht. Mit achtzehn? Was..? Nein!<< Ich hab immer gesagt, ich werde nie Kinder bekommen, niemals. Aber ja, dann war es halt so und dann habe ich mich gefreut.“ [...]

I: „Reife Entscheidung.“

J: „Ja, aber hart. Ist hart, aber musste so sein. Das gehört zum Erwachsenen werden dazu, glaube ich, ja.“

I: „Verantwortung übernehmen?“

J: „Genau!“ (Jana H. Zeile 107-140)

S: „Ja, es ist halt manchmal blöd. Aber ich denke mir, man, man wächst damit auch und wo ich vor einem Jahr noch daran verzweifelt bin, wenn irgendetwas mit der Marie war, da wo ich jetzt schon wieder sag, okay, ja, ist nicht so schlimm.“ (Stefanie A. Zeile: 274-276)

Aufgrund fehlender gleichaltriger Orientierungsangebote und mangels eigener Vorerfahrungen greifen junge alleinerziehende Mütter beim Entwurf eigener familialer Handlungsorientierungen überwiegend auf persönliche biografische Erfahrungen aus der Herkunfts-familie und entscheidende Aspekte eigenen Aufwachsens zurück. Es sind diese lebensgeschichtlichen Prägungen, die hier maßgebende handlungsleitende Geltung erlangen, egal ob in Übereinstimmung oder Abgrenzung zu den Verhaltensweisen der Eltern. Dies zeigt sich bei Stefanie A., deren Vater selbst alleinerziehend mit zwei Töchtern war und es „auch irgendwie hingekriegt hat“, ebenso wie bei Jana H. deren Eltern beide Vollzeit berufstätig waren und deshalb, aus Sicht der Tochter, zu wenig Zeit für sie hatten bzw. zu wenig Kontrolle ausgeübt haben.

J: „Ich bekomme kein Kind, um um jeden Tag von früh bis spät arbeiten zu gehen und mich nicht um mein Kind zu kümmern. Das ist nicht, ... so bin ich aufgewachsen und so will ich nicht, dass mein Kind so aufwächst, weil für mich war das nicht schön. Ich habe darunter gelitten, dass meine Eltern nie da waren und das, glaube ich, daraus kommt auch meine Vergangenheit. Es war ja keiner da, der auf mich aufpassen konnte und deswegen habe ich getan, was ich wollte. Und das will ich nicht für mein Kind, nein. Ich will, dass sie anständig wird, nicht so wie ich. Das will ich nicht und deswegen will ich da schon Kontrolle darüber haben. Aber das ist halt nicht leicht.“ (Jana H. Zeile: 627-634)

Gleichzeitig greifen die jungen Mütter der Befragungsgruppe in erhöhtem Maße auf die Unterstützung durch die Eltern zurück. In dieser Altersgruppe wird die Teilnahme an alterstypischen Freizeitaktivitäten, wie Weggehen, sich mit Leuten treffen, noch als „natürliches“ Recht der Jugend definiert, akzeptiert und entsprechend unterstützt, um Elternschaft und die jugendtypischen Bedürfnisse dieser Altersgruppe unter einen Hut zu bekommen. Hierzu nochmal Jana:

J: „Ich bin viel weggegangen, ich habe viel gefeiert, weil meine Mama die Kleine halt genommen hat am Wochenende. Das ganze Wochenende, wo sie kleiner war, hat sie

*gesagt, >>mach, geh deinen Weg und hau rein<<. Ja, und das habe ich halt gemacht.“ (Jana H. Zeile: 544-546)*

### **Milieuzugehörigkeit**

Im Gegensatz zur Gruppe der jungen Alleinerziehenden stehen älteren befragten Alleinerziehenden Bezüge auf vorgängige Lebenssituationen zur Verfügung. Hierbei zeigen sich jedoch milieuspezifische Unterschiede, die sich in einer Kombination aus klassischen Lageindikatoren und Wertorientierungen, Lebensstilen wie -auffassungen wiederfinden lassen<sup>68</sup>. Der Vergleich früherer Lebensstadien in Ehe bzw. Partnerschaft und Familie mit der jetzigen Lebenslage kann dabei durchaus schmerhaft sein. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn mit dem neuen Status ein sozialer Abstieg verbunden ist, oder ein solcher befürchtet wird.

B: „*Nein, alles nicht. Ich habe noch ein bisschen, was habe ich noch. Aber da habe ich auch selber ein Problem mit mir gehabt, wo ich mir gedacht hab, bin ich soweit runter gerutscht - also, ich weiß es ist ein Denkfehler, das hat mir jetzt mein Psychologe auch klar gemacht - dass ich einfach soweit runter gerutscht bin, dass ich jetzt vom Staat abhängig bin. Ich wollte nicht abhängig sein.*“ (Berta B. Zeile: 227-230)

Die Bewertung der aktuellen Lebenssituation bemisst sich an der Stringenz des vormaligen Lebensstandards. Soziale Abstiegsängste resultieren aus sich verengenden finanziellen Handlungsspielräumen. So befördert die gefühlte bzw. faktische Prekarität der aktuellen Lebenssituation bei Alleinerziehenden, deren Status ehemals finanziell gesichert und sozial anerkannt war im weitaus höherem Maße Ängste vor sozialem Abstieg, als dies bei alleinerziehenden Müttern oder Vätern der Fall ist, die sich bereits vor der Trennung oder Scheidung, in beengten finanziellen Verhältnissen oder zeitweisen prekären Lebenslagen befanden. Nur in den Interviews erstgenannter Personengruppe lassen sich Hinweise auf die Auseinandersetzung

---

<sup>68</sup> Gemäß Vester et al. (2001) vermitteln sich objektive gesellschaftliche Strukturen und individuelle Dispositionen in alltagsweltlichen Zusammenhängen. Gleichwohl ist aus ihrer Sicht das Gefüge sozialer Milieus in Deutschland weiterhin stark entlang sozialer Schichten strukturiert. Demgemäß unterscheiden sie zwischen typischen Unterschicht-, Mittelschicht- und Oberschicht-Milieus. Wobei klare Demarkationslinien schichtspezifischer Abgrenzungen zu beobachten sind: „Die Grenze der Distinktion trennt die oberen von den mittleren Milieus. Die Grenze der Respektabilität trennt die mittleren von den unteren“ (Vester et al., 2001, S. 26).

mit Fragen des sozialen Abstieges finden, nur bei diesen wird diese Angst direkt oder indirekt thematisch.

U: „*Also so, ... auf jeden Fall bin ich immer noch in dem Haus, ich leide keine Not ... Ja, und ich habe zumindest das Umfeld erhalten. Ich habe keinen sozialen Abstieg erlebt.*“ (Ulrike H. Zeile: 256-257)

Die Frage der Statussicherheit wird vor allen Dingen bei den alleinerziehenden Personen virulent, die anhand der zur Verfügung stehenden Daten einem mittleren sozialen Milieu zugeordnet werden können. Hier zeigt sich eine starke habituelle Orientierung des „ich muss es schaffen“ durch eigene Anstrengung und Leistung. Daneben weist dieselbe Befragtengruppe eine umfängliche Orientierung an sozialen Werten und Normen auf. Sie dienen als Anknüpfungspunkte für Selbstbeschreibungen und Identitätskonstruktionen. Die Grenze der Respektabilität wird definiert durch geordnete Arbeits- und Lebensverhältnisse.

U: „*Ich lebe wirklich ein Leben, da kann keiner was finden. Ich halte das Haus sauber, es ist nichts verwildert, ich bin nicht schlampig angezogen, man kann nichts finden ....*“ (Ulrike H. Zeile 607-609)

Diese scheinbar milieuspezifisch variierende Angst vor sozialem Abstieg und Ausschluss findet ihre Bestätigung in den standardisierten Fragen zum subjektiven Exklusionsempfinden nach Bude und Lantermann (Bude & Lantermann, 2006). Auch hier zeigt sich, dass die Alleinerziehenden aus den sogenannten „respektablen Volks- und Arbeitermilieus“, im besonderen Maße an sozialen Werten und Normen orientiert sind und zugleich überdurchschnittlich hohe Werte hinsichtlich ihres subjektiven Exklusionsempfindens aufweisen. Einzige Ausnahme bildet hierin Karla H., die zwar ebenso dem mittleren sozialen Milieu zuzurechnen ist, bei der sich jedoch in Bezug auf Eigenverantwortung und Autonomie eine horizontale Differenzierung dieser Milieustruktur widerspiegelt. Die alleinerziehende Mutter Karla H. ist frei-beruflich im Dienstleistungssektor tätig. Wenngleich auch sie Ängste bezüglich sozialen Abstiegs äußert, hebt sie doch während des gesamten Interviews ihre Unabhängigkeit und Eigenständigkeit hervor. Ihre konsistente Selbstbeschreibung als „*ich war schon immer anders*“ findet ihren Niederschlag auch in der Angabe einer nur mittelstarken Orientierung an gesellschaftlichen Werten und Normen. Freiheit, Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung sind diesen übergeordnet.

Aber auch für die Gruppe der sogenannten ‚Unterprivilegierten‘ prägen milieuspezifische habituelle Orientierungen den Umgang mit der Lebenssituation als Alleinerziehende. Dies zeigt das Beispiel von Sieglinde W., die mit 52 Jahren die älteste und langjährige alleinerziehende Mutter der Untersuchung ist.

S: „*Mei, von uns hat keiner aus der Familie, außer meiner Schwester Realschule. Meine Eltern waren einfach, wir sind einfach, ich habe keine höhere Schulausbildung, aber ich habe mich immer durch das Leben gekämpft und ich habe immer den Beruf gemacht, den ich wollte und das mach ich heut noch und das werde ich immer machen. Und wenn es die Sonja auch mal so trifft, das sie das macht, was sie will, dann hat sie sehr viel Glück.*“ (Sieglinde W. Zeile: 1237-1242)

Sieglinde W.s Leben ist gekennzeichnet vom Durchkämpfen, vom Durchwurscheln und immer wieder einen Weg für sich finden müssen. Das ‚Notwendige‘ bildet den zentralen Punkt ihrer habituellen Orientierung, an Stelle von sozialem Status oder gesellschaftlicher Anerkennung.

S: „*Ich weiß momentan nicht, wie es weitergehen wird. Gut, im Sommer habe ich meine Saisonverkäufe, nur heuer habe ich ein Auto gebraucht. Heuer geht es uns schon dick ein und Sonja hat eine feste Spange gebraucht und jetzt wurschtel ich mich halt so durch mit meinen Wintersachen und wie es weiter gehen wird, ... ich weiß es nicht. Das einzige, was ich bekommen werde ist Wohngeld, weil das Einkommen entsprechend wenig ist. [...] Es ist alles offen, wir wurscheln uns also von Monat zu Monat durch. Es geht schon irgendwie.*“ (Sieglinde W. Zeile: 740-747)

In solchen sozialen Zusammenhängen werden die Sicherung der eigenen Existenz zum Kampf und das Fehlen von Schulden zur individuellen Demarkationslinie der Respektabilität.

S: „*Zumindest das einzig Gute, ich habe keine Schulden, aber ich habe auch kein Geld auf der Seite, keine Reserven.*“ (Sieglinde W. Zeile: 749-751)

Die Nichtexistenz von Schulden wird gleichsam zum Zeichen sozialer Integrität und wird unter diesen Bedingungen eine besondere Bedeutung beigemessen. Unter dieser Prämisse ist es nicht weiter verwunderlich, dass Sieglinde W. sich selbst in keiner Weise als sozial exkludiert definiert. Sie weist die geringsten Werte subjektiven Exklusionsempfindens der gesamten Befragungsgruppe auf.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Akzeptanz der eigenen Lebenssituation in starkem Maße von einer Bewertungsmatrix abhängt, die durch das Erleben vorgängiger Situationen und der individuellen gesellschaftlichen Verortung bestimmt ist.

## 5.4 Familiale Beziehungen aus Sicht der Befragten

Der Übergang vom Single-Dasein zur Elternschaft geht, ebenso wie eine Trennung oder Scheidung, nicht nur mit zahlreichen alltagspraktischen Anforderungen und der Veränderung von Handlungsabläufen und Alltagspraktiken einher. Nein, auch im Bereich sozialer Beziehungen erfolgt eine Reorganisation vormals bestehender Beziehungskonstellationen, Rollenverhältnissen und –zuschreibungen<sup>69</sup>.

Mikroanalytisch betrachtet resultieren Einelternfamilien aus sozialen Beziehungen und den sich darin vollziehenden Interaktionen zwischen Personen. Die Qualität und Gestalt familialer Beziehungen vor und nach einer Trennung haben wesentlichen Einfluss auf die Verarbeitung der Trennungserfahrung, die persönliche Entwicklung von Eltern und Kinder, sowie die alltägliche Handlungspraxis von Einelternfamilien. Dies ist weit über die Trennung hinaus der Fall. Neben dem Verhältnis der Elternteile zu ihren Kindern, ist diesbezüglich insbesondere die vormalige und aktuelle Beziehung zwischen den einstigen Partnern von Belang. Kennzeichnend für deren Verbindung ist die Kopräsenz zweier entgegengesetzter Entwicklungsaufgaben: Einerseits bedarf es einer Lösung von einander und Distanzierung auf der Partnerebene. Dies ist in der Regel mit einem erhöhten Konfliktpotential unterschiedlichen Ausmaßes verbunden. Andererseits gilt es, die gemeinsame Elternschaft unter modifizierten Bedingungen alltäglicher Lebensführung fortzuführen. Beide Aufgaben können gelingen, mitunter aber auch scheitern. Zentraler Bezugspunkt zwischen den vormaligen Partnern ist das gemeinsame Kind, bzw. die gemeinsamen Kinder. Die vorderin dyadische Beziehung zwischen den ehemaligen Partnern reduziert sich im Grunde genommen auf eine triadische Beziehungskonstellation. Wobei sich die vormaligen Vater-Mutter-Kind-Triade mehr oder weniger

---

<sup>69</sup> Nachfolgende Ergebnisse beziehen sich auf Beziehungskonstellationen, in denen ein hauptverantwortlicher Elternteil den überwiegenden Teil der Fürsorgearbeit leistet, bzw. im Falle von Tod oder fehlendem Kontakt zum anderen Elternteil die Verantwortung für die Kinder ausschließlich beim alleinerziehenden Elternteil liegt. Die Möglichkeit einer 50 : 50 Aufteilung von Arbeit, Fürsorgeleistung und Betreuungszeit zwischen den Eltern war in der vorliegenden Studie von keiner der befragten Personen gewählt worden.

zu einem Vater-Kind-Mutter- bzw. Mutter-Kind-Vater-Verhältnis um formiert. Den Kindern kommt, als verbindendes Element, eine Art „Scharnierfunktion“ zwischen den Elternteilen zu. Wird die ehemalige Partnerschaft nicht in eine eigenständige Freundschaft überführt, so fungiert die bare Existenz gemeinsamer Kinder, direkt oder indirekt, als alleinige Erfordernis und Legitimation für weitere Kontakte zwischen den getrenntlebenden Elternteilen.

Darüber hinaus spiegelt sich die Besonderheit familialer Beziehungen in Einelternfamilien auch auf der Handlungsebene wider. Im Rahmen der alltagspraktischen Herstellung und Gestaltung von Einelternfamilien werden spezifische Qualitäten familialer Beziehungen (re-)aktiviert und erfahrbar. Für die konstruktive Erfüllung der familialen Aufgaben in Einelternfamilien ist oftmals die Zuhilfenahme unterstützender Leistungen von Personen außerhalb des „Kernbereichs“ der Einelternfamilie notwendig, bzw. wird durch deren Hilfeleistung erleichtert. Besondere Bedeutung kommt hier den Eltern der überwiegend verantwortlichen Person zu. Damit treten auch die erweiterten, intergenerativen Familienbeziehungen zum familialen Herkunftssystem ins Relief der Betrachtung.

Wie die nachfolgenden empirischen Analysen bestätigen konstituieren sich Einelternfamilien als Netzwerke besonderer Art, die die Akteure mittels ihres wechselseitig aufeinander bezogenen Tuns situativ und dauerhaft herstellen, reproduzieren bzw. verändern.

Aus Sicht der Befragten werden nachfolgend die verschiedenen Beziehungskonstellationen der untersuchten Einelternfamilien dargestellt, wie sie in den einzelnen Interviews aufscheinen. Nacheinander richtet sich damit der Blick auf die einzelnen familiale Subsysteme: auf die Beziehung zwischen den hauptsächlich verantwortlichen Elternteil und den mit diesem im gemeinsamen Haushalt lebenden Kindern, die Beziehung zwischen den familialen Kernmitgliedern und dem getrenntlebenden Elternteil, auf eventuelle neue Partnerschaften der alleinerziehenden Elternteile sowie auf die Beziehung der alleinerziehenden Person zu ihrem familialen Herkunftssystem.

#### **5.4.1 Alleinerziehende Person – Kinder**

Die Beziehung zwischen allein- oder hauptverantwortlichen Elternteil und seinem Kind, seinen Kindern, kann als konstitutives Element von Einelternfamilien begriffen werden. Aus

diesem Grunde bezeichne ich diese Beziehungen auch als Kern- bzw. Nuklearbeziehungen des sozialen Gefüges „Einelternfamilie“<sup>70</sup>.

Zum Zeitpunkt der Untersuchung lebten in den Familien der befragten alleinerziehenden Personen insgesamt 29 minderjährige Kinder. Die Hauptgruppe bildeten 13 sechs- bis zwölfjährige Kinder, sieben Kinder waren zwischen drei und sechs Jahre alt und vier Kinder unter drei Jahre<sup>71</sup>. Die Gruppe der Jugendlichen teilte sich auf in zwei Jugendliche, die 12 bis 15 Jahre alt waren und drei Jugendliche, die 15 bis 18 Jahre alt waren. Drei Kinder der Befragten waren zum Erhebungszeitpunkt volljährig und lebten bereits in eigenen Haushalten. Das Geschlechterverhältnis gestaltete sich ziemlich ausgewogen, mit 15 Jungen und 14 Mädchen. Anders die Verteilung der Kinder auf die Familien. Hier zeichnete sich vor allem anderen eine deutliche Mehrheit an Einkind-Einelternfamilien ab. Zehn der insgesamt 17 befragten alleinerziehenden Elternteile lebte mit einem Kind im gemeinsamen Haushalt zusammen. Gefolgt von vier alleinerziehenden Haushalten, in denen zwei Kinder und zwei Haushalten, in denen drei Kinder mit ihrem alleinerziehenden Elternteil zusammenlebten. Spitzenreiter der Untersuchungsgruppe war eine alleinerziehende Mutter, die mit ihren fünf minderjährigen Kindern im Alter zwischen fünf und 17 Jahren im gemeinsamen Haushalt lebte.

Inhaltlich unterscheidet sich das Zusammenleben eines alleinerziehenden Elternteils mit seinem Kind, bzw. Kindern, eigentlich nicht vom Zusammenleben in einer Zweielternfamilie. Hier wie dort lässt sich Familie als ein intergeneratives Fürsorgeverhältnis und als Ort der Privatheit und Reproduktion bestimmen. Hier wie dort findet man eine Bandbreite unterschiedlicher Beziehungsmuster, Rituale familiären Zusammenlebens und Konflikte. Im intergenerativen Zusammenleben gilt es, verschiedene Entwicklungsaufgaben des Lebensverlaufs zu bewältigen und Kompetenzen im Umgang mit anderen zu entwickeln, um am Leben in einer Gemeinschaft teilnehmen zu können.

Aus diesem Grunde stehen im Zentrum der nachfolgenden Analyse nicht die förderhin bekannten Einzelheiten von Eltern-Kind-Beziehungen, sondern die spezifischen Besonderheiten, die diese Beziehung in Einelternfamilien mit beeinflussen.

Diese Besonderheit resultiert aus zweierlei Dingen: Ist die Einelternfamilie in Folge einer Trennung oder Scheidung entstanden, müssen beide, also Elternteil wie Kind, eine Tren-

---

<sup>70</sup> Geschwisterbeziehungen blieben in der Studie unberücksichtigt. Nur in sieben von 17 befragten Einelternfamilien lebten aktuell Geschwister im Haushalt zusammen.

<sup>71</sup> Bzgl. der Alterszusammensetzung der in den Haushalten lebenden minderjährigen Kindern vgl. Anhang 1.

nungs- und auch Verlusterfahrung verarbeiten, was ihr Verhältnis zueinander in unterschiedlicher Weise beeinflussen kann. Darüber hinaus wirken sich die kumulativen Anforderungen auf der Handlungsebene ebenfalls auf ihr Verhältnis zu einander und ihre Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung aus.

K: „Also das Verhältnis mit dem Niki, also das war anfangs sicherlich sehr schwierig, weil das Kind war natürlich auch ein Störfeld in meinem Leben, das war einfach so, also durch diese Schwangerschaft, zuerst habe ich mich riesig gefreut, aber wie ich dann die ersten vier Wochen schon mal hinter mich gebracht hatte, habe ich gedacht „okay, das ist ja ganz schön schräg“, ja und anfangs haben wir ziemlich auch so Spannungen gehabt, das sagt auch der Doktor Müller, also wir waren mal zur U11, das ist so eine freiwillige Untersuchung, die haben wir jetzt nochmal gemacht, weil er eben seine soziale Kompetenz nicht die beste ist und jetzt habe ich ihn einfach nochmal so prinzipiell checken lassen, aber er sagt auch, wir haben jetzt so ein richtig nettes, harmonisches Verhältnis und das war so bis er dann in die Schule gekommen ist, weißt du, jetzt wirklich bis ich dann auch akzeptiert habe >>okay, das ist jetzt mal so eine Phase in deinem Leben und gut ist<< [...]. Ja, aber momentan ist das Verhältnis super, es ist auch wirklich so harmonisch, nachdem ich mich auch mit dem Marc nicht mehr aufrege, sondern wo du einfach sagst >>okay, so wie es jetzt ist, ist es gut<<, aber wie gesagt, anfangs war das schon sehr stressig.“ (Karla H. Zeile: 421-437)

Durch die Auflösung der Ursprungstriade Vater-Mutter-Kind müssen neue Beziehungsarrangements für das innerfamiliale Zusammenleben gefunden werden. Auffallend dabei ist, dass die Interviewpersonen sich selbst und ihre Kinder nicht als Familie bezeichnen. Eher beschreiben sie sich als ‚Team‘ oder sprechen von „ich und meine Kinder“, wenn sie Aussagen über das alltägliche Geschehen oder gemeinsame Freizeitaktivitäten machen. Eine alleinerziehende Mutter geht sogar so weit und schlägt die Bezeichnung „Single mit Kind“ vor, um ihre Lebensform zu beschreiben. Diese Charakterisierung fände sie am passendsten und wäre beispielsweise auch beim Buchen von Urlaubaufenthalten bei manchen Anbietern gang und gäbe.

Insgesamt zeigt sich in den Interviews eine durchgängige Intensivierung der Dyade zwischen alleinerziehendem Elternteil und im Haushalt lebendem Kind<sup>72</sup>. Beschrieben wird diese Veränderung der Beziehungsqualität mit Begriffen wie Vertrauen, Nähe und Verlässlichkeit.

C: „*Weil wir eh so zusammenhängen, Simon und ich, durch die ganze Situation halt.*“  
(Chantal C. Zeile: 178-179)

Trennung wie Scheidung gehen mit schmerzlichen Erfahrungen einher, die sowohl die Kinder als auch die erwachsene Person verarbeiten müssen.

U: „*Also [...] er [Sohn] war ja noch recht klein, als er [Vater] weggegangen ist, und wir haben beide unsere Trauer gehabt und Wut, ja. Aber es ist, also, ich passe halt auf, dass er, dass er sich nicht zu sehr an mich klammert.*“ (Ulrike H. Zeile: 140-142)

Dabei können sie für einander unterstützend sein, oder aber Wut und Enttäuschung entladen sich innerhalb der bestehenden Beziehung.

R: „*Das ist auch wieder so phasenweise. Am Anfang weiß ich, wie das Fußball [an] gegangen ist, da war er richtig aufgedreht und sauer auf mich oder bissl wütend, bis ich gemerkt habe, da sieht er, dass die Papas da sind, die Papas schauen zu. Das kommt auch immer drauf an, was er grad so macht. Und dann krieg ich das schon zu spüren. Und ein Papa macht manchmal mit das Training, dann ist das halt der besondere Papa und er hat halt gar keinen Papa.*“

I: „*Glauben Sie, dass das anders wäre, wenn er einen Papa hätte, der aber nicht mit im Haus wohnt?*“

R: „*Ja, denke ich schon. Das kommt natürlich darauf an, es gibt ja so viele verschiedene Männer ... Wenn der natürlich auch nie aufn Fußballplatz gegangen wäre, dann wäre es wahrscheinlich nicht besser...*“ (Regina M. Zeile: 607-617)

Trennung oder Tod gehen mit Verlusterfahrungen einher, die im Gegenzug den verstärkten Wunsch nach Verlässlichkeit und Konstanz aktivieren.

---

<sup>72</sup> Nachfolgende Ausführungen beziehen sich auf Familiensituationen sowohl mit einem als auch mit mehreren Kindern. Auf Anforderungen, die sich nur in Haushalten mit mehr als einem Kind stellen, wird extra hingewiesen.

R: „Das Verhältnis zu meiner Tochter hat sich nicht geändert. Es hat sich, eigentlich durch das sind wir noch mehr zusammen gewachsen. Sie hat einfach gesehen, auf Mama ist Verlass, sie ist immer da.“ (Rosi S. Zeile: 928-930)

Alle befragten alleinerziehenden Elternteile geben dementsprechend an, dass es ihnen in Bezug auf ihre Kinder besonders wichtig ist, für diese da zu sein, sie nicht alleine zu lassen. Sie setzen sich intensiv mit der Situation ihrer Kinder auseinander und suchen nach Wegen diesen bei der Verarbeitung ihrer Trennungserfahrung, soweit es ihnen unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist, beizustehen und konstruktive Lösungen für deren Probleme zu entwickeln.

N: „Dann gab es noch die Veränderung von der Bianca, dass sie panische Angst hatte, dass sie sich an einen dran geklammert hat, wie eine Klette, dass ich nirgendwo hingehen konnte, dass sie geschrien hat, dass sie die Nächte lang, ja, in meinem Bett lag schreiend, weinend, Angst gehabt hat.“ (Nadja R. Zeile: 1450-1453)

N: „Dann habe ich den Strolchi [Hund] geholt, das hat dann auch nochmal eine Veränderung gebracht. Ja, dann hat sie sich mit dem Hund angefangen zu beschäftigen [...] Das hat die Angst genommen. [...] Und mittlerweile ist sie so wie sie ist, nicht so ganz einfach.“ (Nadja R. Zeile: 1467-1470)

Manchmal gelingt es jedoch nicht, die eigenen Kinder nach einer krisenhaften Übergangszeit in eine stabilisierte Situation zu begleiten. Dazu noch mal Nadja über ein anderes ihrer fünf Kinder:

N: „Hendrik ist komplett aus dem Ruder gelaufen, der Große. Er hat sich komplett verändert, der ist nicht mehr zu halten, ist negativ.“ (Nadja R. Zeile: 1470-1472)

Oft werden die Schwierigkeiten, die mit den Veränderungen am Übergang in die neue Lebenssituation in Verbindung stehen, durch die Beziehungskonstanz zur Hauptbezugsperson abgedeckt. In der Befragungsgruppe waren dies, bis auf einen alleinerziehenden Vater, durchgängig die Mütter, die dann auch nach der Trennung, bzw. der Geburt des gemeinsamen Kindes, die Hauptverantwortung und Zuständigkeit für die Kinder weiter übernahmen.

B: „Die Beziehung verändert, eigentlich weniger. Ja gut, verändert schon, verändert schon. Also, es ist intensiver geworden. [...] Sicherlich ja, weil ich war ja vorher auch schon die Bezugsperson, weil der Papa, der war den ganzen Tag in der Arbeit und dann wenn er am Abend heimgekommen ist, dann war er, meistens hat es dann pres-

*siert, wie er hat dann ins Training gemusst und dann hat er am Wochenende Fußball gespielt. Also war er drei Tage schon mal sowieso schon nicht da.“ (Berta B. Zeile: 733-738)*

Alle befragten alleinerziehenden Mütter und Väter hoben die besondere Bedeutung der Beziehungskontinuität zur Hauptbezugsperson für die Kinder hervor.

Einige Ausnahme ist, wenn es den Kindern bei der ehemaligen hauptverantwortlichen Person schlecht ging, sie, wie in einem Fall, von der Mutter geschlagen und vernachlässigt wurden, dann stellt eine mit der Trennung einhergehende Distanz zur bisherigen Versorgungsperson eine erhebliche Verbesserung der Lebenssituation für die Kinder dar. Welche sich auch positiv auf die Beziehung zum nun alleinerziehenden Elternteil auswirkt.

O: „*Wo ich die hierher holte, die waren froh, weil die Mama [sie] schlecht behandelt hat, geschlagen, ... Ist doch logisch, wenn ich heute jeden Tag geschlagen werde, dann gehe ich auch nicht hin. Die waren froh, wo die hier [her] gekommen sind.*“ (Olaf K. Zeile: 191-194)

Geht indessen mit der neuen Lebenssituation eine Verschlechterung der kindlichen Lebenssituation einher, beispielsweise in Bezug auf die materielle Ausstattung oder die finanziellen Verhältnisse, kann dies die Beziehung zum alleinerziehenden Elternteil umgekehrt auch erheblich belasten. Mit zunehmendem Alter vergleichen Jugendliche ihre Lebenssituation mit derer anderer, bzw. mit eigenen früheren Lebensstationen. Fällt dabei die Bilanz negativ aus, wird die ‚Schuld‘, oder auch die Verantwortung, schnell an der die Trennung herbeiführenden Person festgemacht. Gießt dann der getrenntlebende Elternteil noch Öl ins Feuer, indem er die alleinerziehende Person bei den Kindern schlecht macht, kann das das Verhältnis zwischen Kindern und alleinerziehendem Elternteil enorm belasten.

E: „*Aber dieses Impfen von klein auf war natürlich von Nachteil, weil die haben das natürlich, also am Anfang noch nicht so realisiert, aber später kommt das alles raus, was da eingimpft wurde. Und da war es dann sehr massiv hier. Also wirklich absolute Grenzfälle. Die Bella, die Ältere, die war dann so auf der Seite vom Vater gestanden und hat immer versucht, die Kleine mitzuziehen, wobei die Kleine da ein bisschen differenzierter hinschaut. Und da war es dann sehr schlimm.*“ (Edeltraud H. Zeile: 261-266)

Zusammenfassend ist festzustellen, dass es mit dem Übergang in die Einelternfamilie zu einer Intensivierung der Beziehung zwischen alleinerziehendem Elternteil und seinem Kind kommt. Durch das Wegfallen der vormals bestehenden Vater-Mutter-Kind-Triade, bzw. deren Modifikation, entsteht sowohl emotional als auch handlungspraktisch eine Lücke, die Platz macht für eben diese Beziehungsintensivierung. Auf der emotionalen Ebene verbindet das gemeinsam geteilte Schicksal der Trauer und des Verlustes. Hier bieten Elternteil wie Kind einander Halt, spenden einander Trost und Zuversicht. Hier deuten sich eine Enthierarchisierung und ein verstärkt partnerschaftlicher Umgang zwischen den Generationen an. Gleichzeitig sind alleinerziehende Elternteile aber auch den Verhaltensreaktionen ihrer Kinder auf die Trennung, und den Konsequenzen des Aufwachsens bei einem Elternteil, intensiver ausgesetzt. Zusätzlich zur alltäglichen Handlungsanforderung familialer Lebensführung erfordert dies Präsenz, Kraft und Engagement vom alleinerziehenden Elternteil, ungeachtet seiner eigenen aktuellen Gemütslage. Wie viel Kraft und Kompetenz den alleinerziehenden Müttern und Vätern für das emotionale Auffangen ihrer Kinder zur Verfügung steht hängt dabei nicht zu Letzt von deren individuellen und sozialen Ressourcenausstattung ab.

Darüber hinaus stellt die Versorgung und Fürsorge für das Kind aber auch einen Quell der Sinnhaftigkeit eigenen Tuns für die alleinerziehenden Mütter und Väter dar. Die Kumulation familialer Aufgaben ist zwar nicht zu unterschätzen, sie stellt aber auch gleichzeitig sinnstiftende Identitätsfolien zur Verfügung, die in Zeiten der Orientierungslosigkeit in der Lage sind, das Chaos des Alltags zu strukturieren und eigenes Handeln sinnvoll anzuleiten.

Neben all dem beeinflusst auch der lebenspraktische Vollzug der sozialen Praxis von Einelternfamilien das Verhältnis zwischen alleinerziehenden Elternteil und Kind. Die Allzuständigkeit der alleinerziehenden Person führt zu einer spezifischen Alltagsgestaltung, die von den Kindern in zunehmendem Maße Eigenständigkeit, Verlässlichkeit und Verantwortungsübernahme erfordert. Hier sei nochmals auf das Beispiel von Ulrike und ihren Sohn Sebastian verwiesen:

U: „*Da habe ich jetzt keine Angst, dass er da stundenlang vor dem Computer sitzt und bei uns ist einfach Vertrauen, gegenseitiges Vertrauen ist bei uns ganz groß. Er kann mir hundertprozentig vertrauen und ich ihm.*“ (Ulrike H. Zeile: 131-133)

Der Zeitmangel Alleinerziehender bedingt das es selten zu Formen der Überfürsorge kommen kann, bzw. bestehende Overprotecting Verhältnisse zurückgefahren werden (müssen).

N: „... vorher [vor ihrer Trennung vom Ehemann] *habe ich das gar nicht unter Kontrolle gehabt oder ich habe halt alles alleine immer gemacht und habe die Kinder auch nicht so in Verantwortung reingezogen, habe das halt immer versucht für sie alles zu regeln. Mein Mann hat immer gesagt, >>das ist Dein Aufgabengebiet<<, und dadurch waren die Kinder sehr unselbstständig und [...] waren auch gar nicht fähig sich, zum Beispiel wie jetzt [Tobi] Nudeln zu kochen, gar keine Chance.*“ (Nadja R. Zeile: 1369-1373)

Hier offenbart sich ein wechselseitiges Bedingungsgefüge. Alleinerziehende Eltern kommen gar nicht umhin als von ihren Kindern mehr Eigenständigkeit und Verantwortungsübernahme einzufordern, wollen sie den alltagspraktischen Anforderungen ihrer Lebenssituation gerecht werden. Die Kinder ihrerseits sehen die Notwendigkeit und kooperieren bestenfalls in dem sie den gegebenen Erfordernissen mit ihrem Verhalten Rechnung tragen.

Aber nicht nur ein spezifischer Zeitmangel ist typisch für die Lebenssituation Alleinerziehender, auch der parallel zu konstatiertende Kräftemangel ist für diese charakteristisch. Mangelnde Kraftressourcen erschweren den Umgang mit den Kindern, denn Erziehung kostet Kraft und erfordert klare Präsenz.

K: „*Also, nach der Trennung, die erste Zeit war es total gut, also, sie [die Kinder] haben total super auf mich gehört und so und jetzt kommt halt doch manchmal so raus, dass irgendwie, wie weit können sie bei der Mama gehen bis einmal etwas kommt, so. So auf die Art kommt mir das momentan so vor.*“ (Karin P. Zeile: 358-360)

Diese Situation kann sich dahingehend aufschaukeln, dass es zu vermehrten inadäquaten Reaktionsmustern seitens des alleinerziehenden Elternteils kommt. So schildern die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter, dass es ihnen schwer fällt ruhig und geduldig zu bleiben, wenn alles zusammenkommt. Mit dem Alter der Kinder verändern sich auch die erzieherischen Anforderungen.

I: „*Wird's alleinerziehend sein leichter wenn die Kinder älter werden oder wird's einfach bloß anders?*“

E: „*Also von der körperlichen Anstrengung her wird es leichter. Von wie die Kinder aufmüpfig werden und Vorwürfe machen dann, dass man ja keine Familie ist und solche Sachen, dann wird es verdammt hart. Es geht Vielen so. Da wird's verdammt hart.*“ (Edeltraud H. Zeile: 234-238)

Mit zunehmendem Alter wird für Kinder, bzw. Jugendliche, die eigene familiäre Situation thematisch. Sie reflektieren für sich, aber auch im Austausch mit Freunden und Eltern ihre Lebenssituation. Und äußern dabei Wohlgefallen, zeigen aber auch deutlichen Unmut. Die Kritik an der familialen Lebenssituation trifft auch die Eltern und ist, insbesondere bei eigener Unzufriedenheit oder Defiziterleben, nur schwer auszuhalten.

Die alleinige Zuständigkeit einer Person und der damit verbundene Zeitmangel bedingen ein weiteres Wesensmerkmal der Eltern-Kind-Beziehung in Einelternfamilien: eine erhöhte Gefahr der sozialen Isolierung. Der Aufbau von sozialen Netzwerken benötigt Zeit und Energie. Beides steht alleinerziehenden Eltern nur eingeschränkt zur freien Verfügung. Ein Mangel an sozialen Kontakten erhöht die Gefahr der Exklusivbeziehung zwischen Elternteil und Kind. An erster Stelle als Freizeitpartner alleinerziehender Elternteile rangieren deren Kinder.

#### **5.4.2 Familiale Kernmitglieder und getrenntlebender Elternteil<sup>73</sup>**

Liebesbeziehungen enden häufig durch den Tod, zunehmend aber auch durch Trennung und Scheidung. Ob gewollt oder ungewollt, immer ist das Ende der Beziehung mit dem Erleben von Schmerz, häufig auch mit Wut und Verzweiflung, verbunden. Also mit vielen, vielen – manchmal auch widersprüchlichen – Gefühlen und Empfindungen. Symptomatisch für Trennungen und Scheidungen ist, dass diese Gefühle bereits lange vor dem Endpunkt einsetzen, und ebenso wie im Todesfall, über längere Zeiträume hinweg als Schmerz- und Verlusterfahrung bestehen und nachwirken können.

Sind aus der Verbindung Kinder hervorgegangen, so stehen die ehemals Liebenden nicht nur vor den Scherben ihrer Verbundenheit, sondern auch vor der ganz alltagspraktischen Frage, wie sich nun um die gemeinsamen Kinder gekümmert werden soll. Die Antworten, die auf diese Frage gefunden werden, beeinflussen das Zusammenleben und die Alltagsorganisation der nun entstehenden Einelternfamilie ebenso, wie deren personelle Zusammensetzung. Unabhängig von den jeweiligen „Lösungswegen“ verändert sich das Verhältnis zwischen den Mitgliedern der Ursprungskonstellation. Es müssen neue Wege für eine gelebte Elternschaft bei getrennter Partnerschaft beschritten werden. Die vonstattengehenden Veränderungen hin-

---

<sup>73</sup> In diesem Kapitel beziehen sich die Angaben nur auf 14 Befragte. In drei Fällen war der andere Elternteil zum Zeitpunkt der Befragung bereits verstorben.

terlassen dabei Spuren: in der Beziehung zwischen alleinerziehendem, also hauptverantwortlichem Elternteil und Kind ebenso, wie zwischen dem nun „außer Haus“ lebendem Elternteil und seinen Kindern. Die vormals bestehende Vater-Mutter-Kind-Triade modifiziert sich. Diese Modifikation ist konstitutiv für die Etablierung der Einelternfamilie. Aus dem ehemaligen Liebes- wird bestenfalls ein Sorgeverhältnis zwischen den ehemaligen Partnern und aus der Partnerschaft bestenfalls eine konstruktiv gelebte Elternschaft. Manches Mal wird aber auch dieses Verhältnis ein- oder beidseits aufgekündigt, von einem oder beiden Partner torpediert oder in anderweitiger Form verhindert. Unter systemischen Gesichtspunkten zeigt sich, dass die Art und Weise, wie die Elternteile zu einander stehen und es ihnen gelingt ihre Elternschaft zu leben, Einfluss auf deren jeweiliges Verhältnis zu ihren Kindern hat.

Nach der vorausgehenden Schilderung der Beziehung zwischen alleinerziehendem Elternteil und Kind aus Sicht der Befragten, sollen nun im Anschluss einige ihrer Erfahrungen hinsichtlich ihres Verhältnisses und des derzeit praktizierten Umgangs mit dem ehemaligen Partner benannt werden, um dann ihre Wahrnehmung des Verhältnisses ihrer Kinder zum anderen Elternteil zu thematisieren.

### **Das Verhältnis der Eltern nach Trennung oder Scheidung**

Befragt nach ihrem derzeitigen Verhältnis zum getrenntlebenden Elternteil gaben fünf der befragten 17 Personen an, dass ihr aktueller Kontakt schwierig ist. Insbesondere die Anfangszeit nach der Trennung barg vielfältige Konfliktmöglichkeiten. Denn, auch wenn die innere emotionale Lösung noch nicht vollends vollzogen ist, bedarf es bereits des getrennten Vollzugs ehemals gemeinsamer lebenspraktischer Angelegenheiten. Neben finanziellen Dingen, müssen auch die Modalitäten getrennt gelebter Elternschaft ausgehandelt werden. Es geht um Fragen von Fürsorge- und Erziehungszuständigkeiten, Rollenverhältnissen und –verständnissen. Die Reorganisation der Beziehungen muss alltagspraktisch vollzogen werden. Wann schläft das Kind bei wem, wer bringt es zur Schule, wer holt es ab? Wer zahlt wie viel Unterhalt? Wer ist überwiegend für es zuständig, wer übernimmt die Hauptfürsorge? Gibt es so jemanden überhaupt? Und dann das Erleben, das Dinge außerhalb der eigenen Einflussmöglichkeit geregelt und gelebt werden, die nicht den persönlichen Vorstellungen und Vorlieben entsprechen. All das bietet reichhaltigen Zündstoff. Und manches Mal geht der Kommunikationsanlass im Eifer des „Gefechts“ verloren und ohne dass man sich versieht werden

an konkreten alltagspraktischen Fragen Nähe- und Distanzregulationen vorgenommen und Grenzen markiert.

I: „*Und warum habt ihr euch für diese Drei-Wochen-Regelung entschieden?*“

A: „*Weil alles andere mit dem Mann nicht umsetzbar war. Das ist, ich habe da wirklich Pläne aufgestellt und auch geredet und das klappt nicht, das klappt nicht, das klappt nur in Zusammenhang mit dem, wenn ich am Samstag arbeiten muss. Dann funktioniert das, aber anders ist es nicht, nicht zu bewerkstelligen. Nicht mit, mit den Worten, mit Schreien, mit nichts. Es ist einfach so und jetzt hat sich das so eingepen delt.*“ (Ulrike H. Zeile: 59-65)

Schwierig wird es besonders dann, wenn keine bewährten Formen der Konfliktregulation zur Verfügung stehen auf die man zurückgreifen kann. Wenn die Interaktion und wechselseitige Bezugnahme bereits während der Partnerschaft diffizil und mühsam war. Dann ist die Gefahr groß, dass sich Erfahrungen der Ohnmacht reproduzieren und Gefühlen der Hilflosigkeit und des ausgeliefert Seins Vorschub leisten. Dies belastet das wechselseitige Verhältnis und führt, im günstigsten Fall, zur hinnehmenden Resignation, um einen vollständigen Kontaktabbruch zu vermeiden.

U: „*Am liebsten wäre es mir ich hätte keinen Kontakt, aber das ist jetzt so, dass ich habe da eine recht gleichgültige Einstellung und kann da gelassen mit umgehen und es gibt auch jetzt keinen so direkten Kontakt. Das geht viel über das Telefon und also, es gibt auch keine so eine Übergabe, dass, dass er kommt, das Kind nimmt und ich bin da dabei, das ist, geht anders. Also, entweder ist der Alexander allein oder ich bringe ihn beim Vater vorbei und warte bis er halt dann im Haus ist.*“ (Ulrike H. Zeile: 87-91)

Um potenziellen Konflikten aus dem Weg zu gehen, werden Kontakte soweit wie machbar begrenzt. Dies führt mitunter dazu, dass die Kinder bereits früh dazu angehalten werden, ihre Belange mit dem getrennt lebenden Elternteil selbstständig zu lösen, ihre Meinung diesem gegenüber zu vertreten und für Eigeninteressen einzustehen.

U: „*Es ist jetzt nicht so, dass er ungern hingeht, überhaupt nicht. Es gab mal so, so Phasen und dann habe ich wirklich nachgebohrt, was ist denn und wenn es dir nicht gefällt beim Papa, dann sprich ihn darauf an, du musst mit deinem Papa reden, weil es hat keinen Sinn, wenn du es mir sagst und ich sage es deinem Papa, das bringt nichts. Sag es ihm doch, es betrifft dich ja. Und das ist jetzt aber wirklich, das hat et-*

*was über drei Jahre gedauert und jetzt ist es gut. Es ist da Ruhe und Frieden drinnen und das ist einfach für ihn auch gut.“ (Ulrike H. Zeile: 106-111)*

Was hier deutlich wird ist die enge Verwobenheit der triadischen Beziehungskonstellation zwischen Vater, Kind und Mutter. Und welche Auswirkungen dies auf das praktische Tun der Beteiligten hat. Aber auch, wie in diesem Tun Potentiale der Persönlichkeitsentwicklung – in diesem Falle für das Kind – eingelassen sind. Den Modifikationen der klassischen Vater-Mutter-Kind-Triade sind sowohl Belastungen als auch Chance auf Weiterentwicklung und Entfaltung inhärent.

Vier der befragten Personen geben an, überhaupt keinen Kontakt mehr zum anderen Elternteil zu haben. Dies wird bezüglich der Kinder bedauert, da in Konsequenz auch die Kinder keinen Kontakt mehr zum getrennt lebenden Elternteil haben. Übereinstimmend vertreten alle alleinerziehenden Mütter und Vater der Befragung die Meinung, dass ein Kind ein Recht auf seinen getrennt lebenden Elternteil habe, unabhängig davon, wie sie sich selbst aktuell mit diesem verstehen. Aus diesem Grund bedauern die befragten Elternteile den fehlenden Kontakt. In zwei Fällen führte dies dazu, dass sich die betreffenden alleinerziehenden Mütter aktiv um eine Kontaktanbahnung zwischen Vater und Kind bemüht haben. Jedoch lehnten dies die Väter in beiden Fällen dauerhaft ab.

*J: „Ich hab ihm Fotos geschickt. Ich habe versucht mit ihm zu reden. Ich habe seiner Familie eine Karte gebastelt, zu Weihnachten habe ich ihnen einen Kalender gemacht mit Fotos und geschickt [...]. Er will es nicht. Ich habe eineinhalb Jahre gekämpft. Und jetzt habe ich die Schnauze voll.“ (Jana H. Zeile: 272-274; 258-259)*

Kontaktabbruch stellt nicht nur eine erhebliche emotionale Belastung für die Kinder dar, sondern forciert auch die Kumulation der bestehenden Belastungen für den alleinerziehenden Elternteil. Darüber hinaus erschwert der Kontaktabbruch auch ganz einfache Alltagshandlungen: Will man beispielsweise für sein Kind ein Konto bei einer Bank eröffnen oder einen Reisepass beantragen - immer ist die Unterschrift des anderen Elternteils vonnöten. Dies zwingt alleinerziehende Personen dazu, entweder ihre private Situation gegenüber diesen Stellen offen zu legen und auf Verständnis zu hoffen, oder irgendwie Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil herzustellen, um zumindest die nötigen Unterschriften zu bekommen. Der Gefahr einer Reaktivierung der möglicherweise ungeklärten Partnerschaftskonflikte wird hier Tür und Tor geöffnet.

Schneider (Schneider, 2003) weist außerdem darauf hin, dass die Bereitschaft Unterhalt zu zahlen neben der persönlichen Leistungsfähigkeit von der Kontakthäufigkeit des Unterhaltspflichtigen zum Kind abhängt. „Je seltener und unregelmäßiger der Kontakt zwischen dem Kind und dem unterhaltspflichtigen Elternteil ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass für das Kind keine Unterhaltszahlungen erfolgen“ (Schneider, 2003, S. 75). Dieser enge Zusammenhang lässt sich auch in der vorliegenden Studie beobachten.

Der Personengruppe, die ein zwar belastetes, aber bestehendes Verhältnis zum anderen Elternteil angibt, gelingt es ihren Kindern den Kontakt zum anderen Elternteil zu ermöglichen. Daher konnten insgesamt zehn der Befragten angeben, dass ihr Kind Kontakt zum anderen Elternteil hat.

Fünf der befragten alleinerziehenden Mütter und Vätern beschreiben die Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil als positiv und unterstützend. Die Trennung hat die gewünschte Entlastung gebracht und eine neue Basis der Elternschaft ermöglicht.

S: „*Wir sind mittlerweile auch auf einem relativ gutem Verhältnis, dass wir sagen können, wir reden miteinander. Wir sagen, wir sind zwar kein Paar mehr, aber wir sind Eltern und wir haben Verantwortung und darum regeln wir das schon irgendwie.*“ (Stefanie A. Zeile: 316-318)

Nach einer gewissen Zeit des Abstandes und auf der Basis geklärter Verhältnisse gelingt es dieser Gruppe, den anderen Elternteil als verantwortlichen Miterzieher bzw. Miterzieherin anzuerkennen, zu respektieren und, wie im vorliegenden Fall, als positive Erweiterung der eigenen Erziehungskompetenz zu erfahren.

O: „*Aber ich meine, wir haben auch ganz unterschiedliche Erziehungsstile. Deshalb hat es auch überhaupt nicht geklappt. Ich meine, dieses >>Bitte<< zum Beispiel, das kommt absolut vom Vater, ist ja absolut okay. Ich bin halt chaotisch, kreativ, spontan und er ist so ganz durchstrukturiert. [...] Vor kurzem habe ich die Mädels abgeholt und bin noch zum Frühstück geblieben und ich fand das toll. Weißt, die Kinder wachen auf, wissen genau, wo ihre Schuhe stehen, dass die Socken in den Schuhen sind. Bei mir ist das immer, >>wo sind die Socken... da ist einer, wo ist der Zweite, ... keine Ahnung<<, muss gesucht werden...“* (Olivia S. Zeile: 613-619)

Befreit vom Alltag gemeinsamer Lebensführung gelingt es manchen sogar ein eher freundschaftliches Verhältnis zu einander zu entwickeln. Dann verbinden nicht nur die gemeinsa-

men Kinder, sondern auch das wechselseitige Interesse an einander wieder die ehemaligen Partner. Gegenseitiges Wohlwollen prägt dann den Austausch und Kontakt.

K: „*Komischerweise, seit der weg ist, verstehen wir uns relativ gut.*“ (Karin P. Zeile: 283)

Praktische Hilfe durch den getrennt lebenden Elternteil erfolgt meist durch dessen Betreuungs- und Erziehungsübernahme im Rahmen der Besuchsregelung. Eine alleinerziehende Mutter erhält darüber hinaus auch Unterstützung im lebenspraktischen Bereich, was jedoch eher untypisch ist.

O: „*Ja, Holzhacken und Computergeschichten, das kann ich immer noch abgeben.*“ (Olivia S. Zeile: 127)

In den zitierten Beispielen wird die Vielfalt möglicher Formen der Beziehungsgestaltung zwischen getrenntlebenden Elternteilen erkennbar. Diese reicht von völligem Kontaktabbruch, über stillhaltende Akzeptanz, bis hin zu freundschaftlicher Verbundenheit und gegenseitiger Unterstützung der ehemaligen Partner. Darüber hinaus zeigen die zitierten Interviewsequenzen außerdem, dass durch das Verhältnis der ehemaligen Partner zu einander, der Möglichkeitsrahmen der von ihnen gelebten Elternschaft absteckt wird. Nach Baum (Baum, 2004) lassen sich kooperative, parallele und konflikthafte Gestaltungsformen von Elternschaft getrenntlebender Eltern unterscheiden. Demnach stünde die Elternschaft von Stefanie A. und ihrem Ex-Freund exemplarisch für eine kooperativ gelebte Elternschaft. Dagegen zeigt das Beispiel von Ulrike H. und ihrem Ex-Ehemann, dass sich die Form der Elternschaft im zeitlichen Verlauf auch verändern kann, in diesem Fall von einer konflikthaften zu einer parallelen Elternschaft.

### **Das Verhältnis der Kinder zum getrenntlebenden Elternteil**

Besteht Kontakt zwischen getrennt lebendem Elternteil und dem Kind oder den Kindern, findet dieser überwiegend regelmäßig statt. Die zeitlichen Abstände sind individuell unterschiedlich geregelt, von mehrmals pro Woche, an jedem zweiten Wochenende, bis hin zu allen sechs Wochen. Außerdem ist es den Kindern dann in der Regel auch möglich, außerhalb der Reihe Kontakt zu ihrem getrennt lebenden Elternteil aufzunehmen. Sie können mit ihm telefonieren oder sich treffen.

P: „*Es kommt allerdings vor, dass er [Sohn des Befragten] stark Sehnsucht hat oder sie [getrenntlebende Mutter des Kindes]. Gestern zum Beispiel hat er Geburtstag gehabt und dann sind wir am Nachmittag mit dem Zug nach Willing gefahren, wo sie arbeitet. Sie hatte um fünf Uhr Dienstschluss und dann haben wir uns noch zwei schöne Stunden gemacht.*“ (Prekaritätssekretär Zeile: 157-160)

Erstaunlich ist, dass es bisweilen auch zu einer Intensivierung des bestehenden Eltern-Kind-Verhältnisses zum aushäusigen Elternteil kommen kann, wie dies beispielsweise bei Sebastian und seinem Vater der Fall war

U: „*mittlerweile ist das Verhältnis zum Vater, gut, weil, weil ich halt geschaut habe, dass sie, [...] dann wenigsten, wenn ich Samstag arbeiten muss, auch noch den Sonntag miteinander verbringen, dass er einfach den Vater kennengelernt, weil gekannt hat er ihn nicht, auch als er noch bei uns gelebt hat, war er einfach nie da. Der war nie präsent. Da war der Job das Allerhöchste und da ging die Zeit hin und auch wenn er am Wochenende da war, so mit uns zusammen was gemacht hat er nicht. Und ja, von daher hat er jetzt mehr Vater wie damals, zum Beispiel, als er noch bei uns gewohnt hat. Aber es hat jetzt wirklich drei Jahre gedauert bis das so ist.*“ (Ulrike H. Zeile: 91-99)

Eine solche Entwicklung mag auf den ersten Blick irritieren. Doch beim genaueren Hinschauen wird rasch klar, wie es dazu kommen kann. Das, was sich vormals im selbstverständlich gewordenen Familienalltag vollzog – häufig nebenbei und unbeachtet –, muss nun aufs Neue hergestellt werden. Eine Entwicklungsaufgabe nicht nur für das Kind, sondern auch für den getrennt lebenden Elternteil. All das geschieht situativ „entlastet“ vom triadischen Vater-Mutter-Kind-Geschehen eines Zweielternhaushaltes, und in einer personellen Ausschließlichkeit, die häufig weder das Kind noch für den Elternteil gewohnt war. Damit bieten sich vielfältige Anlässe neuer Erfahrungen: im Umgang miteinander und Verhältnis zu einander, aber auch im Hinblick auf das eigene Selbstverständnis in der Rolle als Vater bzw. Mutter, als Sohn oder Tochter dieses Vaters bzw. dieser Mutter. Für beide Parteien steckt darin eine große Portion an neuen Entwicklungschancen im Umgang miteinander.

Nicht immer nimmt die Eltern-Kind-Beziehung eine solchen Entwicklungsverlauf. Die Interviewdaten enthüllen Fälle, die denen sich genau entgegengesetzte Entwicklungsverläufe abzeichnen. Wo Eltern nach der Trennung auch den Kontakt zu ihren Kindern abbrechen, sich mehr oder weniger aus dem Kontakt „schleichen“ oder sich als derart unzuverlässig erweisen,

dass dies als Kontaktverweigerung erlebt wird. Solche Erfahrungen sind für die Kinder dramatisch.

N: „*Er kümmert sich nicht mehr, er hat ihr versprochen, >>ja ich komme und hol dich in den Ferien<<. Sie stand sechs Wochen unten, sechs Wochen immer wieder und hat auf ihn gewartet mit dem Koffer, wann er sie endlich holt.*“ (Nadja R. Zeile: 1456-1458)

Die erlebte Ablehnung oder Unzuverlässigkeit, welche gleichsam als Bedeutungslosigkeit empfunden wird, belastet die Kinder erheblich.

N: „*Nelly hat sich verändert ... dass sie ziemlich viel Hass in sich trägt, es aber nicht unbedingt zeigt. Also, sie macht ja so auf positives Bild, aber sie hat ziemlich viel Trauer und ziemlich Hass immer wieder in sich, weil sie halt immer wieder Kontakt zu ihm sucht [...] und er verspricht, dass er kommt ... und kommt nicht.*“ (Nadja R. Zeile: 1536-1540)

Neun, von den insgesamt 29 minderjährigen Kindern der Untersuchungsgruppe, die in vier der untersuchten Einelternfamilien leben, teilen eine solche Erfahrung. Sie haben keinerlei Kontakt mehr zu ihrem außer Haus lebendem Elternteil. Und dies, obwohl ihnen eigentlich von Gesetzeswegen her das Recht auf Umgang mit ihren Eltern, und zwar mit beiden, zugesichert. Die vom Gesetzgeber intendierte aktive Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehung durch beide Elternteile stößt in der alltagspraktischen Ausgestaltung an ihre Grenzen. Genau genommen wäre „jeder Elternteil [...] zum Umgang mit dem Kind verpflichtet und berechtigt“ (§ 1694 Abs. 1 BGB). Unterstützt wird diese Regelung durch den seit 1998 gegebenen Regelfall eines gemeinsamen Sorgerechts beider Eltern nach Scheidung und dem seit dem 19. Mai 2013 bestehenden Gesetz zur rechtlichen Neuregelung der elterlichen Sorge nicht miteinander verheirateter Eltern. Dieses räumt dem nichtehelichen Vater die Möglichkeit auf ein gemeinsames Sorgerecht mit der Mutter ein. Dafür müssen beide Eltern übereinstimmend beim örtlich zuständigen Jugendamt erklären, dass sie die elterliche Sorge gemeinsam ausüben wollen, oder der Vater beantragt beim Familiengericht das Mitsorgerecht für sein Kind. Dieses kann ihm gegebenenfalls auch gegen den Willen der Mutter zu gesprochen werden, so lange dies dem Wohle des Kindes entspricht.

Gemessen an den hier dargestellten empirischen Ergebnissen wird deutlich, dass die genannten rechtlichen Regelungen nur begrenzt die tatsächlich gelebte soziale Praxis widerspiegeln. Stattdessen kommt ihnen wohl eher eine handlungsorientierende, normative Funktion zu.

Besteht indessen auf Seiten des getrennt lebenden Elternteils Kontaktbereitschaft so wird dieser, aus Sicht der befragten Personen, auch aktiv unterstützt. Vor allem in der Anfangszeit oder bei noch jüngeren Kindern übernimmt dabei die hauptverantwortliche Erziehungsperson häufig eine flankierende bzw. befördernde Rolle. Besuchsregelungen müssen ausgehandelt, Zeiten vereinbart werden. Häufig müssen die Kinder auch zum anderen Elternteil gebracht oder von diesem abgeholt werden.

Beim Aushandeln von Besuchs- und Umgangsregelungen geht es aber nicht nur darum Ort und Zeiten der Begegnung zu vereinbaren. Tiefergehende Analysen zeigen, dass an dieser Thematik häufig auch Fragen von Nähe und Distanz zum innerfamilialen Kernbereich der Einelternfamilie, von Macht und Einfluss in der Erziehung der Kinder (wer hat wo was zu sagen) und Rollenverteilungen und –verhältnisse ausgehandelt werden. So zeigt sich beispielsweise, dass die hauptverantwortlichen Elternteile oftmals implizite Beurteilungen über die Erziehungskompetenz, Verlässlichkeit und Eignung des getrennt lebenden Elternteils vornehmen und anhand dieser Bewertungen Umgang mit dem Kinder „erlaubt“ oder auch „verwehrt“ wird. Die letztendliche Entscheidungsmacht bleibt somit in Händen des bzw. der Hauptverantwortlichen.

Zum Beispiel entscheidet Berta B., dass ihr ehemaliger Ehemann zwar Kontakt zum gemeinsamen Sohn, nicht aber zur Tochter haben kann. Sie argumentiert mit dem Alter der Tochter, und dass diese noch zu klein sei. Inwieweit hier auch emotionale Verletzungen der Mutter ausschlaggebend sind, die, während sie mit ihrer Tochter schwanger war, vom Ehebruch ihres Mannes erfuhr, sei an dieser Stelle erst einmal dahingestellt. Viel wichtiger ist, dass sich ein ähnliches Muster bei allen Teilnehmerinnen der Untersuchung finden lässt. Wenn diese das Erziehungsverhalten ihres Ex-Partners als inadäquat einschätzen, bspw. aufgrund inadäquaten Fürsorgeverhaltens (tendenzielle oder temporäre Vernachlässigung) oder Erziehungsmaßnahmen (wie Schläge), vermeiden oder reduzieren sie den Kontakt des Kindes zum Vater. Bei den männlichen Untersuchungsteilnehmern lässt sich diese Verhaltensweisen hingegen nicht im selben Ausmaß finden. Unter dem Motto: „Ein Kind braucht seine Mutter“ befürwortet beispielsweise Olaf den Kontakt seiner Kinder zur Mutter und begleitet diesen, auch wenn sie die Kinder, als diese bei ihr lebten, geschlagen und vernachlässigt hat.

Allem Anschein nach legitimiert, aus Sicht der Befragten, die besondere Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung, diese differierenden Handlungsweisen. Die handlungsleitende Maxime der exklusiven Mutter-Kind-Beziehung führt zu genderspezifischen Ausgestaltung von Umgangsregelung, auf jeden Fall in der befragten Untersuchungsgruppe.

Wie sich der Kontakt zwischen getrennte lebendem Elternteil und Kind gestaltet, hängt zum einen von der aktiven Gestaltungsleistung des getrennt lebenden Elternteils und seines Kindes ab, zum anderen auch davon, was der hauptverantwortliche Elternteil an Nähe und Einflussnahme zu lassen kann.

Inhaltlich werden die Kontakte unterschiedlich ausgestaltet. Von Kontakten, die ausschließlich zur gemeinsamen Freizeitgestaltung genutzt werden und eher als unterhaltsame Besuche, denn als Verantwortungsübernahme von außen bewertet werden, bis hin zu aktiv geteilter Elternschaft. Zwischen diesen beiden Polen rangieren die unterschiedlichen Kontaktmodi in der untersuchten Gruppe.

Der jeweils gelebte Modus der Elternschaft (kooperativ, parallel, konflikthaft) nimmt gar nicht selten auch Einfluss auf die inhaltliche Ausgestaltung des Eltern-Kind-Verhältnisses.

Eltern, die ein kooperatives Verhältnis zu einander entwickeln konnten, fällt es dementsprechend in der Regel leichter, auch in der alltäglichen Umsetzung ihrer Elternschaft hinsichtlich Erziehungs- und Fürsorgeaufgaben zusammenzuarbeiten. Neben Olivia S. und ihrem ehemaligen Partner, gelingt dies auch Stefanie A. und ihrem ehemaligen Freund sehr gut:

A: „*Er nimmt sie halt am Wochenende, wenn ich jetzt in der Arbeit bin oder wenn ich jetzt einmal sage, ich habe was zum Erledigen oder er nimmt sie auch mal unter der Woche, wenn er Urlaub hat und jetzt macht er die Eingewöhnungsphase gerade mit ihr, weil ich gesagt habe, ich kann mir jetzt nicht so schnell wieder frei nehmen, ich habe gerade erst das Arbeiten angefangen. Er kümmert sich schon und ist Papa*“ (Stefanie A. Zeile: 312-316)

In den beiden genannten Fällen leben die jeweiligen Elternteile relativ nahe beieinander. Dies erleichtert die Umsetzung einer aktiven Erziehungspartnerschaft und alltäglich geteilter Elternschaft.

Kontakte zu den Eltern des getrennt lebenden Elternteils sind eher selten. Nur drei der befragten alleinerziehenden Personen erzählen von derartigen Verhältnissen.

Einelternfamilien kennzeichnet eine grundlegende Veränderung aller bislang bestehenden Beziehungen zwischen den am familialen Ursprung Beteiligten. Sowohl auf der Partnerebene als auch auf der Eltern-Kind und der Eltern-Eltern-Kind-Ebene verlaufen Reorganisations- und Umstrukturierungsprozesse, die sich wechselseitig über die verschiedenen Ebenen hinweg beeinflussen. Wie diese Prozesse vonstattengehen hat Auswirkungen auf die gelebten

innerfamilialen Beziehungen als auch auf die verschiedenen Beziehungsstränge zum „externen Familienmitglied“ – dem getrennt lebenden Elternteil. Dieses Veränderungspotential besteht weit über die erste Phase der Etablierung der Einelternfamilie hinaus. Bekanntlich unterliegt der gesamte Familienverlauf einer steten Entwicklung. Dies gilt für Zweielternfamilien ebenso wie für Einelternfamilie, hier aber unter veränderten Vorzeichen. Hervorgerufen werden diese Veränderungen unter anderem durch Entwicklungs- und Reifungsprozesse der Kinder, die veränderte Erziehungs- und Fürsorgeaufgaben nach sich ziehen, aber auch durch persönliche Weiterentwicklungen auf Seiten der Erwachsenen. Mit zunehmendem Alter der Kinder verändern sich aber nicht nur Erziehungs- und Fürsorgeaufgaben, sondern auch ihr Verhältnis zu Vater und Mutter. Kennzeichnend für Einelternfamilien ist, dass diese Modifikationen auf der Kind-Eltern-Ebene auch richtungsweisende Neugestaltungen auf der Elternebene nach sich ziehen (können). Denn je unabhängiger Kinder ihren Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil selbst gestalten können, desto mehr ist der andere Elternteil seiner flankierenden Rolle entthoben, auch wenn es weiterhin vielfache Berührungs- und Klärungspunkte zwischen den Elternteilen gibt, je älter die Kinder werden, desto weniger unabänderlich ist deren Kontakt. Wie sich das Verhältnis auf der Elternebene weiterentwickelt hängt dann davon ab, welche „neue“ Beziehungsqualität sich zwischen diesen im zeitlichen Verlauf entwickeln konnte. Dabei geben die in der Regel unumgänglichen Abstimmungsleistungen und Handlungskoordinationen zwischen den ehemaligen Partnern, hinlänglich Anlass zu neuen Erfahrungen in den veränderten Rollenkonstellationen. Darin steckt die potentielle Chance veränderten Fremd- und Selbsterlebens sowie der Revision und Neudefinition ihrer Beziehung.

Die dargestellten Ergebnisse zeigen, dass sich das familiale Beziehungs- und Interaktionssystem Einelternfamilie, sowohl im Binnenbereich seiner Kern- bzw. Nuklearbeziehungen als auch im erweiterten Familienkreis des getrennt lebenden Elternteils, als äußerst dynamisch erweist und wechselseitig miteinander verschränkt ist. Neben den genannten Entwicklungs- und Reifungsprozessen auf individueller Ebene, verlangt dies nach immer wieder neuen Arrangements des Zusammenlebens, der Beziehungsgestaltung und der Arbeitsteilung über Haushaltsgrenzen hinweg.

Richtet man den Blick auf die weitere Entwicklung der Einelternfamilie so stellt sich die Frage, inwieweit neue Partnerschaften der getrennt lebenden Elternteile auf diese Einfluss nehmen

### 5.4.3 Alleinerziehende Personen und neue Partnerschaften

In der vorliegenden Untersuchung wird ‚Einelternfamilie‘ definiert als das alleinige Zusammenleben eines Elternteils mit seinem leiblichen Kind, oder seinen leiblichen Kindern, in einem gemeinsamen Haushalt. Dies schließt nichteheliche Lebensgemeinschaften ebenso aus, wie das gemeinschaftliche Zusammenleben des alleinerziehenden Elternteils und seiner Kinder mit einem neuen Partner bzw. einer neuen Partnerin. Aufgrund dieser theoriegeleiteten Auswahl des Studiensamplings kann sich die Frage, ob die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter aktuell in einer Partnerschaft leben ausschließlich auf getrenntlebende Partnerschaften beziehen.

Von den 18 befragten Personen gab nur ein alleinerziehender Vater an in einer - wenn auch erst seit Kurzem bestehenden - Partnerschaft zu leben. Seine Freundin lebt zwar in einem eigenen Haushalt unterstützt ihn jedoch aktiv bei der Haushaltsführung

O: „[Im] Haushalt hilft mir meine Freundin. Seit vier Monaten sind wir zusammen. Die hilft mir wirklich viel, aber okay, sie arbeitet, auch zehn Stunden am Tag. Aber Haushalt, kochen, Wäsche, das macht sie schon.“ (Olaf, K. Zeile: 270-272)

Zwei weitere alleinerziehende Mütter erwähnten im losen Kontakt zu Partnern zu stehen. Im einen Fall auf Grund räumlich weitentfernter Wohnorte, im anderen Fall war zum gegebenen Zeitpunkt noch offen wie sich das gegenseitige Verhältnis weiterentwickeln wird.

Bis auf eine Person gaben alle befragten Alleinerziehenden an zwar schon den Wunsch nach einer Partnerschaft in sich zu tragen, doch mangelt es an „passenden“ Partnern bzw. Partnern, die zur eigenen aktuellen Lebenssituation passen würden.

K: „... ja und so Partnerschaft, weißt du, das muss halt wirklich passen.“ (Karla H. Zeile: 530-531)

Neben der Schwierigkeit unter restriktiven zeitlichen Ressourcen überhaupt einen neuen Partner zu finden, sind sich insbesondere die alleinerziehenden Mütter darin einig, dass eine neue Partnerschaft auch zusätzliche Anforderungen an sie herantragen würde. Die Rückkehr in herkömmliche Modelle klassischer Rollenverteilung schließen sie für sich (nun mehr) weitestgehend aus.

#### 5.4.4 Alleinerziehende Person – familiales Herkunftssystem

Die mit der Trennung und Scheidung einhergehenden Reorganisationsprozesse familialer Beziehungen machen auch vor der eigenen Herkunftsfamilie<sup>74</sup> nicht halt. In allen Interviews zeigt sich bereits im Vorfeld einer Trennung, spätestens aber mit dem Übergang in die Lebensform ‚Einelternfamilie‘, eine Rückbesinnung auf die eigenen Herkunftsstrukturen. Ob gewollt oder ungewollt, wird insbesondere die Beziehung zu den eigenen Eltern einer Art Bestands- und Belastbarkeitsprüfung unterzogen und es lässt sich bei allen Befragten eine verstärkte Hin- bzw. Rückwendung zur Herkunftsfamilie beobachten. Diese Tendenz ist durchaus ambivalent zu bewerten. Der Rückbezug zur Herkunftsfamilie offeriert die Sicherheit der (genetischen) Zugehörigkeit und der familialen Eingebundenheit in ein größeres Ganzen. Gleichzeitig eröffnet sie die Möglichkeit der (ungewünschten) Einflussnahme durch die unterstützenden Eltern und die Gefahr, alte konflikthafte Rollenmuster und –zuschreibungen zu reaktivieren oder in den bestehenden zu verharren.

Demgemäß lassen sich unterschiedliche „Erfolgs-“Muster dieser Hinwendung zur Herkunftsfamilie finden. So wurde beispielsweise die Hoffnung Ulrike H. mit ihrem kleinen Kind in den elterlichen Haushalt zurückkehren zu können, anders als bei Rosi S. und Stefanie A., herb enttäuscht.

I: „Wo wohnen Deine Eltern?“

U: „An der Luxemburger Grenze... Kleiner Ort. Aber die wollten mich einfach nicht da haben. >>Kriege das wieder hin<<, haben die gesagt, >>kein Wunder, dass er dir wegläuft, du bist viel zu schwierig, du hast immer schon zu viel deine eigenen Meinung gehabt, zu viel diskutiert, zu viel dich gewehrt, du bist schuld, dass er weg ist, wenn du den jetzt gehen lässt, du bekommst nie mehr einen<<. Dann ..., nach einer Woche war ich so fertig und da war mir klar, ich muss zurück. Das war grausam...“ (Ulrike H. Zeile: 186-192)

In Zeiten wo alle Gewissheiten wegzubrechen drohen und die Frage aufkommt, auf wen oder was kann ich mich noch verlassen, verstärken derart belastete oder konflikthafte Eltern-Kind-Beziehungen das Gefühl des Verlassen und Allein Seins. Hilfesuchende greifen ins Leere und schmerzhafte biografische Erfahrungen auf Seiten der betroffenen Personen werden reakti-

<sup>74</sup> Da sich die Studie auf die Aussagen von alleinerziehenden Elternteilen stützt, können im Weiteren keine Aussagen zur Umorganisation oder Restrukturierung der Beziehungen des getrennt lebenden Elternteils zu seinen Eltern gemacht werden.

viert. Eine problematische Beziehung zu den eigenen Eltern kann aber auch auf Seiten der Befragten zu ablehnenden Reaktionen und abgrenzenden Verhaltensweisen führen, wie das folgende Beispiel von Regina M. zeigt:

R: „*Und meine Eltern, ja da stock ich jetzt, die hätten mich sicherlich mehr unterstützt, was ich aber vielleicht gar nicht wollte zu der damaligen Zeit. Weil es irgendwie, weiß ich nicht, das liegt mit Sicherheit an meiner Kindheit, dass sie einfach wenig Zeit gehabt haben für mich und meine Geschwister. Und dann muss erst so was Schreckliches passieren, dass sie erst mal aufmerksam werden auf einen. Dann war das für mich zu der Zeit ganz furchtbar, da hätten meine Eltern so sehr die Nähe gesucht, das habe ich aber damals nicht annehmen können.*“ (Regina M. Zeile: 13-19)

Die von den Eltern angebotene Unterstützung kann sie auf Grund negativer Vorerfahrungen in der Kindheit nicht (umfänglich) annehmen.

Entlastend ist es hingegen, wenn die Beziehung zu den Eltern schon immer gut war und immer noch ist. Die eigene Familie einem den Rücken stärkt und auch nach einer Trennung vorbehaltlos zu einem steht, wie dies bei Karin P. der Fall ist. Ihre in der Nähe wohnenden Eltern unterstützen sie sowohl finanziell als auch in dem sie regelmäßig auf ihre Kinder aufpassen. Kinder wie Mutter sind gern gesehene Gäste auf dem elterlichen Bauernhof und wurden nach der Trennung nahtlos wieder in den Kontext der Großfamilie aufgenommen. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass Karin P. die höchsten Werte der Befragungsgruppe hinsichtlich praktischem und allgemeinem Unterstützungserleben aufweist.

Um Fahrtwege zu sparen und die angebotene Unterstützung der Eltern umfänglich nützen zu können, haben sich Rosi S. und Berta B. dazu entschieden wieder in die unmittelbare Nähe der Eltern und ihren Geburtsort zurückzukehren. Rosi S. wohnt seit einigen Jahren mit ihrer Tochter im selben Haus wie ihre Eltern und Berta B. hat sich bei der Wohnungssuche bewusst für den Wohnort der Eltern entschieden. Seit der Trennung von ihrem Mann hat sich ihr Verhältnis zu ihren Eltern, das zu Ehezeiten häufig sehr angespannt war, wieder erheblich verbessert.

Auch Olaf K. beschreibt die Beziehung zu seiner Mutter als positiv. Doch sie wohnt zu weit entfernt, um als Bezugs- oder Unterstützungsperson für ihn und seine Kinder in Frage zu kommen. Trotz emotionaler Verbundenheit reduziert sich der Kontakt auf sporadische Telefonate.

Hingegen entschied sich Karla H. ganz bewusst gegen einen Umzug in die unmittelbare Nähe ihrer Familie. Zwar hätte sie von dieser sicherlich Unterstützung erhalten – insbesondere von ihrer Mutter – doch die gesamte familiale Situation scheint ihr zu belastet.

K: „*Ich bin ursprünglich aus Niederbayern [...], aber ich habe mir einfach gedacht, also meine Mama ist Alkoholikerin oder Ex-Alkoholikerin, sie ist Gott sei Dank seit 2000 trocken und eine schwierige Konstellation mit meinem Papa, also nicht von mir aus, sondern die beiden und dazwischen hängt dann noch meine Oma und mein verrückter Bruder und die ganze familiäre Geschichte, da habe ich mir gedacht >>weißt du was, es ist das Beste, du bist 100 Kilometer weg, du hättest womöglich eine bessere Kindesversorgung<<, aber die habe ich nicht genommen, weil ich gedacht habe >>nein, ich glaube, ich brauche es einfach ein bisschen auf Abstand<<*“ (Karla H. Zeile: 86-93)

In einer besonderen Situation befinden sich die beiden jüngsten alleinerziehenden Mütter der Befragungsgruppe. Beide waren ungewollt schwanger geworden und hatten große Sorge diesen Umstand ihren Eltern mitzuteilen. Beide warteten beflissentlich den 3. Schwangerschaftsmonat ab. Sie wollten sich unabhängig von der Meinung ihrer Eltern darüber im Klaren werden, ob sie das Kind wollten oder nicht, ob sie sich der Verantwortung gewachsen fühlten oder nicht. Als sie sich dann ihren Eltern anvertrauten waren sie über deren positive und fürsorgliche Reaktion erstaunt und erfreut. Beide geben an, dass sie sehr viel Unterstützung von ihren Eltern erhalten. Gleichzeitig stehen sie aber auch vor der Schwierigkeit als hauptverantwortliche Erziehungsperson von diesen anerkannt zu werden. Durch die Geburt des eigenen Kindes werden sie auf der einen Seite nahezu in die Erwachsenenwelt katapultiert und müssen beispielsweise den gesellschaftlichen Erziehungserwartungen seitens Kindertageseinrichtungen und Jugendamt gerecht werden. Auf der anderen Seite bringt sie ihr Kind zurück in ein Abhängigkeit, der sie eben noch entwachsen schienen. So stehen sie vor der Problematik sich als eigenständige, erwachsenen Person behaupten zu müssen und gleichzeitig auf Unterstützung angewiesen zu sein.

Aber auch bei den älteren alleinerziehenden Personen zeigt sich, dass die Inanspruchnahme von Hilfeleistungen aus dem Herkunftssystem mit einer gewissen asymmetrischen Verschiebung der Beziehungskonstellationen einhergeht, die zum Teil verstärkte Abgrenzung und klare Rollenzuschreibungen notwendig erscheinen lassen.

Nach einer Zeit in der man sich mit den eigenen Eltern auf gleicher Ebene begegnete, kommt es nun in der Bedarfssituation von Einelternfamilien rasch zu einem Ungleichgewicht in puncto ‚Geben‘ und ‚Nehmen‘. Die Relation von vormals Gleichen gerät in eine Schieflage, Rollen laufen Gefahr sich einseitig zu ‚Helfende‘ und ‚Bedürftige‘ zu verfestigen.

K: „[Meine] Mama hier, mein Gott, das Haus wird glänzen, wenn ich heimkomme, [...] aber ich weiß, ich muss danke sagen“. (Karla H. Zeile: 723-724)

Damit ist das Unterstützungserleben auf Seiten der befragten Alleinerziehenden durchaus ambivalent. Lüscher et al. (1998) konnten für sogenannten „Nachscheidungsfamilien“ zeigen, dass der akut gegebene Handlungs- und Unterstützungsbedarf neben dem Erleben von familiärer Solidarität und gegenseitiger Unterstützung auch Erfahrungen von Ambivalenz hervorruft (Lüscher & Pajung-Bilger, 1998, S. 9). Diese divergenten Erfahrungsdimensionen familialer Beziehungen spiegeln sich auch in den hier vorliegenden empirischen Ergebnissen wider.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass die Elterngeneration der befragten Alleinerziehenden durchaus auch von der Situation profitiert. Durch diese sind sie häufig enger in die familiale Lebensführung ihrer Kinder eingebunden als dies vor der Geburt des Kindes bzw. der Kinder der Fall war. Und auch der Kontakt zu den Enkelkindern intensiviert sich, wenn die Großeltern zur wichtigen (zusätzlichen) Betreuungsinstanz werden und dadurch viel Zeit mit dem Nachwuchs verbringen. Unter Umständen haben sie dann sogar mehr und intensiveren Kontakt zu den Enkelkindern als während der Ehezeit<sup>75</sup>.

Insgesamt zeigt sich, dass die eigenen Eltern auch nach einer Trennung wichtiger Bezugspunkt im persönlichen Netzwerk sozialer Beziehungen bleiben. Zum Teil nimmt deren Bedeutung für alleinerziehende Personen sogar noch zu. Auf der Basis einer positiven Beziehung dienen sie den Befragten nicht nur als verlässliche Betreuungspersonen für ihre Kinder, sondern bieten sich auch als Freizeitpartner und Urlaubsgefährten an.

I: „Und wie ist es mit Urlaub?“

L: „Allein fahre ich nicht, weil das ist für mich kein Urlaub! Also, dieses Jahr sind wir alle zusammen gefahren, weil es gerade gepasst hat. Meine Mutter, mein Bruder und wir, der Jonas und ich. Letztes Jahr waren wir mit der Oma und vor drei Jahren waren wir mit meinem Bruder.“ (Larissa K. Zeile: 710-714)

---

<sup>75</sup> Wie wichtig und Bedeutsam die Großeltern im Erleben der Kinder aus Einelternfamilien sind kann anhand des vorliegenden Interviewmaterials leider nicht beantwortet werden.

Eine Intensivierung der Kontakte zur Herkunftsfamilie hilft die Lücke fehlender (Freizeit)Partner und die Leere eines beschäftigungslosen Wochenendes zu schließen. Das eigene familiäre Herkunftssystem wird zum Zufluchtsort und dient der Vermeidung von Isolation und Gefühlen der Einsamkeit. Hier kann man an auch Feier- und Festtagen, wie Weihachten oder Ostern, unterschlupfen und im trauten Kreise der erweiterten Familienbeziehungen Zugehörigkeit und emotionale Verbundenheit erfahren. Dies gilt uneingeschränkt für Chantal, Rosi, Berta und Laura ebenso wie für Karin, Stefanie und Jana. Und in eingeschränkten Umfang auch für Karla.

## 5.5 Soziale Einbindung der Befragten – Beziehungen zu Freunden, Bekannten und zur Nachbarschaft

Soziale Einbindung und Zugehörigkeit ist ein wichtiges Thema für alle alleinerziehende Mütter und Väter. Der Übergang in eine Einelternfamilie macht die Restrukturierung vormals bestehender Strukturen sozialer Eingebundenheit notwendig. Das heißt nicht, dass alle früheren Beziehungsmuster und Formen sozialer Zugehörigkeit aus Ehe- und Partnerschaftszeiten automatisch abgebrochen werden. Sie werden vielmehr – ähnlich wie die familialen Beziehungen - einer Art ‚Bestands- und Belastbarkeitsprüfung‘ unterzogen, um ihre Passung auf die neue Lebensform zu erfassen. In allen Netzwerken der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter finden sich andere alleinerziehende Eltern wieder. Der Anteil der Zweielternfamilien oder Singles variiert von Fall zu Fall.

Darüber hinaus lassen sich in der Befragungsgruppe unterschiedliche Entwicklungsverläufe bei Männern und Frauen beobachten. So stellten die männlichen Befragungsteilnehmer, seitdem sie alleine mit ihren Kindern leben, eine Erweiterung ihres sozialen Netzwerkes<sup>76</sup> fest. Diese Erweiterung resultiert insbesondere aus den zunehmenden sozialen Kontakten zu Frauen.

O: „Ja. Und ich habe, seit ich die Kinder habe, da habe ich mehr Kontakt mit Frauen, wie gesagt, durch Kinder, Spielplatz oder so. Ich habe mehr Kontakt mit Frauen wie mit... wie gesagt, durch Kinder. Aber ist ja nicht schlecht, macht ja Spaß [lacht].“  
(Olaf K. Zeile: 286-288)

---

<sup>76</sup> Zur Erhebung der individuellen Netzwerke wurden egozentrierte Netzwerkkarten erhoben Straus (1994).

Beide befragten Männer berichten von einer hohen Unterstützungsbereitschaft seitens der Frauen in ihrem Netzwerk, die sie bei Bedarf auch gerne in Anspruch nehmen.

Die Entwicklung bei den Frauen verläuft in gerade umgekehrter Richtung. Hier trennt sich die Spreu vom Weizen und schlägt sich in einer tendenziellen Reduktion des sozialen Netzwerks nieder. Viele der befragten alleinerziehenden Mütter geben an, dass sich ihr vormals bestehender Freundeskreis auf einige wenige, aber sehr wichtige Personen reduziert hat. Gegenseitige Vertrautheit und Verständnis für die veränderte Lebenssituation sind bedingende Faktoren weiblicher Sozialkontakte. Freundinnen geben emotionalen Rückhalt und männliche Freunde rücken zeitweise an die Stelle ‚des Mann im Hause‘ und übernehmen beispielsweise kleinere Reparaturarbeiten im Haushalt.

Übereinstimmend gaben alle Befragten – Männer wie Frauen – an, ein hohes Interesse an sozialen Kontakten zu haben, wobei inhaltlich insbesondere die gemeinsame Freizeitgestaltung, gegenseitiger Austausch und Rückhalt im Vordergrund standen. Zehn der befragten alleinerziehenden Personen gaben an, darüber hinaus verschiedene Unterstützungsleistungen durch ihre Freunde zu erhalten.

Problematisch ist, dass für den Aufbau und die Pflege sozialer Beziehungen Zeit benötigt wird, und an dieser Stelle insbesondere auch mal Zeit ohne Kinder, also ‚Frei-Zeit‘. Und genau daran mangelt es. Dies hat zur Folge, dass eher oberflächliche Kontakte und Bekanntschaften relativ schnell ‚einschlafen‘ oder wenig belastbar sind, weil zu deren Pflege bzw. Intensivierung vor allem alleinerziehenden, erwerbstätigen Personen die Zeit fehlt. Gleichzeitig besteht aber ein erhöhter Bedarf nach sozialen Kontakten, um Gefühlen der Einsamkeit vorzubeugen und die Lücke einer ‚fehlenden‘ Partnerschaft zu schließen. Somit schließt sich in manchen Fällen an eine Phase der Restrukturierung bestehender Netzwerkstrukturen eine gezielte Suche nach ‚passenden‘ Kontakten und dem aktiven Aufbau eines adäquaten Netzwerks an.

Mehrere Befragte berichten von Aktivitäten, die sie am Wochenende oder in den Ferien, mit anderen alleinerziehenden Müttern oder Vätern und deren Kindern unternehmen. Gemeinsame Freizeitgestaltung mit ‚vollständigen‘ Familien scheint hingegen seltener bzw. schwieriger zu sein. Vor allem anfangs, in der Übergangsphase zur Einelternfamilie, suchen alleinerziehende Mütter und Väter verstärkt den Kontakt zu anderen Eltern in ähnlicher Lebenssituation. Neben dem Austausch über Praktisches vermittelt dies auch das beruhigende Gefühl, in dieser Lebensform nicht allein zu sein.

Eine günstige Gelegenheit für eine derartige Kontaktpflege scheint das Internet zu sein. Diese ortsunabhängige Form kann jederzeit von zu Hause ausgenutzt werden und macht keine ‚Babysitter‘ notwendig. Hier findet man Gleichgesinnte, hier kann man sich austauschen und Rat holen.

N: „*Es gibt ein Forum, also im Internet. [...] Das sind Eltern, die sich zusammen geschlossen haben auf einer Plattform, um sich gegenseitig zu helfen und sich zu unterstützen in ganz Deutschland.*“ (Nadja R. Zeile: 722-732)

Ansonsten bedürfen soziale Kontakte nicht nur Zeit, sondern auch Orte der Begegnung. Als solche Begegnungsmöglichkeiten nennen die Befragten Kindertageseinrichtungen, Schulen, Spielplätze, Nachbarschaft und Bauernmarkt.

R: „*... bei dem Elternstammtisch [von der Schule], das war schon eine gute Idee, dass man öfters mal so zusammensitzt. Das hat mir schon gut gefallen.*“ (Rosi S. Zeile: 751-752)

L: „*Wir sind halt früher im Anschluss an einen Elternabend in der Schule oder im Kindergarten noch ein Glas Wein trinken gegangen.*“ (Larissa K. Zeile: 678-679)

Anknüpfungspunkte bei den genannten Gelegenheitsstrukturen sind die Kinder. Vermittelt über diese gelingt es alleinerziehenden Müttern und Vätern relativ leicht in Kontakt zu anderen Eltern zu kommen. Oftmals verbleiben diese Kontakte jedoch an der Oberfläche.

R: „*Nein. Also ich hab wenig, wo ich hier Anschluss finde. Das ist eigentlich über den Matthias, dann ist Fußball, dann ist Klarinettenunterricht. Also die Kontakte zu den Mamas, das sind immer so Termine, die man halt hat, also da Veranstaltung, da Fußballturnier. Das ist eigentlich nix, wo ich selbst so hingehen würde*“. (Regina M. Zeile: 190-192)

Andere pflegen bestehende Kontakte oder reaktivieren zum Beispiel eingeschlafene Freundschaften aus der Jugendzeit. Der Rückgriff auf vormals bestehende soziale Kontakte gelingt vor allem da, wo räumliche Nähe zu früheren Strukturen bestehen bleibt oder wieder aktiv aufgesucht wird, wie dies das Beispiel der ‚Rückkehrerinnen‘ zeigt.

B: „*Also, ich habe gezielt in Birkstätt gesucht, weil ich bin eine alte Birkstätterin und ich bin in Birkstätt aufgewachsen, die Eltern sind von Birkstätt. Also, Eltern haben in*

*Birkstätt ein Geschäft und darum wollte ich einfach wieder auf Birkstätt her. [...]. Simdorf wäre auch schon günstiger gewesen [von der Miete], aber ich sage, Simdorf, da habe ich überhaupt keinen Bezug und ich wollte einfach wieder auf Birkstätt her, wo ich sage, da, das ist meine Heimat. Da habe ich viele Bekannte.“ (Berta B. Zeile: 327-332)*

Dabei ist allerdings nie gewiss, ob der Anschluss an frühere Beziehungen dann auch tatsächlich erfolgreich ist.

*B: „Also, ich habe festgestellt, also, den Freundeskreis, den ich vorher gehabt habe, den habe ich nicht mehr.“ (Berta B. Zeile: 402-403)*

Und auch bei gelingender Reaktivierung sozialer Kontakte bleibt die Situation der Rückkehreinnen doppelbödig. Der Kontakt zu alten Bekannten lässt sich freilich relativ leicht wieder herstellen, doch wenn Entwicklungswege und Lebensrealitäten einander nicht mehr entsprechen, verbleiben diese an der Oberfläche.

Auch die Hinwendung zu kirchlichen Glaubensgemeinschaften ist, neben Kontemplation, vom Wunsch nach sozialer Zugehörigkeit und Eingebunden Sein motiviert. Bei den Befragten, die diesen Weg für sich gefunden haben, zeigt sich gleichfalls ein ausgeprägtes Verlangen nach sozialen Kontakten und dem Gefühl als ‚Kleine Familie‘ in ein größeres Ganzes eingebunden zu sein.

*I: „Was war die Motivation zur Freikirche zu gehen?“*

*U: „Also, meine Motivation war, mir Menschen zu finden, die offen sind für mich und mein Kind. [...] Ich wollte einfach dazu gehören, irgendwo. Ich wollte irgendwo dazu gehören. Ich hätte gerne eine Familie gehabt, das ist gescheitert, dann wollte ich zurück zu meinen Eltern nach Hause, das ist gescheitert. Ich wollte gern irgendwo dazu gehören.“ (Ulrike H. Zeile: 678-687)*

Überwiegend lose Kontakte pflegen die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter zu Personen in der Nachbarschaft. Hie und da spielen zwar die Kinder zusammen, oder man hilft sich bei Kleinigkeiten. Aber von tiefergehenden Freundschaften berichtete in den Interviews niemand.

*R: „Ja. Die Nachbarn sind sehr nett, da kann ich wirklich nichts sagen, aber es dauert Jahre bis man Anschluss kriegt.“*

I: „Jeder hat seins schon irgendwie.“

R: „Ja. Das ist ein Unterschied, denke ich schon, wenn man heut in Miete wohnt, dann kriegt man nicht so leicht Anschluss, als wenn man hier irgendwas kauft oder baut. Weil ich glaube, die Nachbarn pflegen dann untereinander mehr, wenn sie sich verstehen, weil sie wissen, der ist länger da.“ (Regina M. Zeile: 541-549)

Sozialer Anschluss und wechselseitige Unterstützung finden aber ihre Grenzen nicht nur in Fragen von Eigentum und Dauerhaftigkeit, sondern auch in den impliziten Reziprozitätserfordernissen, die die Inanspruchnahme von Hilfeleistungen mit sich bringen. Dies gilt für nachbarschaftliche Kontakte ebenso wie für alle anderen Arten sozialer Beziehungen. Die Reziprozität sozialer Beziehung weist auf die Notwendigkeit der Balance von Geben und Nehmen hin. Dem impliziten Verständnis, dass auf Nehmen auch irgendwann ein Geben folgen soll bzw. muss, können Alleinerziehende aber oft nicht in vollem Umfang gerecht werden, denn ihre Lebenssituation zeichnet sich durch einen spezifischen Mangel aus, einem Mangel an Zeit, einem Mangel an Kraft. Damit finden sich die Grenzen nachbarschaftlicher Unterstützungsleistungen – und nicht nur dieser – nicht nur im Geben der Nachbarn, sondern auch in den Zurück-Gebe-Möglichkeiten der Einelternfamilien begründet.

## 5.6 Selbstverhältnisse der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter

### 5.6.1 Handlungsorientierungen alleinerziehender Mütter und Väter

Die nachfolgend dargestellten Ergebnisse basieren auf der sinngenetischen Interpretation des Interviewmaterials, sprich auf der Rekonstruktion der für alleinerziehende Personen spezifischen Handlungsorientierungen. Damit erfolgt ein Wechsel der Analysenperspektive<sup>77</sup>. Ziel der Interpretation war es, zu untersuchen, ob sich eine Art gemeinsame Basistypik der handlungsleitenden Orientierungen über alle befragten Personen hinweg herausarbeiten lässt, die kennzeichnend ist für die Strukturierung der sozialen Praxis von Einelternfamilien. Der Blick richtet sich jetzt vom ‚Was‘, der die Lebenssituation aus Sicht der Befragten beeinflussenden Faktoren, auf das ‚Wie‘, also auf die aus dieser Handlungspraxis erwachsenden und diese Praxis gleichzeitig strukturierenden Erfahrungen und Erlebnisse, die sich in Form impliziter bzw. metaphorischer Wissensbeständen in den Interviews gezeigt haben.

---

<sup>77</sup> Vgl. Punkt 4.1 Methodologische Grundannahmen.

Anhand der durchgeführten komparativen fallinternen und fallübergreifenden Analysen zeigen sich bei allen befragten alleinerziehenden Personen eine *grundlegende Orientierung am Muster der bürgerlichen Kleinfamilie* und dementsprechend ein *bürgerlich geprägtes Verständnis von Familie*. Damit ist ein Verständnis von ‚Normalfamilie‘ gemeint, dass sich laut Tyrell und Herlth auf die, für westliche Kulturen seit 200 Jahren prägende, „institutionelle Koppelung zweier grundlegender Beziehungsmuster, nämlich von liebesfundierter *Ehe* und *Elternschaft*“ bezieht (Tyrell & Herlth, S. 1). Mit diesem Familienbild geht zugleich die normative Erwartung einher, den Lebensunterhalt der Familie aus eigener Kraft und Anstrengung zu gewährleisten. Wirtschaftlicher Unabhängigkeit kommt höchste soziale Wertschätzung zu und formiert so als gesellschaftlich anzustrebendes Gut. Entwicklungspsychologisch betrachtet gilt wirtschaftliche Unabhängigkeit als Indiz für den Übergang ins Erwachsenenleben. Die institutionelle Funktion von Familie ist - neben der Reproduktion - die Sozialisation und Erziehung, insbesondere der aus der Vereinigung von Mann und Frau hervorgehenden gemeinsamen Kinder, sowie die Sicherstellung sozialer Integration in gesamtgesellschaftliche Bezüge.

Es stellt sich nun die Frage, wie alleinerziehende Mütter und Väter unter Maßgabe ihrer hier entfalteten grundlegenden Handlungsorientierung mit den Anforderungen einer Lebensführung als Einelternfamilie umgehen? Welchen Einfluss nehmen bürgerlich geprägte Vorstellungen von Ehe bzw. Partnerschaft, Elternschaft und wirtschaftlicher Unabhängigkeit auf die Herstellung und Ausgestaltung der sozialen Praxis ‚Einelternfamilie‘?

### **Das Bild der bürgerlichen Kleinfamilie als Matrix für Diskontinuitäts- und Krisenerfahrungen**

Die handlungsleitende Orientierung am Muster der bürgerlichen Kleinfamilie wird unter den gegebenen Umständen zum Problem, da die konkrete Lebenssituation der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter zwar mit einem Aspekt ihrer grundlegenden Orientierung korrespondiert – ihrer Elternschaft. Jedoch in Bezug auf den Punkt ‚Ehe‘ aktuell unerfüllt ist. Damit mangelt es an Konvergenz zwischen tatsächlich gegebenen Lebensumständen und dem maßgeblichen handlungsleitenden Familienbild, das Familie automatisch gleichsetzt mit dem dauerhaften, liebevollen Zusammenleben eines heterosexuellen Ehepaars mit seinen gemeinsamen leiblichen Kindern.

B: „Ja, weil ich hab jetzt keine Familie, also, ich bin schon ein Familienmensch, aber nur mit meinen Kindern eben. Das ist, ich sage, ja, da habe ich momentan noch keine...“ (Berta B. Zeile: 473-474)

U: „Ich wäre halt gern verheiratet. Ich hätte gern Familie, ich hätte gern, ich hätte gern das, was so eine Familie ausmacht [...] diese Geborgenheit, dieses Vertrauen, ja, einfach so eine Zusammengehörigkeit. [...] So zu dem Einzelkämpfer bin ich überhaupt nicht geboren.“

I: „Siehst Du Dich als Einzelkämpfer?“

U: „Ja, ...“ (Ulrike H. Zeile: 565-573)

Diese individuellen Familienleitbilder finden ihre ‚Bestätigung‘ und damit Dopplung auf sozialer Ebene. In den vielfältigen alltäglichen sozialen Interaktionen werden die sozial anerkannten und legitimierten Formen des Zusammenlebens transportiert und stetig reproduziert. Egal, ob beim mittäglichen Austausch mit Kolleginnen am Arbeitsplatz, beim Lehrergespräch am Elternabend oder beim Einzug in die neue Wohnung ...

K: „Und weißt du, das ist auch das, wie sie da am Zaun steht [die Nachbarin, Anmerkung A.W.], das weiß ich noch, wie ich eingezogen bin, du weißt schon, dieses >>bist du allein?<<. Ich sehe sie heute noch mit ihrem schmerzverzerrten Gesicht, [...], weißt du, das ist ihr so im Gesicht gestanden! Ja, ihren Mann erwischen sie leider immer mal wieder im Bordell, aber das ist ja wurscht, weißt du, das spielt ja keine Rolle, aber sie hat zumindest einen. Aber >>mei, es ist schon nicht so einfach, wenn du so alleine bist, gell?<<“ (Karla H. Zeile 389-394)

... im Rahmen sozialer Beziehungen werden die sozial geteilten Vorstellungen von ‚richtig‘ oder ‚falsch‘, von erstrebenswerten oder zu vermeidenden Lebensformen transportiert und das eigene Nicht-ins-Muster-Passen hautnah erlebbar. Neben konkreten Inhalten offerieren soziale Interaktionen fortwährend Botschaften der Bestätigung bzw. Missachtung. Hintergrund davon sind sozial geteilte Vorstellungen von familiärem Zusammenleben, die sich auch auf gesellschaftlicher Ebene am überkommenen Modell der bürgerlichen Kleinfamilie orientieren<sup>78</sup>. Die eigenen Bewertungen finden ihre Entsprechung in den kritischen bis abwertenden

---

<sup>78</sup> Vgl. hierzu auch Zartler (2012) für den deutschsprachigen und Nelson (2006) für den us-amerikanischen Raum.

sozialen Reaktionen Anderer. Alle Befragten berichteten von solch einschneidenden Erlebnissen verschiedenster Form sozialer Diskreditierung.

U: „Also, das Bild ist halt, das ist halt ein Stand [als Alleinerziehende], der nicht erstrebenswert ist. Es ist halt, >>lieber eine schlechte Ehe aushalten, wie in diesen Familienstand reinkommen – reinrutschen<<. Das merke ich auch in der Arbeitswelt und unter den Kollegen, die ich habe ist es also, dass ... als Frau allein mit dem Kind, ist kein erstrebenswertes [Leben], auch wenn es einem gut geht.“ (Ulrike, H. Zeile: 639-642)

K: „die Wohnungsfindung allein, du ahnst es nicht, aber das war eine Katastrophe. Ich habe hier 50 Wohnung geschaut und es hieß immer >>alleinerziehend mit Kind, ja, Sie sind ja eine ganz eine Nette, aber hm, nein, jetzt haben wir uns es doch anders überlegt<<. Also, ich war immer so in der engeren Auswahl, >>Sie sind uns schon sympathisch, aber hm, ja<<. In Rosenheim, ich weiß noch, damals der Immobilienmakler, der hat gesagt >>Sie, alleinerziehend mit Kind, so was vermitteln wir nicht<< -

I: „Was?“

K: „... dass ich mir gedacht habe, du, das ist der Hammer. Weißt du, da war auch das erste Mal für mich das Gefühl entstanden: irgendwie bist du so eine nichtakzeptierte Masse dieser Gesellschaft, wo ich so total, ja, so einen Hauch von, also Gott sei Dank nur vorübergehend, aber ein Haufen Selbstwertproblem...“ (Karla H. Zeile: 23-35)

Vor diesem sozial überformten Wertekodex erscheint der Status ‚Alleinerziehend‘ wenig wünschenswert. Öffentliche Berichterstattungen über das Armutsrisiko ‚Alleinerziehend‘, der Verweis auf die erhöhte Inanspruchnahme sozialer Leistungen, der überdurchschnittlich lange Verbleib im Bezug öffentlicher Transferleistungen und der Hinweis auf die potentielle Gefahr, zu Lasten der eigenen Kinder an den Anforderungen der Lebenssituation zu scheitern, tun das Ihrige, um eine positive Identifikation mit dieser Lebensform zu erschweren. Unter diesen Umständen fällt die Selbstdefinition als ‚Alleinerziehend‘ und deren Veröffentlichung schwer.

K: „Ja, wie gesagt, „alleinerziehend“, das Wort an sich ist, ja. Nein, ich weiß noch, wie ich damals auch, wie der Niki drei war, da machst du so einen Aufnahmebogen [im Kindergarten], wer das Kind abholen darf, wer es bringen darf und so, ja, da denke ich mir „was schreibst du jetzt da hin?“ und mir war das so zuwider, damals schon,

*einfach hinzuschreiben „alleinerziehend, Ausrufezeichen“, damit sie einfach so wussten: okay, es komme nur ich. Niemand hat sonst an dem Kind was zu kriegen, aber es hat einfach auch so, ja, das Wort >>allein<<, weißt du, >>allein<<, das hört sich schon so isoliert und so abgekapselt an.“ (Karla H. Zeile: 970-976)*

Dabei transportieren nicht nur die sozialen Interaktionen im alltäglichen Miteinander die Erfahrung, dem gängigen Familienmodell nicht zu entsprechen. Auch institutionelle Rahmenbedingungen machen diese Tatsache im Alltag praktisch erleb- und spürbar, wenn Öffnungszeiten von Kindertageseinrichtungen nicht mit den eigenen Arbeitszeiten übereinstimmen oder die Schule aus organisationsinternen Gründen Unterrichtszeiten verschiebt oder kurzfristig ausfallen lässt.

U: „*Das Schulsystem ist wirklich für Familien gestrickt, wo die Mama immer daheim ist und die Kinder kommen können, wann sie wollen. Und das braucht man fast. [...] Die Schule macht was sie will. Auf die Schule ist kein Verlass. Die Schule ist ... nicht für Alleinerziehende.*“ (Ulrike H. Zeile 365-378)

Gleichsam unter der Hand wird so die Gussform sozial- und familienpolitischer Plangrößen illustriert, die sich am zum Teil längst überkommenen Leitbild des männlichen Alleinverdienstes orientiert. In der Latenz manifester gesellschaftspolitischer Vorgaben werden diese erfahrbar. Und es zeigt sich, welches Familienmodell gesellschaftspolitisch erwünscht ist und als tragende gesellschaftliche Institution in entsprechende Vorgaben passt – und welches nicht.

Die Beendigung der partnerschaftlichen Beziehung zum Vater bzw. zur Mutter des gemeinsamen Kindes wird häufig als individuelles Scheitern erlebt und als fundamentaler Bruch biografischer Kohärenz empfunden. Unabhängig davon, ob die jeweilige Trennung aufgrund eines „ungewollt auferlegten Zwangs“ - wie beispielsweise durch Tod des Ehemannes -, einer „zwangsläufig notwendigen Entscheidung“ oder durch eine zumindest „bedingt freiwillige Entscheidung“ zustande gekommen war, entsprach diese Entwicklung in keinem einzigen Fall dem ursprünglich intendierten und antizipierten Lebensentwurf der Befragten. Stattdessen erlebten alle Beteiligten die Auflösung bzw. Veränderung ihrer bislang bestehenden Lebenssituation als eine *basale Erfahrung von Diskontinuität* – einer Unterbrechung des bisherigen Lebensverlaufs und angestrebten biografischen Musters. Ungeachtet der einzelfallspezifischen Ausprägungen, stellt der Übergang ins Alleinerziehenden-Dasein für alle befragten Per-

sonen zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Biografie eine massive *Krisenerfahrung* dar<sup>79</sup>. Im Vordergrund steht das Erleben, den Verhältnissen oder dem Lauf der Dinge ausgeliefert zu sein und bestenfalls das kleinere Übel wählen zu können. In allen untersuchten Fällen entspricht die erfolgte Veränderung nicht dem eigentlichen Wunsch, der ursprünglich mit der Partnerschaft verbunden war. Dieser biografische Bruch, der unter Umständen im Vorfeld bereits über längere Zeit hinweg versucht wurde zu vermeiden, bzw. unter Einsatz persönlicher und emotionaler Mittel abzuwenden, evoziert bei allen alleinerziehenden Personen die Empfindung einer existenziellen Krise zu durchleben.

B: „... und jetzt, wo das mit der Trennung war, da war es dann auch wieder so, wo ich gemerkt habe, ich schaffe das alleine nicht mehr. [...] und dann, ich habe damals nicht gewusst wie es weitergeht. Wie gesagt, ich habe das Haus verkaufen müssen, ich habe dann ewig keine Wohnung gefunden, ich habe nicht gewusst wo ich hin soll. Mit dem Jungen, der ist mir momentan noch über den Kopf gewachsen. Dann war die Kleine, die war ja auch erst drei Monate und mir ist das damals alles zu viel geworden.“ (Berta B. Zeile: 94-101)

Daran geknüpft ist die Erfahrung, dass bisherige Orientierungs- und Handlungsmuster verloren gehen, nicht länger der eigenen Lebenssituation entsprechen und ins Leere greifen.

S: „Gut, ich sag mal, ich habe vor meiner Schwangerschaft ... ein ganz anders Leben geführt, also, ich habe mein Leben genossen, sagen wir es einmal so.“ [lacht]

I: [lacht] „Was heißt das“?

S: „Ich bin halt gern weggegangen und das hat halt jeder gewusst, dass ich gerne weggehe und dass ich meistens eine von den letzten bin, die heim geht...“ (Stefanie A. Zeile: 521-527)

U: „Also, es blieben da einfach Einladungen aus und die sind dann auch nicht mehr zu mir gekommen, weil die dann als Ehepaar kamen und ja, ... bei mir hat dann jemand gefehlt. Oder ich habe ein paar Mal Essenseinladungen mit zwei Ehepaaren gemacht ... irgendwann kam da nie mehr was Zustande. Man hat mir aber nie gesagt, warum, ob es jetzt nicht geschmeckt hat oder ob es wirklich an dem fehlenden Mann lag.“ (Ulrike H. Zeile: 266-270)

---

<sup>79</sup> Unterschiede lassen sich indes hinsichtlich der Formen und Möglichkeiten der Verarbeitung und Bewältigung dieser Krisenerfahrung feststellen. An dieser Stelle spielen die Entstehungszusammenhänge (vgl. Punkt 5.1) durchaus eine wesentliche Rolle.

Unabhängig davon, ob man sich bislang an gleichaltrigen Singles oder an anderen Familien im Freundes- und Bekanntenkreis orientierte, die Ausrichtung auf die sozial Ähnlichen der ehemaligen Bezugsgruppe verliert bis auf weiteres ihre unhinterfragte Handlungsmaxime. Eine elementare Orientierungslosigkeit, bis hin zur Infragestellung der eigenen Existenz, ist die Folge.

U: „... *weil ich gedacht habe, in Bayern bist du verratzt alleine. Und ich habe echt Todesängste da ausgestanden. Ich habe gedacht, wenn ich da bleibe, ich hatte mir schon ... Also, ich hätte mir eher das Leben genommen. ... Und ich hatte auch schon Pläne, wie ich das mache ...*“ (Ulrike H. Zeile:172-175)

Diese massive Orientierungslosigkeit forciert intensive ‚Suchbewegungen‘, um die sich auftuende, beängstigende ‚Orientierungslücke‘ in irgendeiner Form wieder zu schließen. Längerfristig betrachtet gehen damit sowohl Umstrukturierungen im Selbstbild als auch Modifikationen in den handlungsleitenden Orientierungen einher.

### **,Vaszillierend‘ von der De- zur Reorganisation**

Zu Beginn dieser *Phase der Orientierung* drängt sich jedoch vor allem anderen die Frage in den Vordergrund, wie die eigene und die Existenz der Kinder zu sichern ist. Damit gewinnen ganz elementare, lebenspraktische Zusammenhänge an Bedeutung. Themen wie, wo wohne ich‘, wie versorge und ernähre ich die Kinder‘, wie kann ich das alles bezahlen, wo und wie kann ich arbeiten‘, werden virulent und beanspruchen Aufmerksamkeit. Desorganisation wird somit nicht nur im Bereich handlungsleitender Orientierungen sondern parallel dazu auf handlungspraktischer Ebene alltäglicher Lebensführung erfahren. Tatsächlich bedarf es auch auf der Handlungsebene einer Neuorientierung und Restrukturierung bisher gewohnter alltäglicher Abläufe. Das eigene Fortbestehen muss gesichert und eine neue Form des Zusammenlebens mit den Kindern entwickelt werden. Wie der Alltag bewerkstelligt werden kann, was möglich ist und was nicht. Wo Einbußen hinzunehmen sind und wo konstruktive Veränderungen zu bewerkstelligen sind, hängt maßgeblich von der zur Verfügung stehenden Ressourcenausstattung der befragten Personen ab. Hierbei erweisen sich insbesondere der Umfang an existenzsichernder Erwerbsarbeit und die Formen soziale Unterstützung als entscheidende Einflussfaktoren.

Die Mehrzahl der Befragten erzählt, dass sie eine Art gedanklichen ‚Ressourcencheck‘ durchführten, als ihnen die gesamte Tragweite ihrer Situation vollends bewusst wurde. Dies war in

vielen Fällen mit dem schlagartigen Gewahr werden der eigenen Prekarität<sup>80</sup> und einer gefühlten brüchigen Unbestimmtheit verbunden.

U: „*Und dann saß ich da eben auf der Bank und habe gedacht, okay. Ich wusste genau, wann der Zug kommt und das ist dann mein Zug. Und er kam und da habe ich gedacht, oh nein, wenn du das jetzt auch nicht gescheit machst, den Schmerz den du hinterher aushalten musst, das kann ich nicht, also, dann ist das Weiterleben weniger schmerhaft .... Ich habe dann den Zug vorbeifahren lassen und bin dann nach Hause und habe geschaut, wie ich dann das anpacke. Und dann habe ich mein Kind genommen, er war da gerade vier Jahre alt und bin erst Mal einkaufen gefahren, dass ich alles im Haus hatte, das erst Mal für zwei Monate Lebensmittel da sind, auch wenn er mir das Geld dann komplett genommen hat. Dann habe ich meine Ersparnisse durchgeschaut und habe gesehen, mei, könntest ja doch lange die Miete zahlen und bis dahin ergibt sich eine Lösung.*“ (Ulrike H. Zeile: 208-217)

Derlei Überlegungen und Gedankenspiele schaffen erste Bastionen der Sicherheit und ermöglichen darauf aufbauend einen kreativeren Umgang mit den Herausforderungen der neuen Lebenssituation.

Eine potentielle Ressource, die bei vielen der Befragten, wie bereits erwähnt, eine Rolle spielte, war das eigene familiale Herkunftssystem. In der Phase der De- und Reorganisation alltäglicher Praxis beschäftigten sich viele der Befragten mit der Überlegung, ob eine Rückkehr ins eigene familiale Herkunftssystem möglich und sinnvoll wäre. Dabei geht es aber nicht nur um Themen wie Geld und Kinderbetreuung, sondern auch um die Frage sozialer Zugehörigkeit und emotionaler Verbundenheit, und damit um die potentiell mögliche Re-Inklusion in ein familiales Gefüge. In diesen Überlegungen, ebenso wie in deren praktischen Umsetzung, bildet sich ein Lösungsansatz ab, die Diskrepanz zwischen intendiertem Familienmodell und eigener Lebenssituation kurzerhand aufzulösen und scheinbar obsolet werden zu lassen. Meist bleibt es jedoch bei der Überlegung, nur zwei der befragten Personen leben mit den eigenen Eltern unter einem Dach. Überwiegend stehen der Umsetzung organisatorische, aber auch, wie bereits erwähnt wurde, intergenerationale Beziehungsaspekte im Wege.

Die prozessuale Reorganisation bestehender Lebensführungsmuster und die daraus hervorgehende Etablierung einer neuen, sozialen Praxis als Einelternfamilie ist begleitet von eben sol-

---

<sup>80</sup> Nicht ohne Grund bezeichnet sich einer der Befragten selbst als „Prekaritätssekretär“ und gibt sich so das, aus seiner Sicht, passende Pseudonym.

chen De- und Reorganisationen auf der Ebene handlungsleitender Orientierungen. Das konkrete praktische Tun, sprich der Vollzug dieser Praxis, bietet stets Raum für vielfältige Erlebnisse und Erfahrungen, die ihrerseits wiederum Einfluss auf die diese Praxis strukturierenden handlungsleitenden Orientierungen der befragten Personen nehmen.

Ist der Übergang ins Alleinerziehenden Dasein mit einer Diskontinuitäts- und Krisenerfahrung verbunden, die bisherige Gewissheiten in Frage stellt, so lassen sich im Anschluss daran unterschiedliche Modi feststellen, wie die Lücke zwischen dem faktisch Gegebenen und dem handlungsleitend Intendierten über- bzw. verwunden wird. Die Interviews heben die unterschiedlichen Modi der Bearbeitung der Diskrepanz zwischen eigener Lebenssituation und normativen Modell der bürgerlichen Kleinfamilie hervor und zeigen, dass insgesamt von einem spiralförmigen Prozessgeschehen in dieser zweiten Phase auszugehen ist. Dieser Prozess gestaltet sich nicht als lineare Abfolge verschiedener klar voneinander abgrenzbarer Stadien, sondern vielmehr als eine Art freies Vaszillieren<sup>81</sup>, in dessen Verlauf die Befragten sich intensiv mit ihrer Lebenssituation und den sie anleitenden Orientierungen reflexiv auseinandersetzen, oder sie im lebenspraktischen Vollzug implizit überprüfen, verwerfen oder modifizieren, um sie daran anschließend in eine konsolidiertere Form zu überführen.

Nachstehende Interviewausschnitte bebildern beispielhaft die unterschiedlichen Modi der Bearbeitung der Diskrepanz zwischen eigener Lebenssituation und dem bislang handlungsleitendem normativen Modell der bürgerlichen Kleinfamilie. Als zentral erweisen sich hierbei sechs verschiedene Umgangsformen, die zum Teil in Relation zum zeitlichen Verlauf der Lebensform zu sehen sind:

Das Gewahr werden der eigenen Lebenssituation und die damit einhergehende Zuordnung zur sozialen Gruppe der Alleinerziehenden war bei allen befragten Müttern und Vätern mit *Gefühlen der Scham* und in Teilen auch des Scheiterns verbunden. Das Empfinden sozialer Scham entspringt der Differenz zwischen sozial anerkannter und ursprünglich intendierter und tatsächlich aktuell gelebter Familienform. Es resultiert aus dem Nichtentsprechen eigener Wertorientierung.

---

<sup>81</sup> Mit dem Begriff des Vaszillierens beschreibt Lüscher (2013, S. 243) eine zweidimensionale Suchbewegung - räumlich und zeitlich - im Rahmen von Ambivalenzerfahrungen. Damit hebt er die zeitliche Perspektive des Oszillierens, also des Hin- und Hergerissen Seins hervor und zeigt auf, dass Ambivalenz immer auch als prozessuales Geschehen zu begreifen ist.

B: „*Einerseits, einerseits, schämen ist jetzt vielleicht ein blöder Ausdruck... Es ist eigentlich gar kein Grund zum Schämen da, ich habe selber ein Problem damit. Ich bin jetzt 37 und ja gut, mit den Kindern alleine. Und gut, die Anderen, die wo man jetzt so kennt von früher her, [...] die sind zum Teil schon zum zweiten Mal verheiratet. Also, aber das sind lauter Familienmenschen.*“ (Berta B. Zeile: 465-468)

Dabei scheint das Ausmaß des individuellen Schamempfindens auch eng mit der eigenen Wertentwicklung im biografischen Verlauf und des Bewusstseins um soziale Kontrolle im gesellschaftlichen Miteinander verbunden zu sein. So zeigte sich beispielsweise im weiteren Gesprächsverlauf mit Berta B., dass diese von Kindesbeinen an weiß, was es heißt, sich im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit zu bewegen. Ihre Eltern hatten bzw. haben ein Geschäft in einer kleineren ländlichen Gemeinde. Über den Ladentisch hinweg wurden stets die aktuellen Neuigkeiten und Ereignisse im Dorf ausgetauscht. Wer mit wem gerade was gemacht oder nicht gemacht hat – unentwegt transportierte der ‚Dorftratsch‘ normierende Verhaltensvorschriften, Rollenbilder und Bewertungsmaßstäbe. Vor diesem biografischen Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass Berta B. sich ihrer exponierten Lage im sozialen Geschehen der Dorfgemeinschaft, in die sie nach der Trennung von ihrem Mann zurückgekehrt war, sehr wohl bewusst war. Dieses ‚Bewusstsein‘, das den Interaktanten meist nicht als bewusst Gewusstes zur Verfügung steht, sondern sich vielmehr als vorreflexives, nahezu inkorporiertes Wissen einprägt, forciert häufig, insbesondere in den Anfängen der Lebensform, Reaktionen des sozialen Rückzugs und der selbst gewählten sozialen Isolation.

B: „*Also, mittlerweile sage ich, geht es wieder, aber die erste Zeit, da wollte ich am Wochenende nicht raus, weil ich mich irgendwie geschämt habe, weil ich am Wochenende, das ist ja eigentlich Familientag, und dann bin ich alleine mit den Kindern unterwegs. Also, das hat mich damals immer brutale Überwindung gekostet, dass ich sage, ich gehe raus.*“ (Berta B. Zeile: 60-63)

Solche und ähnliche Strategien dienen der Vermeidung von eigenem Defiziterleben und bieten die Möglichkeit, der Konfrontation mit eigenen veränderten Lebensrealitäten aus dem Weg zu gehen.

Derlei Rückzugstendenzen lassen sich aber auch als Reaktion auf abwertende soziale Umwelterfahrungen lesen. Auch wenn von sich aus die persönlichen Gepflogenheiten während und nach der Trennung aufrechterhalten werden, können abwertende Reaktionen seitens der

sozialen Umwelt Rückzugs und Vermeidungsverhaltensweisen auslösen, bzw. diese als entlastende Strategien erstrebenswert erscheinen lassen.

U: „... *es hat lange gedauert bis ich den Weg zum Bäcker wieder gegangen bin. Ich habe das lange ausgehalten, dass man einfach weggeschaut hat, wenn ich kam.*“ (Ulrike H. Zeile: 605-607)

Anders gestaltet sich der Umgang mit distanzierenden bis ablehnenden Verhaltensweisen anderer, wenn diese in bestehende biografische Deutungsmuster der eigenen Person integriert werden können. Die Aussage „*ich war schon immer anders*“ (Karla H. Zeile: 151) gibt zwar das Gewahr werden des eigenen „Normbruchs“ zu erkennen, kann diesen aber gleichzeitig in das bestehende Selbstbild überführen. Die Wiederholung der eigenen „Andersartigkeit“ kann so als kohärente Fortsetzung des eigenen biografischen Musters erlebt und in bestehende Identitätsvorstellungen integriert werden.

Im Gegensatz dazu bleiben Reaktionsmuster der *Auflehnung und Wut* gegen herkömmliche Zweielternfamilien im normativen Wertesystem bürgerlicher Familienleitbilder verhaftet und zeigen nur die andere Seite der gleichen Medaille. Dies soll am Beispiel von Jana verdeutlicht werden:

J: „*Ich weiß nicht, alle, die ich sehe und die glücklich sind so als Familie, da denke ich mir: Boa, ihr geht mir so auf die Nerven. Das nervt mich..*“ (Jana H. Zeile: 932-934)

Mit Hilfe der Wut sollen gesellschaftliche Normvorstellungen diskreditiert werden. Doch trotz der Wut bleiben die eigenen verinnerlichten sozialen Werte bestehen und der dahinter liegende Schmerz wird kaschiert. Das wird deutlich, wenn man weiteren Aussage von Jana H. zu dieser Thematik betrachtet:

J: „... *denn, so soll es sein und so ist es einfach nicht. Und das, ja, tut halt irgendwo weh*“ (Jana H. Zeile: 930)

Das Ideal der ‚heilen‘ Familie lässt die eigene Situation schmerhaft defizitär erscheinen. Hinzu kommt, dass der soziale Status der eigenen aktuellen Lebensform sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in der Selbstwahrnehmung der Betroffenen tendenziell negativ besetzt ist und folglich mit geringen Möglichkeiten zur positiven Identifikation aufwartet. Eine Form, um diese negativen Selbst- und Fremdzuschreibungen zu lindern, ist das Freisprechen von

Schuld. Die Darstellung der eigenen Schuldlosigkeit legitimiert die bestehende Situation und macht sie leichter ertragbar. Der Freispruch von Schuld relativiert den sozialen „Regelverstoß“. Wenn man unverschuldet in diese Situation geraten ist, sind die Ursachen hierfür nicht in eigenen Fehlleistungen oder gar zu geringem Bemühen zu suchen. Die *Legitimation* erleichtert die Akzeptanz eigener Lebensumstände und eröffnet Wege des offensiveren Umgangs mit diesen, beispielsweise bezüglich der Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen.

B: „... und irgendwann hat es dann einmal umgeschaltet. Da hab ich gesagt, ja, ich bin eigentlich nicht selber schuld, dass ich in die Lage gekommen bin. Und gut, dann habe ich das beantragt. Okay, das ist dann auch gleich durchgegangen“. (Berta B. Zeile: 235–237)

Insgesamt verweisen die verschiedenen Interviewsequenzen auf eine zirkuläre Verarbeitung des biografischen Bruchs. Ausgehend von einer massiven Desorientierung, gekoppelt an Gefühle oder Manifestationen von Überforderung zu Beginn der Lebensform, zeigen sich in deren weiteren Verlauf deutliche Veränderungen. Die Erfahrung des eigenen Bestehens in der Situation, dem Erleben, dass nicht automatisch alles den Bach runter geht, sondern aus eigenem Antrieb und Vermögen die Anforderungen der veränderten Lebenssituation bewältigt werden können, bergen die Möglichkeit vielfältigen Selbstwirksamkeitserlebens und zunehmender Kontrollüberzeugung. Damit steigt die Wertschätzung eigenen Handelns und *immunisiert* so zusehends hinsichtlich sozialer Stigmatisierung und tendenzieller Marginalisierung. Die positiv besetzte Erfahrung eigener Handlungspraxis und das Erleben eigener Kompetenzen in deren praktischen Vollzug, ermöglichen die zunehmende Lösung aus negativen Bewertungsmustern. Soziale Wertmaßstäbe werden auf der Basis eigenen Erlebens hinterfragt, modifiziert oder neu entwickelten individuellen Wertüberzeugungen untergeordnet.

S: „Man muss halt irgendwo drüber stehen. Ja, ich sag einmal so, in der Schwangerschaft, da war es schwerer. Aber dann wo die Leni auf der Welt war, habe ich gesagt, okay, also, ich sehe ein Kind und ich weiß was ich habe und ich brauche mich für nichts zu schämen und ich brauch mich für nichts zu verstecken.“ (Stefanie A. Zeile: 490-493)

U: „Am Anfang bin ich wirklich tausend Tode gestorben bis ich beim Bäcker war und zurück, aber mittlerweile denke ich nur noch, ihr armen Geister und so geht es mir besser.“ (Ulrike H. Zeile: 623-625)

S: „Früher, da hätte ich, wäre ich in Tränen ausgebrochen, wo ich mir gedacht habe, was tun die uns an, was haben wir ihnen getan. Heut tut mir das nicht mehr weh, heut tun mir diese Leute leid, weil ihnen soll es vielleicht mal schlecht gehen auch. Die wissen gar nicht was das heißt.“ (Sieglinde W. Zeile: 1125-1127)

Diese Modifikation des Selbstverständnisses wird verstärkt durch veränderte Formen sozialer Bezugnahme. Die Bezugsgruppe der vormals sozial Ähnlichen, wie andere Ehepaare, Zweielternfamilien oder Gleichaltrige, erweist ihre Dysfunktionalität in vielerlei Hinsicht und erschwert die positive Identitätskonstruktion Alleinerziehender. Zusätzlich befördert wird diese Situation durch das Erleben wie auch immer motivierter sozialer Schließungsprozesse, ob aus Angst vor „schlechtem“ Einfluss auf die eigenen Kinder oder Männer.

S: „Schräg gegenüber [wohnt] auch eine Familie. [...] mit zwei Kindern, Mädchen und Bub, das Mädchen ist zur Sonja, mit der Sonja in die Schule gegangen, in die Grundschule, die ist [jetzt] auf der höheren Schule, die darf nicht mit der Sonja spielen. Nein, das ist eine Familie und so soll es sein mit ihrem Einfamilienhäuschen und ihrem Gärtchen, was sie haben, aber doch nicht in dieser abgewrackten Wohnung da ohne Mann. Die darf nicht spielen mit ihr. Das gibt es schon noch, auch auf dem Dorf.“ (Sieglinde W. Zeile: 1112-1118)

R: „Ich möchte jetzt nicht eingebildet sein, aber ich glaube, manchmal haben die Angst um ihre Männer“. (Regina M. Zeile: 633-634)

Zehn der befragten Personen berichten vom Erleben sozialer Schließungsprozesse seitens traditional orientierter wie strukturierter Zweielternfamilien. Diese Distanzierung geht häufig von den Frauen in Paarfamilien aus. Diese Aussage muss hinsichtlich zweier Komponenten differenziert werden: Zum einen trifft die Tendenz zur sozialen Schließung nicht generell auf alle Familien zu. Die Aussagen der Interviewten weisen darauf hin, dass sich diese Verhaltensmuster im besonderen Maße bei stark normativ orientierten Familien finden. Zum anderen treten diese Tendenzen verstärkt gegenüber Frauen auf. So berichtet beispielsweise ein männlicher Befragter, dass, seiner Beobachtung nach, alleinerziehende Frauen eher mit diesen Abgrenzungstendenzen konfrontiert werden würden als Männer.

P: „Frauen in der Situation sind da gleich derart gesellschaftsunfähig, also, [...]. Einmal durch die Alleinerziehung und dann [...] wahrscheinlich begleitet durch die

*Arbeitslosigkeit, Partnerlosigkeit, das ist bei Frauen noch viel ausgeprägter als jetzt bei alleinerziehenden Vätern...“ (Prekaritätssekretär Zeile: 387-392)*

Hier offenbaren sich geschlechtsspezifische Differenzen. Die berichteten Distanzierungen gehen häufig von Frauen in Paarfamilien aus und betreffen insbesondere weibliche Alleinerziehende. Wohingegen die beiden männlichen Teilnehmer der Studie auf vermehrte Unterstützungsleistungen insbesondere seitens verheirateter Frauen hinweisen konnten.

Die kompromittierenden Erlebnisse mit Zweielternfamilien schmerzen. Und forcieren ihrerseits das Bedürfnis nach sozialem Kontakt mit anderen Alleinerziehenden. Erlebnisse der Ab- bzw. Ausgrenzung aus der einen sozialen Sphäre befördern die Ausrichtung eigener Orientierungen an Personen in ähnlichen Lebenssituationen.

E: „*Am Anfang war ich immer traurig, hab mir gedacht, irgendwie schade, die [Ehepaare] reden da miteinander, trinken Kaffee mit anderen und ich, ich tue ja niemandem was, ich will ja nix. Aber das merkt man schon, dass sich die Ehepaare so zusammen tun. ... Ja, und dann, ... mehrere Alleinerziehende tun sich dann auch zusammen, dann trinken die halt dann bei den Alleinerziehenden Kaffee, aber niemals bei einem Ehepaar.“ (Edeltraud H. Zeile: 631-636)*

U: „*... ich habe gedacht, die verstehen meine Sprache, die verstehen das was ich meine, was ich rede, verstehen sie gar nicht und dann ist mir klar geworden, die haben eine ganz andere Familienstruktur.“ (Ulrike H. Zeile: 322-324)*

Insbesondere in der Anfangszeit dieser Lebensform besteht darüber hinaus ein erhöhter Bedarf nach Austausch mit Menschen mit gleichartigen Lebensverläufen und Bedarfslagen. Denn die eigene Erfahrungswelt scheint mitunter nur bedingt anschlussfähig an die von Zweielternfamilien zu sein.

U: „*Und dann sind es einfach paar Frauen, die alleinerziehend sind und diese Kontakte sind einfach wunderbar, schön. Da kann man dann lachen und da ist dann überhaupt nicht so ein Problem.“ (Ulrike H. Zeile: 277-279)*

Der Austausch mit anderen Alleinerziehenden ermöglicht die Integration des Erlebten in das bestehende Selbstkonzept, bzw. trägt zu dessen Umstrukturierung gemäß der neuen Lebenssituation bei. Ist dieser Entwicklungsschritt vollzogen, kann man von einer Art zweiten Phase, einer *Konsolidierungsphase*, sprechen.

In dieser Phase steht nicht mehr die besondere Situation des alleinerziehend Seins im Vordergrund. Die alleinerziehenden Mütter und Väter definieren sich zunehmend als *eine* spezifische Form von Familie. Das Bedürfnis nach „schützendem“ Kontakt mit sozial Ähnlichen tritt zurück und macht vermehrt dem Verlagen Platz, das eigene „Normalitätserleben“ möge sich auch im Verhältnis zu Zweielternfamilien widerspiegeln. Im alltäglichen Vollzug formiert sich eine spezifische soziale Praxis ‚Einelternfamilie‘. Mit dieser sind vielfältig Erlebnisse und neue Erfahrungen verbunden, die eine Re-Definition des eigenen Familienverständnisses befördern. Im Rahmen der gemeinsamen Lebensführung mit einem oder mehreren Kindern werden die typischen familialen Funktionen erbracht. Einelternfamilien auf diese Weise als *Familie* im klassischen Sinne erlebbar. Defizitäre Beschreibungen ihres Familienstatus lehnen Alleinerziehende dann zunehmend ab und verwehren sich vermehrt gegen diese. Gleichzeitig entwickelt sich der Wunsch nach sozialer Akzeptanz und Anerkennung zur Erwartung.

Die nachstehende grafische Darstellung ermöglicht einen Gesamtüberblick über die verschiedenen Phasen des beschriebenen Prozessverlaufs und die darin eingebetteten Modi des Umgangs und der Auseinandersetzung mit der bislang handlungsleitenden Orientierung an traditionellen Familienkonstellationen.



Abbildung 15: Phasentypik als Transformationsprozess der grundlegenden handlungsleitenden Orientierungen

Prozesse der Formierung wie auch der fortgesetzte Vollzug der sozialen Praxis ‚Einelternfamilie‘ gehen, wie dargestellt, in der Regel einher mit der Entwicklung neuer bzw. der Veränderung bislang geltender individueller Wertmaßstäbe, die bestehende sozialüberformte Vorstellungen familiären Zusammenlebens gemäß der eigenen Realität modifizieren und dem eigenen Erleben anpassen. Die Dauer dieses Transformationsprozesses handlungsleitender Orientierungen ist individuell unterschiedlich. Ergebnis ist eine Handlungsorientierung, die als *familienanalog* bezeichnet werden kann, denn eigenständige Lebensführung, soziale Integration und Elternschaft bleiben als handlungsleitende Maxime weiterhin zentral. Mehr noch, im „*doing family*“ von Einelternfamilien wird der Eltern-Kind-Beziehung für ein geheilches Aufwachsen von Kindern und eigenständiger Lebensführung, durch existenzsichernde Erwerbsarbeit, besondere Bedeutung beigemessen. Wenngleich die Umsetzung dieser

beiden Aspekte unter den strukturellen Rahmenbedingungen von Einelternfamilien die alleinerziehenden Personen vor zum Teil erhebliche Herausforderungen stellt. Wirtschaftliche Unabhängigkeit und Elternschaft lässt das Thema Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung virulent werden und ist unter Bezug auf wertebasierte Vorstellungen von ‚gelingender‘ Kindheit und Vater- bzw. Mutterbildern zu diskutieren.

### **Vorstellungen ‚gelingender‘ Kindheit und eigenen Vater- bzw. Mutterseins**

Lebensfreude und Spiel, Selbständigkeit und das Gefühl geborgen und angenommen zu sein ist alleinerziehenden Eltern, wie allen Eltern, wichtig. Kinder und der Wunsch, für deren gesunde Entwicklung zu sorgen, stehen im Zentrum elterlicher Aufmerksamkeit und Bemühungen.

K: „*Das Kind ist im Fokus, das ist halt so. Seit 2000 ist mein Kind im Fokus und das ganze Denken dreht sich nur da drum, aber ich glaube, das ist egal, ob du alleinerziehend oder nicht bist, es ist so ein chronischer Angelpunkt.*“ (Karla H. Zeile: 703-705)

Vorstellungen von „gelingender“ Kindheit prägen das Erziehungsverhalten von Eltern und sind Grundlage der Bewertung eigenen Vater- bzw. Mutterseins. Für ein gesundes Aufwachsen brauchen Kinder Aufmerksamkeit und Zuwendung. Dies erfordert gemeinsam verbrachte Zeit von Eltern und Kindern.

J: „*Ich will mit meiner Kleinen sein. Deswegen sage ich auch, ich könnte sie nicht den ganzen Tag weggeben, weil, dafür habe ich sie nicht bekommen. Da hätt ich auch sagen können, ja, kann ich sie gleich weggeben. Nein, das ist keine Mutterrolle so.*“ (Jana H. Zeile: 1298-1301)

Zwar wird von allen befragten Personen, unabhängig von ihrem Geschlecht, die besondere Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung hervorgehoben. Darüber hinaus ist es aber, aus Sicht der befragten Personen, wichtig, dass das Kind Kontakt zu beiden Elternteilen hat. Für ein gesundes Aufwachsen von Kindern ist, aus Sicht der befragten alleinerziehenden Mütter und Vätern, der Kontakt zu beiden Elternteilen substanzial. Hierin unterscheiden sich getrenntlebende Eltern nicht von anderen. Indes die Umsetzung fällt zum Teil schwer. Und wo dies nicht möglich ist oder so zu sein scheint, spiegelt sich in den vorliegenden Interviews die

Tendenz zu latenten oder bewussten „Ausgleichshandlungen“ seitens des mit dem Kind zusammenlebenden Elternteils wider.

K: „*Ja, du willst einfach kein Ego sein, um es auf den Nenner zu bringen. Es reicht schon, wenn der im Westerwald [ehemaliger Lebensgefährte] so eine Ego-Sau ist, du willst ja nicht auch so sein, du willst dich ja nicht auf dem gleichen Podest befinden, obwohl du weit davon entfernt bist und du weißt es auch, du hast nichts mit dem zu tun, das sind zwei total verschiedene Paar Stiefel, aber in der Endkonsequenz ist es schon so, dass du einfach sagst >>nur weil du dich jetzt vergnügen willst<<.*“ (Karla H. Zeile: 880-884)

U: „... das klappt nur im Zusammenhang mit dem, wenn ich am Samstag arbeiten muss. Dann funktioniert das, aber anders ist es nicht [...] zu bewerkstelligen. Nicht mit, mit den Worten, mit Schreien, mit nichts. Es ist einfach so und jetzt hat sich das so eingependelt und da ist irgendwie, jetzt ist da Ruhe drinnen, die auch fürs Kind einfach gut ist, weil vorher war es oft so ein Hickhack, so dass er [Kind] gesagt hat, >>ja, Mama, du möchtest mich ja weghaben, es hat eigentlich keiner Zeit<<. Und dann habe ich aufgehört damit auch mal ein freies Wochenende zu haben, weil ich auf keinen Fall wollte, dass er das Gefühl hat, die Mama will weg, weil der Vater ja schon gegangen ist.“ (Ulrike H. Zeile: 62-69)

Die gewählten Beispiele führen noch einen weiteren Umstand vor Augen: Die eigene Präsenz soll nicht nur über den (zeitweiligen) Verlust des anderen Elternteils hinweghelfen bzw. diesen wenn möglich ausgleichen. Sie wird auch eng mit dem Wohl des Kindes insgesamt verknüpft, das alle der befragten alleinerziehenden Personen durch die Trennung vom anderen Elternteil belastet sehen. Dem Kind keine Familie bieten zu können, in der es in Ruhe und Geborgenheit aufwachsen kann, ist der Nährboden von Schuldgefühlen und von ständiger Sorge um das Wohlergehen des Kindes – vor allem in der Anfangszeit. Waren die Kinder darüber hinaus Zeuge von heftigen Partnerschaftskonflikten bis hin zu Gewalt, verstärkt dies entsprechende Ängste zusätzlich. Ergebnis dieser Dynamik ist das intensive Bestreben alleinerziehender Eltern ihren Kindern durch die Konstanz ihrer Anwesenheit und Zugewandtheit die Sicherheit und Geborgenheit zu vermitteln, die sie etwaig aufgrund von Trennungs- und Verlusterfahrungen vermissen. Dahinter steht die Haltung: wenn so vieles wegbricht und sich verändert – oder auch nie vorhanden war –, so soll doch wenigstens eins sicher sein: die liebevolle und fürsorgliche Präsenz *eines* Elternteils.

Solche Ängste gewinnen überdies durch mediale Berichterstattungen und statistische Belege an Boden. Und die eigene Unsicherheit und Sorge findet sich in Aussagen anderer wider, deren Augenmerk ausschließlich auf das nicht Gelingen Können gerichtet sind.

B: „*Also vom Gesamtbild her... ist es eher negativ dargestellt. [...], weil dann heißt es, [...] die sind alleinerziehend, die leben sowieso von Sozialhilfe, also sind die Kinder schlecht und mit der Ernährung kriegen sie nichts Gescheites und die Schulbildung sowieso und das ist erst letztes Mal wieder ein Bericht gekommen, wo dies hochgerechnet worden ist*“ (Berta B Zeile: 639-643)

U: „*Also, was mir zwei Mal gesagt worden ist [...]. Also ich will es jetzt wirklich im Wortlaut bringen ... dass das Kind ja nur scheitern kann im Leben, weil der Vater fehlt und man merkt einfach dem Kind fehlt was.*“ (Ulrike H. Zeile: 314-319)

Das Gefühl, dass das Wohl des Kindes eng mit der eigenen, zugewandten Präsenz verknüpft ist, reduziert automatisch zeitliche Freiräume auf Seiten der betreuenden alleinerziehenden Person. Alle befragten alleinerziehenden Mütter und Väter gaben übereinstimmend an, ein starkes, jedoch meist unerfülltes Bedürfnis nach freier Zeit zu haben. Eine durchaus ambivalente Situation, die aufgrund der Kumulation aller familialer Aufgaben und der damit einhergehenden konstanten ‚Zeitarmut‘, eine zusätzliche Brisanz erfährt.

B: „*Also, einerseits bin ich schon eine ziemliche Henne, aber andererseits beschwere ich mich auch, weil ich sage, ich habe wenig für mich. [...] einerseits kann ich nicht loslassen, aber andererseits beschwere ich mich auch, weil ich für mich keine Zeit habe*“. (Berta B. Zeile: 374-382)

Die Kinder kommen an erste Stelle. Es soll ihnen möglichst an nichts mangeln.

R: „*Mei, ich möchte meinem Kind nicht immer alles irgendwie verbieten oder sagen müssen, du bekommst jetzt das und das nicht, weil es nicht geht. Nein, dann muss ich halt selber zurückstecken*“.

I: „*Und haut das hin?*“

R: „*Ja. Es gibt halt dann keine Klamotten, es gibt keinen Frisör, es gibt kein Extra, irgendwas weggehen oder so...*“

I: „*Dann stellst dein Kind schon ganz schön...*“

R: „*.... sie ist für mich das Wichtigste.*“ (Rosi S. Zeile: 434-444)

In allen Interviews wurde die Grundhaltung der alleinerziehenden Eltern deutlich, ihre Kinder vor potentiell negativen Auswirkungen des Aufwachsens in Einelternfamilien schützen zu wollen. Bereits episodische Erfahrungen von Armut können längerfristig nachwirken. Deshalb steht der Schutz vor Armuts- und Deprivationserfahrungen an erster Stelle. Eine erhebliche Bedeutung kommt dabei dem Erziehungsverhalten der Mutter zu. Entscheidend ist, in wie weit sie in der Lage ist, eigene Deprivationserfahrungen zu kompensieren, dauerhaft ein unterstützendes Erziehungsverhalten zu zeigen und positive Formen der Kommunikation aufrecht zu erhalten. Dabei erweist sich die Familienform als ausschlaggebender Faktor. Denn, allem Anschein nach sind vor allem alleinerziehende Mütter in der Lage, vorübergehende Phasen ökonomischer Deprivation durch ein verstärktes Bemühen um ein positives Verhältnis zu ihren Kindern zu kompensieren. Dies resultiert unter Umständen aus Schuldgefühlen gegenüber dem Kind, ihm eine Trennung seiner Eltern zugemutet, oder es vor einer solchen nicht bewahrt zu haben. Die Auswirkungen dauerhafter ökonomischer Deprivation können dadurch jedoch nicht ausgeglichen werden. So zeigen beispielsweise die Ergebnisse der A-WO-ISS-Armutsstudie, dass „Kinder aus Familien in Einkommensarmut im Vergleich zu Gleichaltrigen aus finanziell gesicherten Verhältnisse ein rund doppelt so hohes Risiko haben, in ihrer sprachlichen, sozialen oder gesundheitlichen Entwicklung beeinträchtigt zu sein“ (Holz, 2006). Arbeitslosigkeit der Eltern, finanzielle Verknappung und Armut gehen häufig mit Beeinträchtigungen des physischen und psychischen Wohlbefindens und Minderwertigkeitsgefühlen bei den betroffenen Kindern und Jugendlichen einher. Entscheidend dabei ist, inwieweit die prekäre sozio-ökonomische Situation seitens der Kinder und Jugendlichen subjektiv wahrgenommen und als Benachteiligung gegenüber anderen, materiell bessergestellten Kindern und Jugendlichen empfunden wird. Insbesondere ältere Kinder und Jugendliche verfügen über ein sensibles Verständnis bezüglich sozialer Unterschiede und Hierarchien. Deshalb stellt für sie der Vergleich mit ökonomisch besser gestellten Gleichaltrigen eine Belastung dar (Walper, 2005). Diese Aussage wird durch die Daten der vorliegenden Studie bestätigt. Jugendliche und ältere Kinder entwickeln regelrecht Vermeidungsstrategien, um die eingeschränkte sozio-ökonomische Situation ihres Elternhauses nicht bekannt werden zu lassen:

S: „*Und die Sonja ist so, sie will nicht, dass jemand herkommt zu uns, weil es bei uns halt nicht so top ist wie bei anderen und nicht so modern wie bei anderen und sie halt kein Jugendzimmer und keinen Computer hat. Das ist das. Sie geht dann viel zu anderen Kindern, sie will eigentlich nicht, dass jemand herkommt. Ich glaube, sie schämt sich da schon ein bisschen.*“ (Sieglinde W. Zeile: 1155-1158)

Neben den erwachsenen alleinerziehenden Personen müssen also auch die Kinder und Jugendlichen mit den finanziellen, zeitlichen und lebenspraktischen Gegebenheiten in der Einelternfamilie klar kommen. Bekanntermaßen entwickeln bzw. übernehmen Kinder recht bald normative Erwartungen und verinnerlichen damit zeitgleich eine traditionelle Vorstellung von Familie. Das normative Bild der Zweielternfamilie lässt die eigene Situation leicht als Mangel in Erscheinung treten, der nicht nur nach außen, sondern auch nach innen vertreten werden muss. So schilderte eine allein erziehende Mutter die Situation, dass ihr ihre pubertierenden Töchter die von ihnen als sozial defizitär erlebte Lebensform der Einelternfamilie zunehmend zum Vorwurf machen. Dies verstärkt Gefühle sozialer Scham und forciert die Angst als Mutter versagt zu haben.

### **Eigenständige Lebensführung und soziale Teilhabe**

„Ich muss es schaffen“, „es muss halt irgendwie gehen“, „ich muss es hinkriegen“ – solche und ähnliche Aussagen verdeutlichen die leitenden Handlungsmaxime der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter. Die Lebenssituation ist komplex, die Anforderungen vielfältig und kumulativ, gleichwohl bleibt es bei der handlungsleitenden Orientierung einer eigenständigen Lebensführung. Diese gilt als Indiz gesellschaftlicher Integration und ist für Familien obligatorisch, bzw. sollte es sein. Alleinerziehende Mütter und Väter unterliegen, wie alle anderen auch, diesen normativen Vorstellungen und bemessen die eigene Lebensführung genau an diesen normativen Erwartungen. Ungeachtet dessen, dass sich ihre Lebensverhältnisse durchwegs komplizierter gestalten, bleiben sie diesen Wertemaßstäben treu. Unter diesen Rahmenbedingungen fällt es schwer, die eigene Bedürftigkeit oder Überforderung zu äußern, bergen solche Outings doch stets auch die Erfahrung „es nicht geschafft zu haben“. Die eigene Mittellosigkeit zu offenbaren fällt besonderes im sozialen Nahraum schwer, bzw. wird so weit wie möglich vermieden.

B: „Im Kindergarten, wenn verschiedene Ausflüge oder wenn etwas gemacht worden ist, dann haben wir im Elternbeirat, haben wir beschlossen, für sozial schwache Familien, da wird das vom Elternbeirat übernommen. Ich bin da auch nicht hingegangen und habe gesagt, du ich bin jetzt alleinerziehend und finanziell auch nicht so gut gestellt, übernimmt mir das. Würde ich nie machen. [...] man schämt sich einfach.“

(Berta B. Zeile: 1126-1130; 1141-1142)

R: „Ich hab gar nicht gewusst, dass man von den Kindertagengebühren befreit werden kann. Und wenn, ... ja, mei, ich hätte mich geschämt das zu beantragen.“ (Regina M. Zeile: 976-977)

Auch die Inanspruchnahme öffentlicher Leistungen ist trotz Rechtsanspruches nicht leicht. Zwar entlasten die räumliche Distanz und eine gewisse Anonymität vor Aspekten sozialer Kontrolle, gleichwohl kommt der Gang zur ARGE einem zum Markte tragen des eigenen Selbstwerts gleich.

R: „Man kommt sich immer doof vor. Ich komme mir schon blöd vor, wenn ich zur ARGE gehen muss und fragen muss, ob ich wieder was bekomme.“ (Rosi S. Zeile: 1220-1221)

Liest man dieses Beispiel, so verwundert es nicht, dass alleinerziehende Personen im ausschließlichen SGB-II-Bezug, die geringste Zufriedenheit<sup>82</sup> mit ihrer beruflichen Situation angeben.

Sind die Kinder noch jünger und bedürfen entsprechend vermehrter Zuwendung und Aufmerksamkeit, finden sich alleinerziehende Eltern rasch im Spannungsverhältnis zwischen Kindeswohl und finanzieller Unabhängigkeit wieder. Fragen wie, was braucht mein Kind, was möchte ich ihm als gute Mutter, als guter Vater, geben und dem eigenen Bedürfnis normativen Vorstellungen sozialer Integrität zu entsprechen - was in unserer kapitalistisch geprägten Gesellschaft wirtschaftlicher Eigenständigkeit gleichkommt - bringen Alleinerziehende in eine ambivalente Situation, aus der es eigentlich keinen Ausweg zu geben scheint.

B: „Es ist eben immer arbeiten ja oder nein. Also, arbeiten möchte ich auf alle Fälle, weil ich sage, ich habe immer schon gerne gearbeitet und ich möchte ein bisschen rauskommen. Gut, was eben immer der Zwiespalt ist, weil sie [Tochter] eben noch so klein ist, dass ich sie eben dann hergeben muss. Da habe ich immer ein bisschen ein Problem damit ...“ (Berta B. Zeile: 1065-1069)

Diese Zerrissenheit wird verstärkt durch das Gefühl, den Kindern durch die eigene berufsbedingte Abwesenheit eine zusätzliche Belastung aufzubürden, wo diese doch ohnehin schon erheblich belastet sind. Fragen der Berufstätigkeit sind damit nicht ohne Bedenken des Kin-

---

<sup>82</sup> Vgl. Fragebogen zur Zufriedenheit mit der aktuellen beruflichen Situation auf beiliegender CD „Empirie“.

deswohls zu beantworten und rufen allzu häufig Schuldgefühle und Versagensängste auf den Plan.

R: „*Ja, da hätte ich schon ein schlechtes Gewissen, wenn ich den Matthias jeden Tag bis sechs Uhr irgendwo betreuen lassen würde.*“ (Regina M. Zeile: 902-903)

Einzig gangbarer Ausweg scheint eine gute Betreuung für die Kinder zu sein. Doch die Anforderungen an eine solche sind hoch: Sie sollte zuverlässig, qualifiziert und zugleich liebevoll sein und idealerweise über ein hohes Maß an Flexibilität verfügen. Und natürlich: bezahlbar sowie in der Nähe. Das Thema Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung ist also komplexer als es auf den ersten Eindruck erscheinen mag. Und für beides die passenden Puzzleteile zu finden eine Kunst. Die Suche nach einer adäquaten Betreuung für die Kinder, die räumlich erreichbar und sowohl den berufsbedingten Erfordernissen als auch den kindlichen Bedürfnissen, aus Sicht der alleinerziehenden Eltern, gerecht wird, gestaltet sich oft schwierig und langwierig. Und ist nicht immer zufriedenstellend lösbar. Dies führt unter Umständen dazu, dass berufstätige Alleinerziehende ihre Kinder früher als eigentlich gewünscht alleine und auf sich selbst gestellt lassen müssen.

F: „*Was haben die Kinder in der Zeit gemacht?*“

E: „*Die waren alleine da. Die kamen halt von der Schule heim und waren dann in der Zeit alleine bis um drei. [...] Das war ja gerade so, dass die Theresa [...] in die erste Klasse [...] gegangen [ist]. Und dann war die da halt alleine nach der Schule. Die haben am Anfang früh aus und ich habe das dann mit einem Tier dann gemacht, dass man erst Mal ein Tier versorgen muss. Einen Hamster. Damit sie das Gefühl hat, da ist wer. Und da kann sie sich kümmern. Und das ging dann schon ganz gut. Ja, ich habe natürlich schon gemerkt, dass die da drunter gelitten hat. [...] Aber in der Schule gab es zu der Zeit keine Betreuung. War einfach die Schule aus und dann war das so.*“ (Edeltraud H. Zeile: 128-139)

Die Erfordernisse des Arbeitsmarktes reduzieren den Spielraum Alleinerziehender und forcieren Abstriche im Bereich Fürsorge und Caring. Dies trifft nicht allein erwerbstätige Alleinerziehende, sondern gilt auch im zunehmenden Maße für alleinerziehende Mütter und Väter im SGB-II-Bezug zu. Denn gemäß den gesetzlichen Regelungen stehen diese mit Vollendung des dritten Lebensjahres des jüngsten Kindes dem Arbeitsmarkt wieder zur Verfügung und haben sich entsprechend um Arbeit zu bemühen, wollen sie nicht Gefahr laufen eine empfindliche Leistungskürzung hinnehmen zu müssen.

Diese Rahmenbedingungen beeinflussen die alltagspraktische Lebensführung alleinerziehender Eltern und ihrer Kinder und finden darüber hinaus ihren Niederschlag im Erziehungsverhalten der Eltern und der Beziehungsgestaltung zwischen alleinerziehenden Elternteilen und ihren Kindern. Durch die berufsbedingte Abwesenheit des alleinerziehenden Elternteils sind die Kinder bereits frühzeitig zeitweilig auf sich allein gestellt. Dies erfordert klare Regeln und Konsequenzen, setzt aber auch wechselseitiges Vertrauen voraus.

U: „*Entweder dass er bei einem Freund ist oder er ist auch viel allein. Aber dadurch, dass bei uns halt feste Regeln gibt, habe ich jetzt keine Angst, dass er da stundenlang vor dem Computer sitzt und bei uns ist einfach Vertrauen, gegenseitiges Vertrauen ist bei uns ganz groß. Er kann mir zu hundert Prozent vertrauen und ich auch.*“ (Ulrike H. Zeile: 130-133)

Existenzsicherndes Einkommen gewährleistet gesellschaftliche Anerkennung und wirtschaftliche Unabhängigkeit, beides hochgeschätzte, gesellschaftliche Werte. Elternschaft und Erziehung hingegen sind gesellschaftlich notwendig und damit gewünscht. Den Spagat, mit drei kleinen Kindern dem Arbeitsmarkt nicht mehr zur Verfügung stehen zu können, gleichwohl aber für sich soziale Wertschätzung zu beanspruchen, löst eine der befragten alleinerziehenden Mütter auf folgende Weise:

O: „*Ich ziehe hier meine Kinderlein auf, das ist absolut okay, dass ich dafür bezahlt werde. Das ist eh nicht viel. Wir Mamas würden ja echt noch mehr verdienen, oder verdienen tun wir ja nichts, sollten wir eigentlich noch was dazu verdienen. [...] Von daher, ich finde das absolut in Ordnung, wenn hie und da Geld rein kommt. Was ich der Welt hier groß ziehe, das ist gigantisch.*“ (Olivia S. Zeile: 251-259)

Worauf Olivia S. hier wie nebenbei verweist, ist die Tatsache, dass Fürsorge Arbeit im gesellschaftlichen Kontext nicht als Arbeit angesehen wird. Betreuung, Versorgung, Pflege und Aufmerksamkeit sind zwar durchaus *arbeitsaufwändige* und zeitintensive Tätigkeiten. Doch gelten sie bislang als Selbstverständlichkeiten, die der Gesellschaft zwar zweckdienlich und nützlich sind, jedoch keiner extra Vergütung bedürfen. Das gesellschaftlich Notwendige wird zum Privatvergnügen. Eine solche Zuschreibung nimmt Olivia S. nicht hin. Stattdessen definiert sie ihr Einelternfamilien Dasein als herausragende gesellschaftliche Leistung. Frei nach dem Motto: „Leistung soll sich (wieder) lohnen“ legitimiert sie so ihren SGB-II-Bezug. Durch diese Deutung gelingt es ihr, die Inanspruchnahme wohlfahrtsstaatlicher Leistungen und Unterstützungsformen als verdient und gerechtfertigt anzusehen, deren Nutzung auf diese Weise

ohne Selbstwerteinbußen geschehen kann. Olivia S. ist die einzige Befragte im SGB-II-Bezug, die diesen nicht als sozial abwertend erlebt. Ihrer Meinung nach müssen die Kosten gesellschaftlicher Arbeit auch von der Gesellschaft getragen werden. Olivia S. denkt hier die gesellschaftliche Aufgabe von Familie als gesellschaftliche Institution konsequent weiter. So erlangt sie für sich die Legitimation ihrer Lebensführung und erwirbt das Anrecht ausstehende soziale Anerkennung einzufordern.

Als gesellschaftliche Institution unterliegt Familie auch der Aufgabe sozialer Integration ihrer Mitglieder. Gesellschaftliche Anerkennung und Akzeptanz gelten als Grundkapitalien, die soziale Teilhabe und Inklusion überhaupt erst möglich machen. Ins Bild zu passen und im rechten Licht gesehen zu werden, eröffnet Zugänge zu bestimmten sozialen Kreisen, oder es verschließen sich solche bei Nichtgefallen.

U: „*was mir gefehlt hat, jetzt fällt es mir ein, das Akzeptieren wie wir leben. Also, dass man uns einfach nicht genommen hat so wie wir sind. Ich spreche eine andere Sprache, sie leben eine andere Lebensform, aber sie sind es trotzdem wert [...], dass man sie einfach so akzeptiert. Ich habe sie ja auch akzeptiert. Ich habe sie nie in Frage gestellt, was sie tun. Aber mir wurde gesagt, das ist richtig oder falsch oder das kann ja nichts werden. Ja, und das habe ich dann gelassen, weil es eben auch wiederholt passt ist.*“ (Ulrike H. Zeile: 337-342)

Die Einbindung in ein übergeordnetes soziales Ganzes erscheint allen befragten Alleinerziehenden als wesentlich. Ein Teil der Gesellschaft zu sein und dazu zu gehören ist ihnen insbesondere im Hinblick auf ihre Kinder wichtig.

B: „*... wie gesagt, selbst mache ich sowieso nichts oder ich gehe nicht weg [...]. Man möchte den Kinder mehr bieten können, dass sie in der Gesellschaft mit drinnen bleiben.*“ (Bert B. Zeile: 1270-1271)

Dieser Wunsch manifestiert sich in der Praxis der Lebensführung alleinerziehender Mütter und Väter. Sei es, indem sie sich selbst zurücknehmen, um Ausgaben wie Schwimm- oder Skikurse im Kindergarten bzw. Teilnahme an Klassenfahrten oder Kleidung und Ausstattung für Freizeit und Hobbies zu finanzieren. Oder sei es, indem sie Kontakt zu sozialen Gemeinschaften, wie beispielsweise Kirchengemeinden, familialen Großverbänden oder der eigenen Herkunfts Familie suchen. Im Mittelpunkt all dieser Bemühungen steht der Wunsch, „*dass die [Kinder] nicht in zweiter Klasse aufwachsen.*“ (Berta B. Zeile 1254), sondern dazugehören.

Wie schon an anderer Stelle zeigt sich auch hier der tiefgehende Wunsch sozial anerkannt und akzeptiert zu werden.

Ziel der vorausgehenden Ausführungen war es, anhand des reichhaltigen Interviewmaterials die spezifischen Erlebnisaufschichtungen und Wertorientierungen alleinerziehender Mütter und Väter darzustellen, die sich in charakteristischen Umgangsweisen dokumentieren und ihren Niederschlag finden. Dabei zeigt sich, dass die typische Orientierung an bürgerlichen Vorstellungen von Ehe und Familie, insbesondere beim Übergang in die Situation des Alleinerziehens Seins, verschiedenartige Formen der Orientierungslosigkeit und Desorientierung hervorrufen, mit denen im weiteren Verlauf auf unterschiedliche Art und Weise umgegangen wird. Die konstatierte Diskontinuitäts- und Krisenerfahrung formiert differierende Modi des alltäglichen Umgangs, deren letztendlicher Sinn und Zweck die Aufrechterhaltung bzw. Rückgewinnung einer positiv besetzten Lebensform, letztlich eine Bejahung der eigenen Lebenssituation, ist. Die Phase der De- und Reorganisation findet, in der Regel, ihren Abschluss in Form der Konsolidierung der Lebenssituation im Gesamten und einer modifizierten Form der handlungsleitenden Orientierung, die als ‚familienanalog‘ bezeichnet werden kann. Familienanalog deshalb, da trotz des Fehlens eines der drei klassischen Kriterien von Familie – Ehe, Elternschaft und eigenständige Lebensführung – beide letztgenannten Aspekte weiterhin handlungsleitende Gültigkeit für die Herstellung und den praktizierenden Vollzug der Lebensform Einelternfamilie haben.

Am Ende der Eingangsphase, die durch Umstrukturierung und Gewöhnung an die neue Lebenssituation geprägt ist, steht insgesamt eine positivere Sicht auf die eigenen Lebensverhältnisse und eine Bejahung der aktuellen Lebensform. Die Situation hat sich konsolidiert.

So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die vergleichende Analyse der Interviews zeigt, dass die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter ihre Lebenssituation insgesamt als persönliche „Erfolgsgeschichte“ erzählen. Eine Geschichte, die nicht ganz einfach ist, und auch eine unvorhergesehene aber erforderliche Umorientierung notwendig machte, insgesamt betrachtet aber zu vermehrtem Wachstum und persönlicher Reife geführt hat.

B: „Also im Großen und Ganzen bin ich eigentlich momentan mit meinem Leben zufrieden. Wie gesagt, mir geht es wieder gut, es geht den Kindern gut. Ich bin auch, von meinem Loch bin ich heraus. Ich schaue wieder nach vorne. Ich bin wieder in einer Spur drinnen, wo ich sage, ich habe da jetzt meine Linie, wo ich jetzt weitergehe...“  
(Berta B. Zeile: 901-905)

C: „Jetzt bin ich sechsundzwanzig, damals war ich ja noch zweiundzwanzig, ... zweiundzwanzig ..., dreiundzwanzig bin ich da gewesen. Ja und das war dann auch nicht ganz einfach gerade so ganz alleine in die Mutterrolle und so was und auf einmal stehst du ganz allein da. Naja, aber ich denke, ich habe das alles gut geschafft. Also, ich bin ganz stolz auf mich. Also, ich meistere wirklich alles ganz super.“ (Chantal C. Zeile: 21-25)

Gleichzeitig besteht aber weiterhin der Wunsch nach einer Ehe oder Lebenspartnerschaft. 16 der 17 befragten alleinerziehenden Personen wünschen sich eine solche für ihr zukünftiges Leben und streben dies in unterschiedlich ausgeprägter Intensität an. Diese Tatsache scheint nicht ganz unbedeutend zu sein. Denn betrachtet man die Antworten der befragten Alleinerziehenden auf die Frage „Wie zufrieden sind Sie derzeit mit Ihrem Leben insgesamt“<sup>83</sup> so zeigt sich, dass Alleinerziehende, die dies seit acht Jahren und mehr sind, deutlich unzufriedener mit ihrer Lebenssituation sind als alleinerziehende Personen, die noch nicht so lange in dieser Form leben. Neben günstigen materiellen Rahmenbedingungen und einem hohen Maß an sozialer Unterstützung, scheint der Faktor ‚Zeit‘ hier eine wesentliche Rolle zu spielen. Und zwar in dem Sinne, dass am Anfang – und auch noch nach mehreren Jahren – die Lebensform ‚Alleinerziehend‘ als eine vorübergehende definiert werden kann. Die Zukunft ist offen und die Zeit birgt immer noch die Möglichkeit später in eine Ehe oder Lebenspartnerschaft einzumünden. Mit zunehmender Dauer jedoch verringert sich die Zeit, die zur Umsetzung dieses Lebensplanes noch bleibt. Die Erfüllung dieses Wunsches wird zunehmend unrealistisch. Die Lebenssituation kann nicht mehr als Durchgangsstadium gesehen werden, der Status verfestigt sich. Gleichzeitig ist das Leben als alleinerziehende Mutter oder alleinerziehender Vater sehr anstrengend. Die dauerhafte Anforderung für alle familialen Aufgaben, wie Einkommenssicherung, Pflege, Erziehung und Betreuung der Kinder, Haushaltsführung, herstellen und pflegen sozialer Kontakte, mithin soziale Integration überwiegend alleine zuständig zu sein, ist zeitaufwändig und kostet Kraft. Für eigene Bedürfnisse nach Erholung und Abwechslung bleibt wenig bis kein Freiraum. Das Leben an der permanenten Belastungsgrenze, bzw. darüber hinaus, fordert seinen Tribut. Mit fortdauerndem Bestand und perspektivischer Unveränderlichkeit der Situation kann dies durchaus Momente der Resignation befördern.

---

<sup>83</sup> Vgl. Fragebogen zur Lebenszufriedenheit auf beiliegender CD „Empirie“.

## 5.6.2 Die gesundheitliche Situation der befragten alleinerziehender Mütter und Väter und ihrer Kinder

Die gesundheitliche Situation von alleinerziehenden Müttern und Vätern ist nicht per se als schlecht zu klassifizieren. Zwar kumulieren bei alleinerziehenden Vätern und Müttern die subjektiven Belastungsfaktoren durch die alleinige Zuständigkeit für Kindererziehung, Haushaltsführung und Sorge für den Lebensunterhalt. Dem ungeachtet zeigt sich jedoch auch ein enger Zusammenhang zu soziodemografischen Merkmalen, die als Schutz- bzw. Belastungsfaktoren wirksam werden können. So zeigt sich beispielsweise der in vielen sozialepidemiologischen Untersuchungen aufgedeckte Zusammenhang von fehlender Erwerbstätigkeit - häufig genug aufgrund niedriger Schulbildung bzw. fehlendem Berufsabschluss - und gesundheitlicher Beeinträchtigung (Helfferich et al., 2003, S. 19) auch in der Gruppe der Alleinerziehenden. Gesundheit ist immer in einem Gesamtzusammenhang von Risiko- und Schutzfaktoren zu sehen. Dieses Verständnis geht zurück auf den Medizinsoziologen Aaron Antonovsky (Antonovsky, 1998). Dieser versteht in seinem Konzept der Salutogenese Gesundheit nicht als feststehenden Zustand sondern als einen dynamischen Prozess zwischen den Polen ‚krank‘ und ‚gesund‘. Dem zu Folge ist der menschliche Organismus nie zu hundert Prozent krank bzw. gesund. Stattdessen resultiert Gesundheit aus der beständigen Auseinandersetzung mit äußeren und inneren Einflüssen, so genannten Stressoren. Was ein Individuum individuell als belastend erlebt, hängt von seinen subjektiven Einschätzung ab. Dabei helfen generalisierte Widerstandsressourcen, mit widrigen Alltagserfahrungen konstruktiv umzugehen. Diese können im Individuum selbst in unterstützenden Beziehungen des sozialen Nahraums und in gesellschaftlichen Teilhabe- und Anerkennungsverhältnissen angelegt sein und haben eine protektive Wirkung. Je mehr solcher Schutzfaktoren einer Person individuell zur Verfügung stehen, desto besser schätzt sie ihre Gesundheit ein und desto höher sind die erlebte Lebensqualität und –zufriedenheit.

Von den insgesamt 17 befragten alleinerziehenden Müttern und Vätern geben 10 an, sich phasenweise oder über längere Zeiträume hinweg gesundheitlich beeinträchtigt gefühlt zu haben. Acht der gesundheitlich beeinträchtigten Personen befinden sich zum Zeitpunkt der Befragung im SGB-II-Bezug. Den Zusammenhang von Gesundheit und Einkommen zeigt auch das Robert Koch Institut in seiner Studie zur gesundheitlichen Situation von alleinerziehenden Müttern und Vätern (Helfferich et al., 2003). Entscheidende gesunderhaltende Ressourcen „sind das Einkommen und die Erwerbstätigkeit, die zumeist zu einer besseren materiellen Lage, zu größerer, aktiverer Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben führen und

zudem das Selbstbewusstsein der Frauen stärken“ (Helfferich et al., 2003, S. 19). So bewerten vollerwerbstätige alleinerziehende Frauen ihre Gesundheit zu 66,2% als sehr gut oder gut, Teilzeitbeschäftigte zu 55,8% und nicht Erwerbstätige zu 44,4% (ebenda, 18).

Die beiden Personen der Befragungsgruppe, die sich unzufrieden mit ihrer gesundheitlichen Situation zeigten, waren zwar berufstätig, gaben allerdings an, es mangle ihnen an sozialer Unterstützung und sozialer Einbindung. Dies erlebten sie als eine massive Begrenzung der ihnen zur Verfügung stehenden sozialen Ressourcen und der Möglichkeiten der Entlastung und des emotionalen Beistands. Es zeigt sich, dass sowohl fehlende Erwerbstätigkeit und die damit einhergehenden ungünstigen sozioökonomischen Verhältnisse als auch ein Mangel an sozialen Unterstützungsressourcen die gesundheitliche Situation der alleinerziehenden Mütter<sup>84</sup> beeinträchtigen. Beide Faktoren belasten die Gesundheit. Wobei es so zu sein scheint, dass das Belastungserleben fehlender Erwerbstätigkeit durch eine umfassende und als unterstützend erlebte soziale Einbindung ausgeglichen werden kann, sich indes ein umgekehrter Zusammenhang nicht feststellen lässt. Soziale Unterstützung mindert die persönliche Belastung, hilft bei der Bewältigung von schwierigen Situationen und der Vereinbarkeit von Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit. Sie reduziert das individuelle Belastungserleben und wirkt gesundheitsfördernd.

Von allen Befragten wurde die Zeit vor der Trennung und die ersten ein, zwei Jahre nach der Trennung als besonders belastend empfunden. Verunsicherung, zum Teil erhebliche Orientierungslosigkeit wie es weitergehen soll, die Notwendigkeit neue Lebensentwürfe zu gestalten und alte Rollenmuster für sich zu überarbeiten gepaart mit der plötzlichen alleinigen bzw. hauptverantwortlichen Zuständigkeit für Kinder, Geld und Haushalt führt viele der Befragten an ihre Belastungsgrenzen und zum Teil darüber hinaus.

O: „*Das hab ich davor nie kennen gelernt, dies totale Erschöpfung. Schon morgens aufwachen und die Kinder. Allein die Treppe raufgehen war ein riesen Akt. Und wenn das .. also auch so eine Wut auf die Kinder, total schnell genervt, ausgelaugt. Essen kochen, einkaufen, alles anstrengend.*“ (Olivia S. Zeile: 525-528)

Berichtet wird von totalen Erschöpfungszuständen, der erheblichen Verschlechterung einer chronischen Erkrankung, Gehörstürzen, Burn-out und depressiven Verstimmungen bis hin zu

---

<sup>84</sup> Die beiden befragten alleinerziehenden Väter gaben indes an, mit ihrer gesundheitlichen Situation zufrieden, bzw. sehr zufrieden zu sein.

manifesten Depressionen. Fünf der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter suchten in dieser Zeit Unterstützung in einer Psychotherapie.

R: „*Bin seit einem Jahr in Therapie, weil ich einfach so übermäßig gestresst bin.*“  
(Rosi S. Zeile: 677-678)

Der Beginn der Erkrankung lag häufig in einer extrem konflikthaften Partnerbeziehung und ist damit noch vor dem Übergang in die Lebensform ‚Einelternfamilie‘ zu datieren. Nach der Trennung wurde die gesundheitliche Situation der alleinerziehenden Mütter und Väter durch Fortbestand dieser Konflikte, fehlende soziale Unterstützung und soziale Isolation so wie eine prekäre finanzielle Situation weiter beeinträchtigt.

Die Trennungszeit stellt nicht nur für Erwachsene eine Zeit enormer Veränderungen und neuer Anforderungen dar. Auch die Kinder reagieren mit erhöhten gesundheitlichen Belastungen, häufig in Form von Stress, der sich auch durch Verhaltensauffälligkeiten äußern kann (N=10). Hier besteht die Gefahr kumulierender Belastungen: Überforderte allein erziehende Eltern und überforderte Kinder stehen sich gegenüber. Je nach individueller personaler und sozialer Ressourcenausstattung und Handlungskompetenz gelingt es den Erwachsenen mehr oder weniger ihre Kinder in dieser Belastungssituation zu begleiten und zu unterstützen. Massive Verhaltensauffälligkeiten des Kindes stellen einen zusätzlichen Belastungsfaktor für die Eltern dar. Zum einen in ihrer aktionalen Ausgestaltung, zum anderen in der Aktivierung von Schuld- und Überforderungsgefühlen.

S: „*Sie war sogar stationär drei Wochen im, im Kinderdorf Irschenberg. Ich hab gesagt, ich halte es nicht mehr aus, ... die bringt mich ..., die treibt mich zum Wahnsinn, ich halte es nicht mehr aus.*“ (Sieglinde W. Zeile: 939-941)

Vorliegende qualitative Analyse wird durch die Ergebnisse der bundesweiten KiGGS-Studie (Lampert, Hagen & Heizmann, 2010, S. 65) bestätigt. Im Allgemeinen bewerten Eltern sowohl in Zwei-, wie auch in Eineltern- und Stieffamilien den Gesundheitszustand ihrer Kinder positiv. Größere Differenzen zwischen den Familienformen werden jedoch deutlich, wenn nach psychischen und Verhaltensauffälligkeiten der Kinder und Jugendlichen gefragt wird. Hier zeigen die Kinder und Jugendlichen, die in Eineltern- bzw. Stieffamilien aufwachsen erhöhte Beeinträchtigungen (ebenda, 65).

Die dargestellten Belastungsfaktoren alleinerziehender Elternteile, und im Zuge dessen, die erhöhten psychischen und Verhaltensauffälligkeiten der Kinder und Jugendlichen spiegeln

sich auch in der bayerischen Jugendhilfestatistik wider. Hier zeigt sich, „dass der Anteil der Kinder mit allein erziehenden Elternteilen an den Empfänger/innen von Hilfen deutlich höher liegt, als respektive der Anteil der Kinder mit allein erziehenden Elternteilen an allen Kindern in der Bevölkerung. Dies gilt sowohl für die Sozialpädagogische Familienhilfe (hier als Beispiel für den Bereich der ambulanten Hilfen), wie auch für die Hilfen außerhalb des Elternhauses“ (Landkreis Rosenheim, 2013, S. 47).

Indessen ist für die hier befragte Gruppe der alleinerziehenden Mütter und Väter zusammenfassend festzuhalten, dass das geschilderte Belastungserleben bei einer überwiegenden Mehrzahl der befragten Personen mit Dauer der Lebensform zurückgeht. Dies wird gefördert durch die Beendigung der andauernden Konfliktsituation zwischen Vater und Mutter, einer finanziell gesicherten Lebenslage, einer guten sozialen Einbindung und Unterstützung.

Die letztgenannten Faktoren nehmen darüber hinaus auch einen positiven Einfluss auf den Entwicklungsverlauf der von Trennung- und Scheidung betroffenen Kinder. So konnten Hetherington & Kelly (2003) in ihrer 20jährigen Längsschnittstudie nachweisen, dass die weit verbreitete Meinung, eine Scheidung hätte generell längerfristig negative Auswirkungen auf die Entwicklung von Kindern, empirisch in der Form nicht haltbar ist. 80% der Kinder und Erwachsenen kommen nach einer schmerzhaften Übergangsphase recht gut mit der neuen Situation zu Recht. Ebenso wie die vorliegende Studie kommen die Autoren zu dem Schluss, dass für die belastenden oder schädigenden Effekte einer Trennung, nicht so sehr die Tatsache der Auflösung der Partnerschaft und der gemeinsamen Haushaltsführung der Eltern ausschlaggebend ist, als vielmehr die häufig damit einhergehenden sozialen und ökonomischen Belastungsfaktoren. Eingeschränkte finanzielle Verhältnisse, Auflösung vormals bestehender Formen sozialer Einbindung sowie die Erfahrung von sozialem Abstieg und Prestigeverlust, unzuverlässige und überforderte Eltern mit permissiven oder autoritären Erziehungsverhalten stellen weitaus größere Risikofaktoren für die kindliche Entwicklung da. Eine verlässliche Lebensumwelt, finanzielle Sicherheit und autoritatives Erziehungsverhalten wirken hingegen protektiv und helfen den Kindern, mit der veränderten Lebenssituation zu Recht zu kommen. „Die Scheidung setzt Kinder vielen Stressbelastungen aus. [...]. [Aber] wenn die Erziehung liebevoll, bestimmt und konsequent ist und der Konflikt zwischen den geschiedenen Eltern gering, gedeihen die Kinder, ganz gleich, ob sie vom Vater, der Mutter oder beiden erzogen werden.“ (Hetherington & Kelly, 2003, S. 170).

Unter dem Gesichtspunkt einer gesunden Lebensführung geht es aber um weit mehr, als um das bloße Fehlen von Belastungsmomenten und körperlichen Beeinträchtigungen oder psychi-

schen Störungen. Die Kumulation familialer Aufgaben und Zuständigkeiten führt in der Konsequenz zu einem erhöhten Bedarf an Erholung, Entspannung und Rekreation. Das moderne Verständnis eines präventiven ‚work-life-balancing‘ ist auch unter den strukturellen Gegebenheiten von Einelternfamilien nicht außer Acht zu lassen, sondern erhält unter deren Lebensbedingungen eine besondere Brisanz. Der erweiterte Umfang an Arbeit und familialen Verpflichtungen steht in keinem Verhältnis zu den Möglichkeiten an Frei-Zeit, also einer Zeit, die *frei* zur Verfügung steht. So gerät die gesunde Balance allzu leicht in eine ungesunde Schieflage.

Auf die Frage: „*Hast Du denn neben Kinderbetreuung und Arbeit noch irgendwann Zeit so für Dich?*“

Antwortet der überwiegende Teil der befragten alleinerziehenden Mütter und Väter folgendermaßen:

U: „*Nein, schon lange nicht mehr*“. (Ulrike H. Zeile: 889)

R: „*Da hab ich in den letzten Jahren schon viel zurück gesteckt*“. (Rosy S. Zeile: 1138-1139)

S: „*Nein. Ich habe immer das Kind mitgenommen. Da überlegt man jedes Mal, kann ich das jetzt machen mit dem Kind.*“ (Sieglinde W. Zeile: 126-127)

Die Lebenssituation der befragten Alleinerziehenden lässt in der Regel wenig Spielraum für individuelle Freiräume und Bedürfnislagen. Anders als in Paarbeziehungen, wo die Partner einander diese Freiheit ermöglichen könn(t)en, sind Alleinerziehende diesbezüglich immer auf Dritte angewiesen. Institutionelle Angebote ermöglichen Erwerbstätigkeit, nicht aber Zeit zur Regeneration. Öffnungs- und Buchungszeiten entsprechen dem Arbeitszeitbedarf. Institutionelle Formen der Kinderbetreuung werden in der Untersuchungsregion weder in den Abendstunden noch am Wochenende angeboten. Individuelle Freiräume können alleinerziehende Eltern folglich nur durch die Inanspruchnahme informeller Unterstützung aus dem sozialen Nahraum erwirken.

R: „*Also am Wochenende bringe ich den Matthias grundsätzlich einmal weg, also zu meinen Eltern oder ehemaligen Schwiegereltern zum Übernachten. Und da mache ich dann was ich mag. In die Berge gehen, Ski fahren. [...] Ja, sonst geht mir die Kraft aus. Und irgendwie ... die ganze Woche dreht sich alles um ihn.*“ (Regina M. Zeile: 206-208; 217)

Fehlt diese Unterstützung, weil zum Beispiel die eigenen Eltern weiter weg wohnen oder weil auch im näheren Umfeld niemand ist, der die Kinder oder das Kind am Abend mal beaufsichtigen kann, so nimmt dies fundamentalen Einfluss auf die Freiräume der Erwachsenen in Einelternfamilien. Aber unter den Lebensbedingungen von Einelternfamilien käme gerade diesen Freiräumen eine gesunderhaltende Bedeutung zu.

Gibt es diese dagegen, so ziehen sie im umgekehrten Fall positive Wirkungen auf Körper und Psyche nach sich. Das subjektive Empfinden der Belastung geht zurück, Überforderungsgefühle reduzieren sich oder entstehen erst gar nicht. War es den getrenntlebenden Eltern möglich geregelte und verlässliche Besuchszeiten zu vereinbaren, so stehen manch alleinerziehender Person zeitliche Freiräume zur Verfügung, von denen etliche verheiratete, berufstätige Ehefrau oftmals nur träumen kann.

### 5.6.3 Lebenszufriedenheit und Zukunftswünsche

Wie die vorliegende Studie zeigt, nehmen auf die Lebenssituation von alleinerziehenden Müttern und Vätern mannigfaltige Komponenten aus unterschiedlichen Handlungsfeldern und Beziehungskonstellationen Einfluss. In dieser Komplexität der sozialen Wirklichkeiten von Einelternfamilien liegt auch deren heterogene Erscheinungsform begründet. Allen gemeinsam ist die besondere Herausforderung durch die Allzuständigkeit für Haushaltsführung, Einkommenssicherung, Kinderbetreuung<sup>85</sup> und Sicherung sozialer Teilhabe. Wie zufriedenstellend die befragten Alleinerziehenden ihren jeweiligen Alltag erleben richtet sich nach deren individuellen Wertpräferenzen sowie bestehenden lebensweltlichen Belastungs- und Schutzfaktoren.

Wie alleinerziehende Mütter und Väter ihr Leben in einer Einelternfamilie bewerten hängt im Einzelnen ab von

- dem Alter des jüngsten Kindes oder einer eventuell schwierigen Phase, in der sich eines der Kinder gerade befindet,

---

<sup>85</sup> Der Begriff Kinderbetreuung stellt eine sprachliche Reduzierung des tatsächlich zu erbringenden Leistungsspektrums von Erziehung, Bildung und Betreuung dar. Auf Grund des Fehlens einer adäquateren Begrifflichkeit findet er in dieser Studie Anwendung. Die sprachliche Verkürzung soll aber gedanklich das gesamte zu erbringende Leistungsspektrum mittransportieren.

E: „...also mit 12, 13 Jahren wird es schwierig bei den Mädchen. Wenn sie so in die Pubertät kommen. Da haben sie begonnen mir Vorwürfe zu machen. [...] Also ich finde es in der Pubertät sehr schwer. Vorher habe ich das nicht schwer gefunden, als sie kleiner waren, war das nicht schwer.“ (Edeltraud H. Zeile: 236-237; 559-560)

- günstigen materiellen Rahmenbedingungen,

K: „*Mir geht es gut. Bei meiner Arbeit verdien ich gut. Ich kann dieses Haus hier für uns mieten und ab und an fahren wir in den Urlaub. Es passt.*“ (Karla H. Zeile: 1232-1233)

- dem Ausmaß an sozialer Unterstützung,

K: „*Ohne meine Eltern würde ich das alles gar nicht schaffen.*“ (Karin P. Zeile: 111-112)

- dem Entstehungszusammenhang der Lebensform. Ist die Lebensform ungewollt, erschwert dies eine positive Sichtweise und umgekehrt,

K: „*Also, das ist nicht anstrengend, weil ich habe, ich weiß ja, wie es davor war und das davor, das war anstrengender. Ich bin froh, dass ich mich getrennt habe.*“ (Karin P. Zeile: 781-782).

- und der Dauer der Lebensform.

Am zufriedensten mit ihrer Lebensform äußerten sich Personen, die seit mehr als ein, zwei Jahren alleinerziehend sind. Ab einem Zeitraum von ca. acht, neun Jahren sinkt indes die allgemeine Lebenszufriedenheit wieder. Ursächliche Erklärungen hierfür könnten in zwei Aspekten zu finden sein: Mit zunehmender Dauer reduziert sich zum einen die Hoffnung auf eine mögliche zukünftige Fortsetzungsfamilie mit einem neuen Partner oder einer neuen Partnerin. Zum anderen rückt der Auszug der Kinder aus dem gemeinsamen Haushalt unaufhörlich näher und stellt die alleinerziehende Person vor eine neue Herausforderung und Entwick-

lungsaufgabe. Nicht der Weg zurück in die ursprüngliche Partnerschaft, sondern der Übergang ins Single-Dasein steht dann nämlich bevor.

Den größten Vorteil in der Lebenssituation als Einelternfamilie sehen die befragten alleinerziehenden Mütter und Väter in der Unabhängigkeit ihrer Entscheidungen. Man könne freier über die Ausgestaltung seines Lebens entscheiden und es rede einem keiner mehr rein. Diese Freiheit wird aber dann zum Trugschluss, wenn ungeklärte Partnerschaftskonflikte über die Kinder vorliegen.

E: „*Der Vorteil ist natürlich, dass einem keiner reinredet, klar. Dass man einfach seinen Erziehungsstil so machen kann. Und nicht noch zusätzliche Konflikte hat, wenn man jetzt der und der Meinung ist oder so. Aber andererseits wird einem trotzdem dazwischen geredet, weil die Kinder dann sagen, aber bei dem Papa ist das aber so. [...] Also eigentlich ist es nicht wirklich so, wenn die Kinder Kontakt haben, wenn der Vater nicht an einem Strang zieht, redet der trotzdem rein und das speichern die Kinder ganz genau ab und nützen das ganz genau aus.*“ (Edeltraud H. Zeile: 563-569)

Negativ schlagen bei der Bewertung der Lebenssituation hingegen zu Buche:

- die erlebte Einsamkeit,
- die finanziellen Einschränkungen,
- die fehlende Partnerschaft,
- die begrenzten Handlungsspielräume durch die Kinder,
- die Allzuständigkeit für die gesamte Lebenssituation und die alleinige Erziehungsverantwortung,
- dem normativen Bild von Familie nicht zu entsprechen, und
- die fehlenden Möglichkeiten der Entlastung und der persönlichen Freiräume.

Neben der gegebenen Kumulation familialer Aufgaben ergeben sich für Einelternfamilien zusätzliche Belastungen aus prekären Erwerbsverhältnissen oder fehlendem Zugang zum Arbeitsmarkt. Damit ist häufig die Erfahrung von Armut oder eingeschränkter finanzieller Ausstattung verknüpft, was sich in beengten Wohnverhältnissen niederschlägt. Belastend wirken sich daneben auch physische oder psychische Erkrankungen des alleinerziehenden Elternteils oder eines Kindes und die Fortsetzung intensiver Konfliktverhältnisse zum getrennt lebenden Elternteil aus. Auch Verhaltensauffälligkeiten der Kinder, unabhängig davon wo ihre Ursachen liegen, belasten die Lebenssituation allein erziehender Mütter und Väter. Daneben spie-

len auch der Entstehungszusammenhang der Lebenssituation und individuelle Wertorientierungen eine Rolle in wie weit alleinerziehende Mütter und Väter ihre Lebenssituation als belastend empfinden, bzw. wie zufrieden sie mit dieser sein können.

Ressourcen, die Einelternfamilien helfen mit den Belastungen umzugehen und sie konstruktiv zu bewältigen, sind eine gesicherte finanzielle Ausstattung, verbunden mit den Möglichkeiten sozialer Teilhabe und gesellschaftlicher Partizipation, eine gute Einbettung in Netzwerke sozialer Nahbeziehungen und die damit verbundene Möglichkeit auf informelle Unterstützungsmodelle zurückzugreifen. Aber auch eine gute infrastrukturelle Ausstattung insbesondere im Bereich der Kinderbetreuung erleichtert es Einelternfamilien mit den vielfältigen Anforderungen und Belastungen ihrer Lebenssituation umzugehen. In wie weit es alleinerziehenden Personen gelingt zur Verfügung stehende Ressourcen wahr und in Anspruch zu nehmen, hängt zum einen von ihren Wertorientierungen und ihrem Selbstverständnis, zum anderen von ihrem subjektiven Gefühl der Kohärenz<sup>86</sup> ab.

Ein vollständiges Bild von der Zufriedenheit alleinerziehender Mütter und Väter erhält man jedoch erst dann, wenn man die einzelnen Einflussfaktoren in Relation zu einander stellt. Denn die be- bzw. entlastende Wirkung einzelner Faktoren wird individuell unterschiedlich gewichtet:

So geben beispielsweise die Ausführungen von Ulrike H. Anlass zur Erkenntnis, dass eine gute finanzielle Ausstattung bei geringer sozialer Einbindung und niedrigem Kohärenzgefühl nicht ausreichend ist, damit die Lebenssituation als alleinerziehende Mutter als positiv erlebt und ein hohes Maß an Lebenszufriedenheit erreicht wird. Ein geringes Maß an sozialen Kontakten und informeller sozialer Unterstützung führen zu einem hohen subjektiven Exklusionsempfinden, das sich in ihrem Gefühl gesellschaftlich nicht anerkannt zu sein und am Rand zu stehen ausdrückt.

Im Gegensatz dazu reduziert ein hohes Maß an informeller sozialer Unterstützung und sozialer Eingebundenheit das subjektive Exklusionsempfinden und wirkt darüber hinaus als Schutzfaktor gegenüber abwertenden und stigmatisierenden sozialen Umweltreaktionen. Die engeren sozialen Kontakte bieten vielfältige Möglichkeiten der sozialen Anerkennung und Wertschätzung für die zu erbringenden Bewältigungsleistungen als Einelternfamilie. Dies

---

<sup>86</sup> Erhebung des subjektiven Kohärenzgefühls mittels des teststatistischen Messinstruments der „Sense of Coherence Scale“ (Singer & Brähler, 2007). Entsprechender Fragebogen ist der beiliegenden CD „Empirie“ zu entnehmen.

fördert zudem die Entwicklung eines positiven Selbstverständnisses als Einelternfamilie. Beispielgebend hierfür sind Stefanie A., Olivia S. und Chantal C..

Günstigsten Falls paart sich eine gute finanzielle Ausstattung mit einer als positiv und unterstützend erlebten sozialen Einbettung und einem hohen Kohärenzgefühl, wie dies bei Karla H. der Fall ist. Dank dieser Ressourcenausstattung ist sie mit ihrer Lebenssituation umfänglich zufrieden und blickt positiv in die Zukunft.

Die Ausführungen lassen erkennen, dass es in erster Linie zwei unabhängige Größen sind, die determinierenden Einfluss auf die konstruktive Bewältigung der untersuchten Lebenssituation haben: ökonomisches und soziales Kapital sowie die Befähigung diese Kapitalien situations- und kontextgerecht einzusetzen. Ökonomisches Kapital resultiert in der Regel aus existenzsichernder Erwerbstätigkeit, soziales Kapital bezieht sich auf die Möglichkeit der Inanspruchnahme informeller und institutioneller Unterstützungssysteme. Bedarfslagen von Einelternfamilien gehen meist aus einer Gemengelage mangelnder Ressourcen der einen und, bzw. oder, anderen Art hervor. Reflektiert man die unterschiedliche Ressourcenausstattung der interviewten Personen, so zeichnet sich die heterogene Spannbreite sozialer Wirklichkeit von Einelternfamilien ab.

Unabhängig davon, sprich quer zu jedweder Ausstattung mit Kapitalien, erfolgt die schmerzhafte Erfahrung mangelnder sozialer Anerkennung. Diese Erfahrung zieht sich wie ein roter Faden durch alle Interviews der befragten Alleinerziehenden. Zwar differieren im Einzelfall Umfang und Konsequenzen dieser Erfahrung, sie bleibt jedoch wesenhaft mit dieser Lebensform verhaftet. Auch wenn enge soziale Beziehungen möglicherweise geprägt sind von Wertschätzung und Anerkennung für die Leistung der alleinerziehenden Person, verbleiben doch genügend anderweitige Erlebnisse, in denen ein Defizit an sozialer Akzeptanz und Anerkennung spürbar wird. Egal ob im Umgang mit Behörden, potentiellen Vermietern und Betreuungs- und Lehrpersonen der Kinder, alle befragten alleinerziehenden Mütter und Väter konnten spontan von derartigen Erfahrungen berichten, die zusätzlich von der öffentlichen Berichterstattung der Medien befeuert werden. Diese ganz eigene Erfahrungsdimension bürdet den befragten Alleinerziehenden eine zusätzliche Last auf, die ihre Lebenszufriedenheit in erheblichem Maße reduziert.

Abgesehen von den Äußerungen zur Lebenszufriedenheit zeichnen auch die Zukunftswünsche der befragten Alleinerziehenden ein realistisches Bild von deren aktueller Lebenssituation und den Bereichen, in denen sie derzeitig einen Mangel empfinden.

Die am meisten geäußerten Zukunftswünsche beziehen sich auf die Arbeit, auf größere finanzielle Spielräume, auf eine bedarfsgerechte Kinderbetreuung und eine „vollständige“ Familie bzw. einen Partner oder eine Partnerin.

R: „... *einfach ein bisschen sorgloser sein. Und Geld wäre schon wichtig. Aber am wichtigsten wäre, einfach zu arbeiten* [lacht].“ (Rosi S. Zeile: 1139-1140)

B: „... *dass es nächstes Jahr mit der Arbeit dann auch klappt.*“ (Berta B. Zeile: 916)

K: „*Naja, so ein bisschen mehr Geld ...*“ (Karin P. Zeile: 604)

S: „*Oh, ... Ein Auto.*“ (Stefanie A. Zeile: 730)

N: „*Neue Möbel. [lacht] Würde ich mir wirklich wünschen. Einen Garten würde ich mir wirklich, wirklich wünschen. Und jemand, der im Haushalt wäre. Also, so eine Unterstützung im Haushalt, weil dann brauch ich auch keinen längeren Hort. Einfach so ein bisschen das Gefühl haben, man kommt in ein Heim rein. Also, nicht mehr dieses ich muss funktionieren, sondern man kommt heim, es ist gemütlich.*“ (Nadja R. Zeile: 1801-1805)

O: „*Dass es mit einer Tagesmutter klappt, dass ich den Job in den Griff kriege, Berufssituation.*“ (Olaf K. Zeile: 544)

P: „*Ja, ich würde mir wünschen eine Arbeit. Ich würde mir wünschen Urlaub und ... ja ... eine Partnerin, zum Beispiel. Das ist jetzt sehr persönlich. So persönlich wollte ich eigentlich nicht gehen, aber ja.*“ (Prekaritätssekretär Zeile: 960-962)

O: „*Ja, dass jemand da ist, der das ein bisschen mit mir trägt. So ein Gesundheitsbegleiter für Mario [chronisch krankes Kind der Befragten]. Der mir ein bisschen hilft, die Entscheidungen zu tragen, wie auch immer.*“ (Olivia S. Zeile: 764-766)

R: „*Gesundheit, dann zuerst ein Haus und dann ein Mann* [lacht]. Also, der Matthias hat mich vorhin kurz gefragt, was fragt denn die? Und dann habe ich gesagt, was es für Verbesserungsvorschläge gibt für Alleinerziehende. Und dann hat er gesagt, ich weiß es, ein Mann.“ (Regina M. Zeile: 773-776)

C: „*Also, irgendwann Familie noch. Also, schon. Ich würde gerne heiraten. Ich bin da schon altmodisch. Und ja, wie gesagt, einen festen Job, Arbeit, geregeltes Einkommen,*

*Hartz-IV weg. Irgendwann vielleicht einmal ein Häuschen bauen und alles so etwas. Ja, ... [lacht]“ (Chantal C. Zeile: 653-656)*

*J: „Ich würde mir eine neue Wohnung wünschen ... Wünschen, was würde ich mir wünschen? Ich glaube, ich würde mir wünschen, dass der Papa von meiner Kleinen sich um sie kümmert, ein bisschen, und wenn es nur ein bisschen ist. Mal in zwei Wochen eine Stunde, mit ihr irgendetwas machen. Das wird, ja, das wäre schön. Was würde ich mir noch wünschen? [...] Hm, Gott, was würde ich mir wünschen? Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung.“ (Jana H. Zeile: 1683-1687)*

*L: „Ja, ich meine eine funktionsfähige Partnerschaft wäre schon, wäre schon ziemlich weit oben, weil irgendwie auf die Dauer fehlt einfach, du, dieses Teilen von schönen Sachen, auch, weißt Du?“ (Larissa K. Zeile: 1683-1687)*

Ein weiterer wichtiger Wunsch bezieht sich auf die Beziehung zum getrennten Elternteil.

*E: „[dass] der Ärger mit meinem Exmann nach all den Jahren einfach aufhören würde.“ (Edeltraud H. Zeile: 1031)*

Aber auch die Option auf ein ganz anderes Leben lässt die befragten Alleinerziehenden hoffen und bietet antizipierte (Flucht-)Möglichkeiten aus der derzeitigen Lebenssituation:

*K: „Wenn er dann mal soweit sein wird, wo du sagst >>okay, jetzt ist er flügge<<, dann werde ich wieder hinausschießen in die Welt, das ist so mein absoluter Fokus und da spar ich schon darauf hin, auf meine Harley Davidson, >>und tschüss<<.“ (Karla H. Zeile: 431-433)*

*U: „Das weiß ich noch nicht. Ich werde alles verkaufen, ich werde nichts mitnehmen, was mich erinnert, ja, vielleicht ist das der [...] Wunsch. Bayern verlassen und endlich mal wieder atmen können. Ich möchte mich mal nur um mich kümmern.“ (Ulrike H. Zeile: 1106-1108)*

Diese Wünsche spiegeln sehr viele der aktuellen Belastungen der Befragten wider. Sie zeigen deutlich, wie anstrengend die alleinige Verantwortung, die alleinige Zuständigkeit, das Alleine-Entscheiden-Müssen für die Befragten ist.

## 5.7 Zusammenschau der Ergebnisse unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten: Die sozialisatorische Praxis ‚Einelternfamilie‘ im ländlichen Raum

Nach dem in den vorausgehenden Punkten dieses Kapitels die komplexe soziale Wirklichkeit von Einelternfamilien entlang der sie bedingenden und beeinflussenden Faktoren entfaltet, gleichsam in ihre ‚Bestandteile zerlegt‘ wurde, gilt es nun die konkrete Handlungspraxis von Einelternfamilien in den Blick zunehmen, in die all die genannten Aspekte einfließen, sich dort wechselseitig beeinflussen und alleinerziehende Mütter wie Väter mit spezifischen Handlungserfordernissen konfrontieren. Auf der Handlungsebene der Individuen spiegelt sich gewissermaßen das interdependente Verhältnis ökonomischer, kultureller, sozialer und individueller Aspekte wider und produziert hier eine Gemengelage, die die familiale Lebensführung alleinerziehender Elternteile begrenzen, aber auch befördern (können).

Unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten wird dabei die Lebenspraxis von Einelternfamilien als eine Art ‚experimentierende‘ Vollzugswirklichkeit sichtbar, in der alleinerziehende Personen durch die wechselseitige Bezugnahme zu ihren Kindern, ihren Eltern, dem getrenntlebenden Elternteil bzw. Freunden und Nachbarn, unter situativer Berücksichtigung der gegebenen sozio-ökonomischen Verhältnisse, eingebettet in die strukturellen Bedingungen und spezifischen Erfahrungszusammenhänge des ländlichen Raums, unter der Maßgabe ihrer handlungsleitenden Wertorientierungen, und unter Hinzunahme der ihnen individuell und sozial zur Verfügung stehenden Ressourcen, eine alltagskulturell verankerte soziale Praxis herstellen. Man könnte so gar sagen Einelternfamilien entwickeln sich als eine Art lebenspraktisches ‚Experimentieren‘, eingebunden in soziale Beziehungen, bestimmt durch die sie umgebenden kulturellen und ökonomischen Gegebenheiten, als auch ausgestattet und angeleitet durch individuelle Handlungskompetenzen und Wertorientierungen ihrer Mitglieder, mit dem Ziel *Familie*, entsprechend der gesellschaftlichen Erwartungen, aber auch gemäß der eigenen Bedürfnisse und Vorstellungen, *zu leben* (5.7.1).

Was so entsteht ist eine spezifische soziale Praxis gemeinsamer Lebensführung der jeweiligen Einelternfamilie. Im praktischen miteinander Tun, in den sozialisatorischen Inter-Aktionen der Akteure auf der Handlungsebene, formiert sich das Zusammenleben der Familienmitglieder und vollzieht sich ihre Einbindung in die unterschiedlichen sozialen Handlungsfelder. Dabei geht das konkrete Tun nicht immer zielgerichtet und intentional vonstatten, sondern verfängt sich bisweilen im Nebenbei alltäglicher Routinen und sozialer Praktiken.

Diese Art Familie zu leben bleibt nicht ohne Folgen, sondern zeitigt sozialisatorische Effekte auf mehreren Ebenen: Mit der Teilnahme an der sozialen Praxis ‚Einelternfamilie‘ sind vielfältige Erlebnisse, aber auch spezifische Erfahrungen mit sich und anderen verbunden, die die Wissens- und Sinnstrukturen der alleinerziehenden Personen modifizieren, manchmal auch transformieren, und so zur Weiterentwicklung ihrer individuellen Handlungsbefähigung beitragen, mithin ihre Wertorientierungen und ihr Selbstbild verändern können (5.7.2). Aber nicht nur auf der individuellen Ebene ruft der praktische Vollzug der Einelternfamilie sozialisatorische Wirkungen hervor. Auch auf sozialer und gesamtgesellschaftlicher Ebene deuten sich sozialisatorische Effekte an. Denn eine in Summe veränderte Lebenswirklichkeit von einer zunehmenden Zahl von alleinerziehenden Personen und ihrer Kinder, schafft eine Realität, vor der weder Wissenschaft noch Politik die Augen verschließen (können). Wie die dargestellten Ergebnisse zeigen, wird das Familienleben von Alleinerziehenden bislang durch die (infra-)strukturellen Bedingungen des ländlichen Raums eher erschwert denn erleichtert. Aufgabe von Sozialgesetzgebung und kommunaler Familienpolitik ist es jedoch, die Benachteiligung von Bevölkerungsgruppen zu vermeiden, bzw. Umweltbedingungen zu schaffen, die Familien bei der Erbringung ihrer familienbezogenen Aufgaben stärkt und unterstützt (Bundesministerium für Familie, 1996). Die alltägliche Praxis von Einelternfamilien stellt die (kommunale) Sozialpolitik damit vor neue Herausforderungen. Aber nicht nur sozialpolitisch, auch lebensweltlich stellt die Lebenswirklichkeit von Alleinerziehenden und ihren Kindern oftmals eine Herausforderung für manch etablierte Muster sozialen Zusammenlebens in Kommunen und Gemeinden dar. Hier geht es neben Fragen der Zugehörigkeit und sozialen Integration, auch um die zu Tage tretende Diskrepanz von normativen Familienleitbildern und gelebter Familienrealität (5.7.2).

Nachfolgende Abbildung stellt den eben skizzierten sozialisationstheoretisch informierten Blick auf die sozialisatorische Praxis von Einelternfamilien (roter Kasten), auf die diese bedingenden und beeinflussenden ökonomischen, kulturellen, sozialen und individuellen Faktoren (blaue Kästen), so wie die daraus resultierenden sozialisatorischen Effekte (rote Pfeile), grafisch dar.

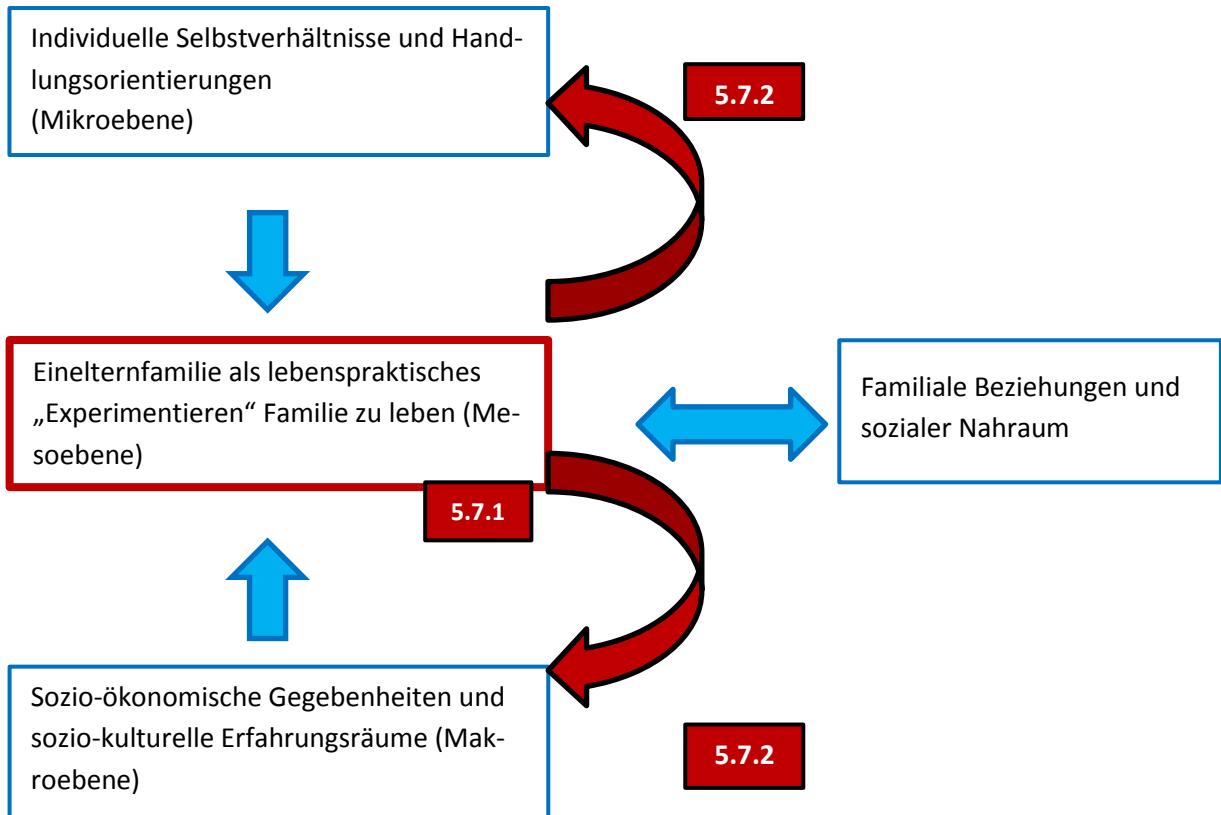


Abbildung 16: Bedingungsgefüge (blaue Pfeile) und sozialisatorische Effekte (rote Pfeile) sozialer Praxis von Einelternfamilien im ländlichen Raum

Im Anschluss sollen nun die einzelnen Aspekte des sozialisatorischen Geschehens erläutert werden. Ausgangspunkt ist der Sozialisationsprozess an sich, der im praktischen, situativen miteinander Tun zweier oder mehrerer Menschen entsteht und sich entweder als eine Verketzung sozialer Praktiken oder in Form intersubjektiver Handlungskoordinationen darstellt. Letztlich sich also aus den mikrosozialen Prozessen des Zusammenwirkens von Menschen ergibt und damit (unter anderem auch) in der Praxis familialer Lebensführung von Einelternfamilien fußt.

### 5.7.1 Familiale Lebensführung von Einelternfamilien als Herstellung einer spezifischen sozialen Praxis

Zu Beginn eines jeden Interviews wurden die teilnehmenden alleinerziehenden Mütter und Väter gebeten, ihren Alltag zu beschreiben und zu erzählen, wie sie mit ihren Kindern werktags und am Wochenende ihr familiäres Zusammenleben gestalten. Heraus kamen farbenfrohe Schilderungen eines facettenreichen Alltags:

I: „Wie schaut jetzt Euer Alltag aus? Erzähl doch mal so einen ganz normalen Wochentag, wie der abläuft.“

U: „Normaler Alltag... Gut... Also, es ist halt aufstehen um halb sechs, frühstücken, Sebastian geht zur Schule, ich mache mich fertig zur Arbeit, dann mittags komm er dann nach Hause, hat einen Schlüssel dabei, macht sich sein Mittagessen warm und ich komme dann spät am Nachmittag.“

I: „Wann kommt Sebastian ungefähr?“

U: „Um halb eins. Und ich komme, ja, ich kann es nicht genau sagen, weil ich eben freiberuflich arbeite und da, ja, keine so festen Arbeitszeiten habe. Aber dann ist halt Zeit, dass man bespricht, was jeder am Tag hatte. Dann ist noch ein bisschen Freizeit, da trifft er sich mit Freunden oder hat Musik, Sport. Ja mei, dann ist halt schon wieder Abendessen und Schluss vom Tag. Dadurch dass wir so früh aufstehen, gehen wir dann nicht so spät dann schlafen.“

I: Und wann geht der Sebastian schlafen?“

U: „Ja, spätestens um neun, eben weil er so früh aufsteht und da die Schule sehr anstrengend ist, da braucht er einfach seinen Schlaf und ja, genau so.“

I: „Und wann gehst du ins Bett?“

U: „Ja, wenn ich den nächsten Tag vorbereitet habe um zehn, halb elf spätestens. Dann bin ich aber wirklich müde und geschafft. Und das ist jetzt ein Tag und ja, und sonst wird die Woche halt schon genau durchgeplant und es gibt einen Kalender mit zwei Spalten, da schreibt jeder seine Termine ein und mal so Dinge, die man gerne tut. So am Dienstagnachmittag um sechzehn Uhr sind wir dann zusammen mal zum Einkaufen gefahren und damit jeder so ein bisschen die Lebensmittel kaufen kann, die er will oder wenn er dann mal kocht, dass er da hat was er braucht und ja. So fällt mir jetzt nichts anderes ein.“ (Ulrike, H. Zeile: 4-34)

Dieses Zitat steht beispielhaft für die Verschränkung der individuellen Lebensführungsmuster einzelner Personen zum gemeinsamen Muster familialer Lebensführung (Hagen-Demszky,

2006). Durch die wechselseitige Bezugnahme von alleinerziehender Mutter und ihrem Sohn werden gemeinsame Handlungsbezüge kultiviert. Diese zeigen sich beispielsweise in den geschilderten Praktiken wie gemeinsam Abend zu essen oder einzukaufen. Oder in der Koordination ihrer Handlungen durch das Eintragen ihrer jeweiligen Aktivitäten in einen gemeinsamen Kalender. Aber auch die zeitliche und räumliche Abstimmung ihrer Aktivitäten, entlang der Kriterien, wer tut wann was wo, spielt hier eine wesentliche Rolle. Für die Etablierung einer gemeinsamen Lebensführung sind also auch Aspekte wie ‚Ort‘ und ‚Zeit‘ bedeutsam. Erst die gemeinsam verbrachte Zeit an einem gemeinsamen Ort schafft die Möglichkeit Nähe und Intimität zu leben, Fürsorge zu erfahren und zu schenken. Die Erfüllung der getroffenen Absprachen erweckt Gefühle von Verlässlichkeit und Vertrauen. Theoretisch gewendet heißt das, um ein Muster gemeinsamer familialer Lebensführung zu weben, bedarf es der Koordination raumzeitlicher Erfahrungen und der Verkettung sozialer Praktiken. Hierfür sind Absprachen über Handlungsziele und die Abstimmung individueller Interessenslagen und Motive vonnöten, was sprachliche Verständigung notwendig macht. Daneben vollzieht sich im Zusammenleben mit anderen auch viel im alltäglichen Nebenbei, ohne expliziter Intentionalität und zielgerichtetem Fokus. Familialer Alltag konstituiert sich demnach als Mischungsverhältnis beider Aspekte, von zweck rationalen Handlungen und alltäglichen, vorreflexiven Praktiken. Beides ist eingebettet in das lebenspraktische miteinander Tun und generiert so die Performanz ‚Einelternfamilie‘.

An einem konkreten Beispiel soll dies nochmals bebildert werden. Hierzu rufen wir abermals Sebastian und Ulrike auf den Plan und verfolgen ihre Vorbereitungsarbeiten zum gemeinsamen Abendessen: Dem übergreifenden Handlungsziel einer gemeinsamen Mahlzeit folgend, beginnen die beiden den Abendbrottisch zu decken. Hierzu sind Absprachen erforderlich wie zum Beispiel „was wollen wir essen“ oder „wenn du gerade am Kühlschrank stehst, nimmt doch bitte auch die Butter raus“. So koordinieren sie den Ablauf ihrer Handlungen und stimmen diese aufeinander ab. Daneben erfolgen aber auch non-verbale Abstimmungen *im Handlungsvollzug* auf der Grundlage biografischer Erfahrungen und dem eingangs beschriebenen „Wörterbuch der Akte“. Die Beobachtung der anderen Person und die intuitive Vorwegnahme seiner nächsten Handlungsschritte ermöglicht beispielsweise erst das unverletzte Agieren mit Töpfen, Pfannen und scharfen Messern im begrenzten Platz der normierten deutschen Einbauküche. Die gemeinsame Absicht, wird durch die geeinte Aufmerksamkeit, das wechselseitige Wissen und die kollektive Motivation umgesetzt und schafft so den Raum für das Erleben „geteilter Intentionalität“ (Tomasello, 2012) und einer übergeordneten Wir-Identität. Eines

Gefühls, das eng verbunden ist mit der wechselseitigen Bezugnahme im praktischen Tun. Eines Gefühls, dass gelebte Zugehörigkeit und emotionale Verbundenheit annonciert.

Das hier gewählte Beispiel steht repräsentativ für die unzähligen situativen sozialen Handlungsbezüge, die sich im alltäglichen familialen Zusammenleben finden lassen und die in ihrer Summe die soziale Praxis gemeinsamer Lebensführung herstellen. Darüber hinaus dient es aber auch zur Anschauung, wie die Koordination individueller Handlungsperspektiven, personale Identität erlebbar, und, durch das Hervorbringen gemeinsamer Strukturen, der Kultivierung sozialer Identität dient.

Auf diese Weise etabliert sich eine gemeinsame Form familialer Lebensführung, die sich im Kern nicht gravierend vom alltäglichen Geschehen in Zweielternfamilien unterscheidet.

Der Alltag ist hier wie dort bestimmt von den Aufgaben, Abläufen und Funktionen des häuslichen Zusammenlebens mit Kindern. Diese müssen versorgt und erzogen werden, Geld für den Fortbestand des Haushaltes muss verdient und der Haushalt geführt werden, soziale Kontakte sind aufzubauen, zu pflegen und darüber die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben sicherzustellen, Freiräume für Erholung und Rekreation müssen gefunden und erhalten werden. Über den alltäglichen Vollzug sozialer Praktiken und Handlungen sind die einzelnen Familienmitglieder in verschiedene Lebensbereiche und deren systemimmanente Logik eingebunden. Lebensweltlich bildet sich so eine soziale Praxis ab, die gekennzeichnet ist durch ineinander verschachtelte und sich wechselseitig beeinflussende Handlungsfelder, wie Einrichtungen der Kinderbetreuung, Schule, Beruf, Freunde und Freizeit, aber auch Kontakten zu Verwandten und Freunden. So entsteht ein komplexes Wirkungsgefüge, ineinander verschachtelter Erfahrungsräume für die in diesen agierenden Familienmitgliedern, wie auch für die Familie im Gesamten.

Und doch gibt es einen Unterschied zwischen Ein- und Zweielternfamilien. Dieser wird erst dann deutlich, wenn Ulrike wenig später ausführt:

U: „...aber das ist ein sehr anstrengender Alltag, wenn man sich wirklich um alles alleine kümmern muss.“ (Zeile: 348-349)

Der gravierende und folgenschwere Unterschied zwischen Ein- und Zweielternfamilien besteht darin, dass in Einelternfamilien das gesamte Spektrum familialer Aufgaben von *einer* erwachsenen Person im Haushalt alleine bewerkstelligt werden muss! Die Divergenz ist also nicht inhaltlicher sondern struktureller Natur, sie resultiert aus der differierenden personellen Zusammensetzung beider Familienformen. Einelternfamilien müssen sozusagen ohne hausin-

ternen ‚Puffer‘ auskommen, wie ihn in Zweielternfamilien die zweite erwachsene Person im Haushalt darstellt, oder zumindest idealtypisch darstellen sollte. In diesen familiären Konstellationen können Aufgaben und Zuständigkeiten verteilt und Verantwortung gemeinsam getragen werden.

S: „*Ja, weil ich auch merke, dass ich selber teilweise an meine Grenzen komme, dass ich manchmal am Abend mal da sitze und einfach dann weine und sage, ich kann nicht mehr, ich mag nicht mehr und es geht jetzt nicht mehr und am nächsten Tag ist das dann auch wieder vorbei. Aber es gibt halt diese Phasen, wo man dann schon einmal sagt, so, ja, warum muss ich das jetzt eigentlich allein machen, warum muss ich jetzt da sitzen, mich in der Nacht, wenn ich am nächsten Tag um sechs in der Früh wieder fit sein muss, warum muss ich dann die halbe Nacht mit ihr allein runter tun, man könnte sich das ja aufteilen, weil, wenn man halt einfach zu zweit ist, dann ist es halt leichter, weil man kann ja doch mal so gewisse Sachen einfach auf den anderen auch ein bisschen ablassen.*“ (Stefanie A. Zeile: 244-254)

Das Fehlen dieser zweiten erwachsenen Person wird nicht nur emotional sondern im Wesentlichen auch als ein lebenspraktischer Mangel erlebt.

Festzuhalten ist, dass der Alltag alleinerziehender Mütter und Väter im Spannungsbogen von Normalität und Besonderheit stattfindet und, schlicht gesagt, ganz normal und doch nicht einfach ist. Die besondere Herausforderung resultiert aus der Kumulation familialer Funktionen in der Allzuständigkeit der alleinerziehenden Person. Dies bleibt nicht folgenlos:

Die Notwendigkeit Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung zu vereinbaren verursacht einen chronischen Zeitmangel alleinerziehender Mütter und Väter, der, in letzter Konsequenz, mit einem Kräftemangel einhergeht.

N: „*Also, es ist ja so, ich gehe arbeiten, fahre einkaufen, kochen, Kinder abfüttern. Ab acht, halb neun abends bin ich ekelhaft, gebe ich zu, also, da bin ich ziemlich gestresst und genervt, da brüllte ich auch schon mal.*“ (Nadja R. Zeile: 1238-1240)

Obwohl dieses Zitat aus Sicht der Kinder durchaus negativ zu bewerten ist, ist es aber auch Nadja R., die wenig später im Interviewverlauf ausführt, dass ihre aktuelle Lebenssituation zugleich aber auch dazu geführt hat, dass sie von den Kindern mehr Eigenverantwortung und Mithilfe im Haushalt einfordert und dies auch konsequent(er) als früher umsetzt<sup>87</sup>. Die Allzu-

---

<sup>87</sup> Vgl. Punkt 5.4.1

ständigkeit für das gesamte familiäre Geschehen befördert aus Sicht der Kinder neben belastenden Erfahrungen, also auch befähigende, mithin so gar befreiende Momente. So hebt beispielsweise Fergert (Fergert, 2000) den protektiven Aspekt des Zeitmangels Alleinerziehender hervor, indem er darauf verweist, dass alleinerziehenden Müttern ein signifikant geringer Spielraum für elterliche Überfürsorge zur Verfügung steht.

So oder so nimmt die Allzuständigkeit der alleinerziehenden Person in erheblichem Maße Einfluss auf die praktische Ausgestaltung des Familienalltags in Einelternfamilien. Dies zeigt sich nicht nur im Umgang mit den Kindern, sondern auch in der Haushaltsführung. Noch immer wird zwar Wert auf Ordnung und Sauberkeit gelegt, aber für Putzteufel und Sauberkeitswahn ist weder Raum noch Zeit. Lieber verbringen die befragten alleinerziehenden Elternteile ihre ‚kostbare‘ Zeit mit den Kindern und nehmen dafür an anderer Stelle gewisse Abstriche in Kauf.

B: „... *überfordert, überfordert, das habe ich mittlerweile abgelegt. Bei mir hat damals viel perfekt sein müssen. Mittlerweile, mein Gott, ich habe heute nicht zusammen gesaugt, okay, dann sauge ich es eben morgen zusammen. Ich muss es ja sowieso machen, es läuft mir nicht davon. Also, da bin ich mittlerweile runtergekommen, wo ich sage, nein gut, dann schaut es eben einmal aus, egal...*“ (Berta B. Zeile: 880-884)

Pointiert kann das Familieneben von Einelternfamilien als eine Art lebenspraktisches ‚Experimentieren‘ verstanden werden, bei dem unter den Maßgaben struktureller und ökonomischer Gegebenheiten – dies allzu häufig unter restriktiven Bedingungen<sup>88</sup> – sowie unter Nutzung individueller und sozialer Ressourcen eine soziale Praxis familialer Lebensführung entwickelt wird. Es ist ein Experimentieren, ein Rangieren zwischen (oder auch ‚Spielen‘ mit) Gegebenheiten und Bedingungen, wobei austariert wird, wo Grenzen bestehen oder sich Möglichkeitsräume eröffnen. All das vollzieht sich als eine Art freien Explorierens, das mit Erleben von Gelingen und Scheitern, kurz mit der Erfahrung von (Selbst-)Wirksamkeit verbunden ist. Gleichwohl bildet die Orientierung am Bild der bürgerlichen Familie, insbesondere an den Kriterien: selbständige Lebensführung, soziale Teilhabe und Erziehung<sup>89</sup>, den konstitutiven Rahmen innerhalb dessen sich dieses Experimentieren entfaltet, mithin sogar entfalten muss. Denn bislang mangelt es in unserer Gesellschaft an tradierten Rollenvorbildern oder Mustern ‚gelingender Einelternfamilien-Lebensführung‘. Der gelebten Familienrealität von Einelternfamilien steht bis dato keine handlungsleitende, normative Schablone gegenüber, sondern

<sup>88</sup> Vgl. Punkt 5. 2.

<sup>89</sup> Vgl. Punkt 5.6.1.

wird im Regelfall unter Rückgriff auf das weiterhin florierende Leitmotiv der bürgerlichen Kleinfamilie praktiziert. Da dieser Leitlinie aber auf Grund aktueller personeller ‚Besetzungs-schwierigkeiten‘ nie vollständig entsprochen werden kann, kommt im Hinblick auf die Be-wertung eigenen Handelns den Reaktionen der gewählten sozialen Bezugsgruppe besondere Bedeutung zu. Und diese Bewertungen variieren je nach dem welche Einstellungen in der dörflichen Gemeinschaft, als Kollektiv, gegenüber Alleinerziehenden vertreten werden, wel-che Haltung die eigenen Eltern zu veränderten Lebenssituation einnehmen, bzw. ob man sich mit anderen Alleinerziehenden und deren Lebensführung oder mit Zweielternfamilien und deren Handlungsoptionen und –fähigkeiten vergleicht.

In Abhängigkeit des zu Grunde liegenden Selbst- und Familienverständnisses transportiert allein schon der Blick der Anderen Wertschätzung oder Missachtung, ermöglicht sozialen Anschluss oder Ausschluss, mithin soziale Integration und Zugehörigkeit oder Exklusion. Uns allen steht angesichts unseres >>Wörterbuch der Akte<< (vgl. Rizzolatti 2012, 131f.) ein ge-nuines Verständnis dessen zur Verfügung, was allein über Blicke oder Körperhaltungen an Befindlichkeiten und Bewertungen vermittelt wird. Es bedarf also gar nicht der verbalen Artikulation, damit Karla H. die Einstellung ihrer Nachbarin zu ihrer Lebensweise versteht, es reicht der Blick „in ihr schmerzverzerrtes Gesicht“, um zu Begreifen, dass dieser, Angesichts des Alleinerziehenden Daseins von Karla H., ihre eigene schlechte Ehe allemal noch erstre-benswerter erscheint. Für Karla H. hingegen fungiert die Nachbarin als Repräsentant der öf-fentlichen Meinung über Alleinerziehende im Dorf. Entsprechend distanziert sie sich im Ge-spräch von den dort vorherrschenden kollektiven Maßstäben ‚richtigen‘ Familienlebens und orientiert sich stattdessen lieber an anderen Alleinerziehenden, bzw. anderen Zugezogenen im Dorf, also an Personen, die ihr sozial ähnlich sind. Diese erlebt sie als offener, mit diesen kommt sie in Kontakt und hier gelingt das, was sie sich eigentlich für die gesamte Dorfge-meinschaft wünschen würde: sozialer Anschluss.

Dieses Beispiel steht stellvertretend für die vielfältigen Erfahrungen, die Alleinerziehende in Reaktion auf ihre familiale Lebensform erleben. Im praktischen, alltäglichen Vollzug gelebter Einelternfamilie, sei dies im Umgang mit Behörden, Vertreterinnen von Bildungs- und Be-treuungseinrichtungen oder im Kontakt mit Freunden und Verwandten, werden im Rahmen sozialisatorischer Interaktionen neben allem anderen stets auch implizite oder explizite Hal-tungen und Deutungen transportiert, wird erfahren, ob die Eigenlogik handlungspraktischer Erfordernisse der Lebenswirklichkeit von Einelternfamilien zur Handlungslogik von Zweiel-ternfamilien oder der Systemlogik öffentlicher Einrichtungen oder Behörden passt. Das, ins-besondere im ländlichen Raum, weithin immer noch vorherrschende Verständnis von Familie,

orientiert an der bürgerlichen Kleinfamilie, macht es alleinerziehenden Müttern und Vätern allemal schwer entsprechende Passungsverhältnisse herzustellen. Gleichwohl, und das haben die Ausführungen hinsichtlich der handlungsleitenden Orientierungen der Befragten eindringlich vor Augen geführt, orientieren sie sich bei der Herstellung ihrer familialen Lebenspraxis und der Erfüllung der damit einhergehenden familialen Aufgaben, an den maßgebenden Kriterien dieser Form von Familienleben. Die individuellen Handlungsorientierungen sind damit größtenteils deckungsgleich mit der lebensweltlichen Prävalenz bürgerlicher Wertorientierungen und Lebensstilen sowie mit den damit einhergehenden bürgerlichen Rollen- und Familienmustern. Was nicht weiter zu verwundern mag, da die handlungsleitenden Orientierungen der befragten Alleinerziehenden ja eben gerade aus der biografisch aufgeschichteten erlebnismäßigen, *leibhaftigen* Einbindung in diesen konjunktiven Erfahrungsraum ‚Land‘ hervorgegangen sind. Ihr Handlungswissen fußt in diesen kollektiven Wissensbeständen. Die alleinerziehenden Mütter und Väter verfügen über ein implizites, praktisches Wissen, wie sie Familie herstellen bzw. leben und welchen gesellschaftlichen Erwartungen sie dabei als Einelternfamilie im ländlichen Raum gerecht werden müssen. Nicht ohne Grund betont Regina M., dass man als Alleinerziehende auf dem Land besonders anständig sein muss. Obgleich diese Situation in vielen Interviewsequenzen als belastend beschrieben wird und mit vielfältigen Erfahrungen von Ambivalenz verbunden ist, passiert hier Sozialisation. Denn keine der alleinerziehenden Personen kam umhin, zu dieser Situation direkt oder indirekt Stellung zu beziehen. Jede von ihnen steht vor der Aufgabe eine eigene Position dazu zu entwickeln. Im Spannungsverhältnis von Sozialität und Personalität vollzieht sich Sozialisation in Form von Individuation. Doch dazu später Näheres (7.2)

Wenden wir uns aber wieder der hier eigentlich interessierenden Frage zu: wie versuchen die Befragten, den allgemeinen Handlungserwartungen und –notwendigen lebenspraktisch gerecht zu werden?

Um die vielfältigen familialen Aufgaben zu bewerkstelligen sind alleinerziehende Mütter und Väter, insbesondere mit jüngeren Kindern, in verstärktem Maße auf institutionelle und informelle Unterstützung angewiesen. Einrichtungen der Kindertagesbetreuung, Eltern oder Freund treten an die Stelle des nicht (mehr) im Haushalt lebenden anderen Elternteils. Nur so ist es Alleinerziehenden - unter den gegebenen strukturellen Verhältnissen - in vielen Fällen möglich, sowohl ihren Kindern, der Sicherung des Lebensunterhalts durch Arbeit und den

Anforderungen der Haushaltsführung gerecht zu werden. Oft sind dafür komplexe Arrangements notwendig, um Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung unter einen Hut zu kriegen<sup>90</sup>.

So geben beispielsweise zwei der Befragten an, ihrer Erwerbstätigkeit bzw. Ausbildung nur ausüben zu können, weil die Eltern in dieser Zeit die Kinder versorgen.

S: „*Sie [Tochter der Interviewperson, Anmerkung A.W.] geht von sieben in der Früh bis um fünf am Abend [in die Kinderkrippe, Anmerkung A.W.]. Sind die normalen Buchungszeiten. Und wenn ich jetzt Frühdienst habe, dann bringt sie mein Papa in die Krippe und wenn ich halt dann Mittag aushabe, hole ich sie halt Mittag dann wieder. Und wenn ich Spätdienst habe, dann bringe ich sie erst um halb neun hin und hole sie dann, dann wird sie von meinem Papa am Abend geholt, weil ich dann bis um halb acht arbeiten muss.*“ (Stefanie A. Zeile: 180-184).

Dieses Beispiel verdeutlicht, dass es viele Situationen notwendig machen, institutionelle Formen der Kinderbetreuung mit informellen zu verknüpfen, da die Rahmenbedingungen von Kindertageseinrichtungen oder Schulen, oftmals den Erfordernissen der Arbeitswelt nicht entsprechen.

Solche zeitlich und personell diffizilen Kompositionen stellen zum Teil komplexe Verkettungen sozialer Praktiken dar und erfordern ein erhöhtes Maß an Interaktion und Handlungskoordination zwischen den Beteiligten. Im Zentrum des organisatorischen Geflechts, aus sozialen Praktiken und Beziehungen, steht die alleinerziehende Person, die als Letztverantwortliche immer die Fäden des Konstrukts ‚Einelternfamilie‘ in der Hand behalten muss. Durch ihren erhöhten Unterstützungsbedarf stehen die interviewten Alleinerziehenden vor der Aufgabe ein bedarfsgerechtes Unterstützungsnetzwerk aufzubauen. Dies erfordert zum einen Informationen über gegebene institutionelle Unterstützungsangebote,...

B: „*... zum Beispiel jetzt mit dem Kindergarten, das habe ich beim Jugendamt beantragt, der Kindergarten wird mir jetzt übernommen für den Jungen. Habe ich damals am Anfang immer selber gezahlt. Habe ich zum Beispiel gar nicht gewusst, dass das übernommen wird. [...] Bis dann mal eine Erzieherin hergekommen ist und mir das gesagt hat.*“ (Berta B. Zeile: 661-665)

---

<sup>90</sup> Gleiches gilt auch für Zweielternfamilien, in denen beide Elternteile umfänglich berufstätig sind.

... zum anderen aber auch spezifische soziale Kompetenzen, um die vielfältigen dafür notwendigen Koordinations- und Abstimmungsleistungen zu vollziehen, aber auch die Fähigkeit den eigenen Bedarf zu offenbaren.

B: „... viele wissen das eigentlich gar nicht. Im Kindergarten, ja, kann sein, dass es ein paar von der Gruppe wissen, aber ich bin jetzt eigentlich auch noch nie darauf angedreht worden. Ich sage es jetzt auch von mir aus, eigentlich...eigentlich auch wenig, weil irgendwie doch der Schäm-Faktor noch dahinter ist. [...] Ein paar die es wissen, die sagen, die bieten einen schon Hilfe an, >>wenn du einmal was hast, kannst mir ruhig die Kinder bringen und ich pass auf die Kinder schon auf<<. Und, aber, mache ich dann auch nicht, weil ich sage, so hat man eigentlich auch weniger Kontakt und die bieten zwar schon Hilfe mit den Kindern an, aber ich kann jetzt auch nicht mir nix, dir nix die Kinder hinbringen, wenn sie sie eigentlich nicht kennen oder nur vom Sehen her oder ja, mach ich dann auch nicht. Das ist...“ (Berta B. Zeile: 598-608)

Darüber hinaus bedeutet dies, sich hinsichtlich institutioneller Arrangements an die vorgegebenen Regeln der Inanspruchnahme zu halten (beispielsweise Kostenbeiträge pünktlich zu leisten, Anträge stellen) und impliziten Verhaltenserwartungen zu entsprechen. Hierzu zählen unter anderem die Bereitschaft zu Elterngesprächen, die aktive Beteiligung an Elternabenden oder Festen und dergleichen mehr. Um systemimmanenteren Anforderungskonstellationen gerecht zu werden, müssen Alleinerziehende teilweise auf informelle Unterstützungssysteme zurückgreifen, die Zeiten in ihres ‚Engagements‘ an ihrer Stelle die Kinder betreuen.

Dies erfordert auf Seiten informeller Unterstützungssysteme die Pflege sozialer Beziehungen zu den Unterstützung gewährenden Personen, da Alleinerziehende im besonderen Maße von deren Motivation und Unterstützungsbereitschaft abhängig sind. Die Inanspruchnahme informeller Hilfeformen gleicht einem Balanceakt aus Geben und Nehmen, der sich insbesondere im Bereich loser sozialer Beziehungen, wie sie beispielsweise überwiegend Nachbarschaftskontakte darstellen, rasch an seine Grenzen stößt.

Am meisten Unterstützung erhalten die befragten Personen in der Regel von ihren eigenen Eltern. Voraussetzung dafür ist, dass diese in relativer räumlicher Nähe leben, (gesundheitlich) belastbar sind und über freie zeitliche Ressourcen verfügen. Räumliche Distanz, beeinträchtigter Gesundheitszustand sowie eigene Berufstätigkeit oder Pflegeverpflichtungen gegenüber älteren Angehörigen verringern das Maß der möglichen Hilfe.

I: „Wann gehen Sie ins Bett?“

S: „Unterschiedlich. Also, meistens so um elf, zwölf bis dann wirklich alles fertig ist und erledigt ist, so dass ich sagen kann, ich kann morgen ohne Stress aufstehen und kann dann sagen, ich kann jetzt in Ruhe einschlafen und ich brauche morgen keine Hektik machen, weil es ist alles erledigt was zum Erledigen war.“

I: „Also das heißt, Sie kommen dann heim, kümmern sich um die Leni, bringen sie dann irgendwann ins Bett und dann steht der Haushalt noch an.“

S: „Ja klar... Und dann halt auch lernen oder so was. Muss ja auch sein.“

I: „Berichtsheft führen.“

S: „Genau. Alles Mögliche was da so drum rum gehört. Und dann braucht man irgendwann einmal so seine Auszeit für sich dann, dass man auch mal sagt am Abend, okay, ich nehme mir heut, lasse ich einmal die Bügelwäsche stehen und legt sich mal eine Stunde in die Badewanne und sagt jetzt schaue ich nur die Wand blöd an, weil irgendwann kommt halt so der Punkt, wo man sagt, man kann jetzt nicht mehr, man mag jetzt nicht mehr. Wenn man da mal wieder zwei Stunden für sich genommen hat, dann geht's auch wieder. Aber das ist schon so, wo man sagt, das braucht man einfach auch und wenn man jetzt die Möglichkeit nicht hätte, also, dann wäre es wirklich furchtbar für mich. Also, so, auch mein Papa oder so was hat auch teilweise dann die Leni. Er sagt dann auch mal am Wochenende wenn ich frei habe, ja, ich gehe mal zwei Stunden mir ihr spazieren und das tut halt schon immer gut. Also, ohne meine Family würde ich das jetzt nicht schaffen.“ (Stefanie A. Zeile: 71-94)

Insgesamt neun der Befragten erhalten ihrer eigenen Einschätzung nach viel Unterstützung durch ihre Eltern und bewerten dies überwiegend als sehr positiv bzw. als grundlegend für die Bewältigung ihrer Lebenssituation.

R: „Wenn meine Leute nicht wären, würde ich heut nicht mehr da sitzen.“ (Rosi S. Zeile: 322-323)

Dabei geben die gemeinsamen biografischen Vorerfahrungen unweigerlich den konstitutiven Rahmen der Hilfeleistung und –inanspruchnahme vor<sup>91</sup>. Das Gleiche gilt auch für die inhaltliche Ausgestaltung der Unterstützungsleistung.

---

<sup>91</sup> Vgl. dazu Punkt 5.4.4 Soziale Beziehungen: Alleinerziehende und familiales Herkunftssystem

Im Vordergrund der Unterstützungsangebote durch die eigenen Eltern steht die Betreuung der Enkelkinder. Zehn der Befragten geben an, dass ihre Kinder zeitweise von ihren eigenen Eltern betreut werden. Dabei variieren Umfang und Gründe der Betreuung. Der Umfang der Betreuungsleistung hängt häufig von der Anzahl der Kinder ab. Je weniger Kinder zu betreuen sind, desto leichter findet sich eine Betreuungsperson. Als Gründe lassen sich neben den genannten erwerbsbedingten Betreuungsbedarfen, anlassorientierte und bedarfsorientierte Betreuungsformen unterscheiden.

Die Großeltern „springen“ anlassorientiert ein, wenn beispielsweise ein Arztbesuch notwendig ist, wenn der Elternabend in der Kindertagesstätte oder der Schule besucht werden muss oder wenn Behördengänge oder andere Erledigungen anstehen.

B: „... *es geht schon mal, wenn ich sage, ich habe einen Arzttermin oder ich möchte mal schnell zum Friseur gehen, dann für die Stunde oder was, okay, da kann ich die Kinder schon bei den Eltern unterbringen. Aber am Abend, da ist es jetzt schon schwieriger. Das ist jetzt ein Jahr her, wo ich am Abend das letzte Mal aus dem Haus war.*“ (Berta B. Zeile: 348-352)

Bei so genannter bedarfsorientierter Betreuung steht der Bedarf des alleinerziehenden Elternteils nach zeitlichen Freiräumen für Erholung und Entspannung, Freizeitgestaltung oder Pflege sozialer Kontakte im Vordergrund.

J: „*Also meine Mama nimmt die Kleine jedes Wochenende, einen Tag, eine Nacht. Das geht bei ihnen zwar auch nicht so leicht, aber sie versuchen es und das ist ganz gut, dass ich mal weggehen kann. Muss ja auch mal sein.*“ [lacht] (Jana H. Zeile: 213-216)

Neben der Kinderbetreuung unterstützen die Eltern die Einelternfamilie zum Teil auch finanziell. Sechs der Befragten erzählen von solchen finanziellen Unterstützungsleistungen z.B. in Form von Bezahlen der Lebensmittel, der Übernahme besonderer Ausgaben für die Enkel wie Instrumentalunterricht oder besonders großzügige Geldgeschenke zu Geburtstagen.

Das verwandtschaftliche Unterstützungssystem ‚eigene Eltern‘ kann auch durch Tanten, Onkel, Brüder oder Schwestern ergänzt werden. Wobei nicht automatisch von der bloßen Anwesenheit dieser Kontakte auf ein Unterstützungspotential geschlossen werden kann. Oft werden von den allein erziehenden Müttern und Vätern auch ältere Kinder im Haushalt als Unterstützung erlebt.

Mangelt es jedoch an diesen verschiedenen Formen der Unterstützung, dann wird es für alleinerziehende Elternteile schwierig den familialen Anforderungen ihres Alltags gerecht zu werden. Es steigt die Gefahr den Anforderungen einer Erwerbstätigkeit oder den Bedürfnissen der Kinder nicht mehr gerecht zu werden. Von den individuellen Bedürfnissen der alleinerziehenden Person ganz zu schweigen.

Will man aber den vielfältigen Anforderungen der sozialen Praxis ‚Einelternfamilie‘ möglichst umfänglich gerecht werden, ergibt sich unweigerlich eine erhöhte Interdependenz mit verschiedenen lebensweltlichen Handlungsbereichen. Eine erhöhte funktionale Abhängigkeit von Einelternfamilien ist die Folge. Zugleich bedeutet dies, dass Verwerfungen innerhalb eines sozialen Kontextes die Gestaltungsmöglichkeiten von Einelternfamilien nachhaltig irritieren können und eventuell veränderte Handlungsweisen in einem anderen Lebensbereich notwendig machen. Denn, um auf das Beispiel von Stefanie A. zurückzukommen, würde der Vater die Tochter von Stefanie nicht regelmäßig von der Krippe abholen, so könnte Stefanie ihre Ausbildung nicht fortsetzen. Und würde der Vater dies nicht verlässlich und pünktlich tun, würde Stefanie Schwierigkeiten mit dem Personal der Kindertageseinrichtung bekommen. Diese funktionale Abhängigkeit ist unter anderem ein Kriterium für die besondere Störanfälligkeit der familialen Lebensführung von Einelternfamilien.

Je mehr „externe“ Personen bzw. Dienste für den alltäglichen Vollzug der Lebenspraxis ‚Einelternfamilie‘ notwendig sind, umso mehr bedarf es der Koordination und Abstimmung der einzelnen Hilfeleistungen. Zeiten und Helfer müssen koordiniert, und für die jeweiligen Aufgaben die kompetentesten Personen ausgewählt werden. Dies ist oftmals mit erheblichem Aufwand verbunden und nötigt der alleinerziehenden Personen bisweilen manageriale Höchstleistungen ab.

Eingedenk dieser Situation überlegen es sich alleinerziehende Väter und Mütter gut, welche Aktivitäten die Inanspruchnahme informeller Unterstützung sinnvoll erscheinen lassen und wo man in Anbetracht des zusätzlichen Aufwandes lieber Abstriche macht:

K: „*Wenn ich zum Beispiel in die Berge gehe wird es schon schwierig oder zum Beispiel wenn ich am Samstag eine Bergtour plane, müsste ich am Freitag bereits nach Bärheim, um mein Kind bei der Oma abzugeben, dann weiß ich: okay, eine Heidenfahrerei, um mir ein bisschen Freizeit und schöne Dinge zu gönnen, aber wenn es mir das wert ist, mache ich das natürlich und am Sonntag fahre ich wieder nach Bärheim, um ihn wieder zu holen, ja. Gut, darum habe ich das auf ein Minimum runtergefahren,*

*weil das ist so für mich so zusätzlicher Stress, wo ich sage >>okay, jetzt ist es einfach noch nicht, du musst noch ein bisschen warten<<“.* (Karla H. Zeile: 711-717)

Wie gezeigt, bringt die soziale Praxis von Einelternfamilien die enge Bezugnahme auf und Abhängigkeit von diversen sozialen Unterstützungssystemen und Personen mit sich. Dies erfordert in gewissem Maße die Durchlässigkeit der familialen Systemgrenzen ‚Einelternfamilie‘. Was alltagspraktisch notwendig ist, stellt die alleinerziehenden Person zugleich aber vor die Aufgabe, spezifische Grenzsetzungen vorzunehmen, um nach innen als familialer Zusammenhang erlebbar und nach außen als ‚Einelternfamilie‘ sichtbar zu werden und zu bleiben. Es gilt, gemeinsam mit den Kindern, eine wie auch immer gestaltete autonome ‚Kernfamilie‘ herzustellen. Dies lässt automatisch die Frage virulent werden, wer tatsächlich zum Kern der Einelternfamilie gehört - und wer nicht?

Alle Befragten stimmen darüber ein, dass sie selbst mit ihrem Kind, bzw. ihren Kindern, das Zentrum des familialen Netzwerkes bilden. Uneinheitlicher wurden hingegen die Positionen beispielsweise der Großeltern und des getrennt lebenden Elternteils vergeben. Hier tun sich offene und zum Teil latente Grenzambiguitäten auf. Mitgliedschaft definiert sich in der Regel über Rechte und Pflichten. Wo beim getrennt lebenden Elternteil die Rechtslage hinsichtlich der Kinder gesetzlich geregelt, der Umfang der Betreuungsleistungen indes offene Verhandlungssache ist, stehen den vielfältigen alltagspraktischen Verpflichtungen der Großeltern keine gesetzlich legitimierten Rechte gegenüber. Umfang und Ausmaß eines solchen Rechts muss ihnen im Einzelfall seitens der alleinerziehenden Person speziell zugebilligt werden. Wie die Interviews zeigen spielen die Großeltern zwar vielfach eine tragende Rolle in der alltäglichen Praxis von Einelternfamilien. Dessen ungeachtet werden ihnen aber nicht im selben Umfang Mitspracherechte und Entscheidungsbefugnisse eingeräumt. Entscheidenden Einfluss auf die Nähe-Distanz-Regulation bei Großeltern, wie getrennt lebenden Elternteil, hat die aktuell erlebte Beziehungsqualität und, die aus den biografischen Erfahrungen resultierende, emotionale Verbundenheit. Ist die emotionale Nähe hoch und wird die Beziehung wertgeschätzt, so werden die entsprechenden Personen im näheren Umfeld der Kernzelle von alleinerziehender Person und Kindern positioniert. Entsprechend umgekehrt verhält es sich bei konflikträchtigen Beziehungen.

Die dargestellten Beispiele verdeutlichen, dass Einelternfamilien fortwährend herzustellen und im Ergebnis als spezifischer Interaktions- und Beziehungszusammenhang zu verstehen sind. Dieses Interaktions- und Beziehungsgeflecht geht aus einer Praxis des sozialen Miteinanders hervor und konstituiert Einelternfamilien als ein familiales Netzwerk besonderer Art.

Damit Einelternfamilien, als familialer Funktionszusammenhang, bestehen können, bedarf es der komplexen Verwobenheit vielfältiger sozialer Handlungskoordinationen und habitueller Praktiken. Dabei stellen die strukturellen Bedingungen des ländlichen Raums, die größeren räumlichen Entfernung, die sich in der Regel nur mit dem Auto, oder - unter erheblicher Erschwernis – mit öffentlichen Verkehrsmitteln - wenn überhaupt vorhanden - überbrücken lassen, so wie die geringere Dichte infrastruktureller Ausstattung und Einrichtungen, eine zusätzliche Belastung dar, die Alleinerziehende in ihrem Familien leben bewältigen müssen. Um diesen Erfordernis zu begegnen versuchen die befragten Mütter und Väter die anfallenden Tätigkeiten und Abläufe in Form von Handlungsketten zu verknüpfen, um so zu einer besseren familialen Organisation zu gelangen. So wird auf dem Weg zwischen Kindergarten und Arbeitsstelle schnell noch eingekauft, oder um die Schließungszeiten nicht übergebührlich zu strapazieren, das Kind ins Auto gepackt, um auf dem Heimweg die nötigen Lebensmittel fürs Mittag- oder Abendessen zu besorgen. Die Planung und Organisation des Alltags kreist um die Frage, „und wie mache ich das, um dann, ... um dann, ... um dann, das und das, so und so, machen zu können?“ Das, die Notwendigkeit gebärende, „um dann“, wird oftmals zum Taktstock der Alltagsorganisation vieler berufstätiger alleinerziehender Personen<sup>92</sup>.

### 5.7.2 Sozialisatorische Effekte dieser Praxis

#### Persönliche Entwicklung und Individuation

Um eine Einelternfamilie, so wie dies dargestellt wurde, gestalten und leben zu können, bedürfen alleinerziehende Personen grundlegender Handlungsbefähigungen. Dies gilt zwar allgemein für jedwede Teilnahme an sozialen Praxen, für Alleinerziehende aber im Speziellen. Alleinerziehende Mütter und Väter gehen nicht voraussetzungslos in diese für sie neue Situation. Sie sind mit all dem ausgestattet, was den Menschen als soziales Wesen auszeichnet<sup>93</sup> und bringen mannigfaltige biografische Vor-Erfahrungen und Handlungskompetenzen in die neue Handlungssituation ein. Sie tragen Vorstellungen von Familie in sich und haben bereits verschiedene Erfahrungen mit Familie leben gemacht, sei es in der eigenen Herkunfts-familie oder in der vorgängigen Familiensituation. Handlungsbefähigung bedeutet die Fähigkeit zum

---

<sup>92</sup> Auch diese Erfahrung verbindet berufstätige alleinerziehende Mütter und Väter mit vollberufstätigen Eltern in Paarfamilien, stellt sich aber in der Existenz der alleinerziehenden Person noch pointierter da.

<sup>93</sup> Vgl. Punkt 3.1.

Handeln in einem spezifischen sozialen Kontext. Sie bemisst sich an den individuellen Dispositionen, Fähigkeiten und Kompetenzen der alleinerziehenden Personen, also an dem ihr zur Verfügung stehenden subjektiven Handlungsrahmen, sowie den objektiven gegebenen Möglichkeitsraum ihrer Lebenssituation. Die Teilhabe an sozialen Praxen setzt Handlungsbefähigung voraus. Ebenso wird durch die Teilhabe an sozialen Praxen die Fähigkeit zu handeln immerfort weitergeschrieben und entwickelt. Die Teilhabe an neuen Handlungskontexten kann Anlass sein für Sozialisations- und Bildungsprozesse (Steinhoff & Wernberger, 2013).

Wenn Einelternfamilie als eine Art ‚lebenspraktisches Experimentieren, Familie zu leben‘ beschrieben wird, so bebildert das insbesondere die Situation, in der sich die alleinerziehende Person zu Beginn ihrer neuen Lebensform befindet. Alte Gewissheiten sind weggebrochen, und eine neue Form Familie zu leben muss erst noch gefunden werden. Handlungsbefähigung bedeutet in dieser Situation, sein Leben dahingehend zu betrachten, welche konkreten Handlungsanforderungen sich nun stellen und welche Ressourcen zu deren Bewältigung zur Verfügung stehen. Die alleinerziehende Person muss faktisch die Handlungsmöglichkeiten familialer Lebensführung als Einelternfamilie erst einmal explorieren und erproben. Dadurch erfährt sie die lebensweltlich geprägte Reichweite und Begrenzung der ihr zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen. Die sozio-ökonomischen Gegebenheiten beeinflussen die Gestaltbarkeit der Lebensführung, begrenzen oder eröffnen Möglichkeitsräume, und determinieren damit bereits den Handlungsspielraum der alleinerziehenden Person. Dabei geht es nicht so sehr um die Frage, wie Alleinerziehende mit ihren Kindern leben *wollen*, sondern was sie unter den gegebenen Umständen überhaupt leben *können*. „Was ist *leistbar*“? Im Sinne von sich materiell leisten können, aber auch im Sinne, was kann man physisch und psychisch leisten? Damit richtet sich der Blick auf die alleinerziehende Person selbst und welche Dispositionen, Fähigkeiten und Kompetenzen ihr individuell zur Gestaltung des familialen Zusammenlebens zur Verfügung stehen. Kennzeichnend für Handlungsbefähigung ist gewissermaßen, inwiefern die alleinerziehende Person unter den gegebenen Umständen in der Lage ist, ihre Vorstellungen Familie zu leben verwirklichen zu können. Um dies zu bewerkstelligen greift sie auf die ihr zur Verfügung stehenden individuellen und sozialen Ressourcen zurück.

Nicht ohne Grund erzählen alle Befragten von einem „Ressourcencheck“ beim Übergang in die neue Lebenssituation – eine Bestandsaufnahme dessen was man hat, was man kann und wozu man in der Lage ist, um mit den Anforderungen der neuen Lebensphase umzugehen. Da wird der Kontostand überprüft, überlegt, wieviel Geld nach dem Verkauf des Hauses übrigbleibt, die Potentiale eigener Erwerbstätigkeit abgeklopft und geprüft, wie das alles mit der

Betreuung der Kinder zusammengebracht wird. Entscheidendes Kriterium bei der Wahl des zukünftigen Lebensmittelpunkts sind die Kinder. Welche Möglichkeiten der Kinderbetreuung gibt es vor Ort? Leben die eigenen Eltern in der Nähe und können Betreuungszeiten abdecken, oder ist das Angebot an institutioneller Kinderbetreuung bedarfsdeckend? Ist es sinnvoll in die Umgebung der Eltern zurückzukehren, stehen sie helfend zur Seite oder belasten frühere Konflikte die Inanspruchnahme deren Hilfe? Dabei kommt die Beziehung zu den eigenen Eltern ebenso auf den Prüfstand, wie die zu Freundinnen und Freunden. Nur dass es bei Letzteren nicht vordergründig um die Frage des Unterstützungspotentials geht, sondern vielmehr darum, ob die jeweilige Art der Lebensführung noch Gemeinsamkeiten aufweist oder, ob zumindest mit Verständnis für die eigene Situation gerechnet werden kann. Die „Freisetzung“ aus den Beziehungsbanden korreliert mit der Notwendigkeit eine adäquate soziale (Wieder)Einbindung für sich, und zum Teil auch für die Kinder, zu finden. Vermehrte Eigenständigkeit und Autonomie gehen einher mit der bewussten Einbindung in soziale Strukturen und Beziehungen. Hier bestätigt sich die Annahme der Individualisierungsthese, dass die Freisetzung aus traditionellen Strukturen, die eigenverantwortliche Re-Integration forciert. Denn das menschliche Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Verbundenheit bleibt unbenommen bestehen. Nicht der Mensch an sich verändert sich, sondern die sozialen Verhältnisse. Dementsprechend sind Beziehungsnetze dem gewandelten Bedarf nach umzugestalten. Dabei sind veränderte Unterstützungserfordernisse ebenso zu berücksichtigen, wie modifizierte Bedürfnisse der Freizeitgestaltung. Aber auch dem Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit und Verbundenheit ist Rechnung zu tragen. Der Wunsch, Teil eines größeren Ganzen zu sein, aufzugehen in einer größeren Gemeinschaft, befördert – neben dem genannten Hilfebedarf – die Hinwendung zu den eignen Eltern (Berta B.; Karin P.; Rosi S., Larissa K.), oder auch zu größeren Sozialverbänden wie etwa Kirchengemeinden (Ulrike H.; Edeltraud H.) bzw. „Dorfstammtischen“ (Rosi S.).

Die Anfangszeit der Einelternfamilie ist im Besonderen Maße geprägt durch das Explorieren und Ausloten der Handlungsmöglichkeiten in der neuen familialen Lebensführung. Darüber gelangt die alleinerziehende Person zudem zu neuen Einsichten über ihre lebensweltlich geprägten Handlungsoptionen und –kompetenzen, mithin zu pragmatischem *Handlungswissen*, und zugleich zu neuen *Erkenntnissen über sich selbst*, ihre Handlungsbefähigung also, *und von sich selbst in dieser Welt*. Im gelebten Vollzug der sozialen Praxis „Einelternfamilie“ entwickeln die alleinerziehenden Personen neue, bzw. verstärken, bestehende Handlungskompetenzen. Hierzu zählen beispielsweise die Fähigkeit zur Koordination, Kooperation und Zu-

sammenarbeit, aber auch ein stärker auf Partnerschaftlichkeit und Vertrauen aufbauendes Erziehungsverhalten (vgl. Fallbeispiele von Ulrike H.; Nadja, R.; Edeltraud H. und Rosi, S.).

Die *Wirksamkeit* eigenen Handelns lässt sich am Gelingen oder Scheitern der eigenen Lebensführung ablesen. Bei der Deutung der Handlungsanforderungen orientieren sich die alleinerziehenden Personen, typischerweise an einem Verständnis von Familie analog zur bürgerlichen Kleinfamilie. Diese handlungsleitenden *Wertorientierungen* rahmen die neue Handlungspraxis und geben so die Form deren Ausgestaltung in gewisser Weise vor. Dieses Verständnis von Familie stellt auch den evaluativen Referenzrahmen individueller Handlungsbefähigung, sowohl aus Sicht der alleinerziehenden Person selbst, als auch aus Sicht anderer Personen dar, unabhängig davon, ob es sich dabei um Personen aus dem nahen sozialen Umfeld, wie Freunde und Verwandte, handelt, oder, ob es dabei um Vertreterinnen und Vertreter von Behörden, Schulen oder Kindertageseinrichtungen, geht. Das Wirksamkeitserleben eigenen Handelns bemisst sich nicht zu Letzt an den Reaktionen sozial Anderer. Mead (1968) weist darauf hin, dass sich der oder die Einzelne im Blick des Anderen erkennt. Dieser Blick kann *Anerkennung* zollen und Wertschätzung verheißen, er kann aber auch ablehnen und diskreditieren - je nach dem welche Wertmaßstäbe angelegt werden. Das Leben der Einelternfamilien unterliegt, neben der eigenreflexiven Beurteilung, stets auch der Beurteilung durch Repräsentanten des privaten wie öffentlichen Lebens. Die strukturelle Konstellation der Einelternfamilie führt nicht nur zu einer erhöhten interdependenten Vernetzung mit (außer-)familiären Personen und Handlungsfeldern, sie führt auch zu erhöhter sozialer Aufmerksamkeit, mithin, insbesondere in ländlichen Strukturen zu spezifischen Formen sozialer Kontrolle. Durch die enge, interaktive Verknüpfung mit anderen sozialen Subsystemen blicken viele Augen auf die Lebensrealität von Einelternfamilien. Da die gelebte Realität von Einelternfamilie weithin, vor allem im ländlichen Raum - nicht dem gängigen Familienbild entspricht, mag es nicht verwundern, dass alle befragten alleinerziehenden Personen auf einen Mangel an sozialer Anerkennung und Wertschätzung, die ihrer Lebenssituation entgegengebracht wird, hinweisen. Die Geringsschätzung kommt dabei nicht nur verbal, sondern auch in spezifischen Handlungsweisen, Blicken und Gesten zum Ausdruck und steht im Kontrast zur vielfach als gelingend erlebten eigenen Realität, die am konkreten praktischen Tun bemessen wird. Auflehnung gegen die Nichtachtung des Geleisteten (Olivia S.) und das Gefühl, die eigene Lebenssituation wird durch die normative Brille der ‚Normalfamilie‘ abgewertet (Jana H.) sind die Folge. Fehlende soziale Anerkennung kommt aber nicht nur im Rahmen sozialer Interaktionen zum Tragen, sondern auch in den strukturellen Möglichkeiten (Eineltern)Familie zu

leben: Institutionelle Kinderbetreuung, aber nicht an den Randzeiten oder Schließungszeiten über 28 Tage im Jahr. (Bildungs-)Angebote für die Eltern in Kindertageseinrichtungen, aber leider nur am Abend. Umfängliches Angebot an Kinderbetreuung, mit Kinderkrippe und Kindertagesstätte, vor Ort, nur leider decken sich deren Ferienschließungszeiten nicht. Verpflichtender Schulunterricht, nur leider nicht bei kurzfristigen Konferenzen, Fortbildungen oder Krankheitsfällen der Lehrer. Förderung der (Wieder-)Aufnahme einer Berufstätigkeit, nur leider widersprechen sich die behördlichen Anforderungsstrukturen (ARGE, Jugendamt). All das offeriert Möglichkeiten zur sozialen Teilhabe, bricht sich jedoch alltagspraktisch an der Lebensrealität von Einelternfamilien. Anerkennen setzt Erkennen<sup>94</sup>, also wahrnehmen voraus. Setzen die Angebotsstrukturen der Inanspruchnahme durch Einelternfamilien bereits Grenzen, oder erschweren die Bewerkstelligung familialer Aufgaben noch zusätzlich, dann verkommt das eigentlich gut gemeinte Angebot zum Abziehbild mangelnden wahrgenommen Werdens. Bereits Mead (1968) hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Individuum seine Ich-Identität der sozialen Anerkennung durch Andere verdankt, die im Rahmen wechselseitiger Bezugnahme transportiert wird. Auch für Honneth (2012) ist Anerkennung die Grundmelodie einer jeden Beziehung. Er unterscheidet die drei Anerkennungsmuster: Liebe, Recht und soziale Wertschätzung. Letztere ermöglicht es Individuen, sich über Liebe und rechtliche Anerkennung hinausgehend, positiv auf ihre konkreten Eigenschaften und Fähigkeiten zu beziehen (ebenda, 196), dies hängt von dem Grad ab, „in dem sie dazu in der Lage erscheinen, zur Verwirklichung der gesellschaftlichen Zielvorgaben beizutragen. Das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft gibt die Kriterien vor, an denen sich die soziale Wertschätzung von Personen orientiert, weil deren Fähigkeiten und Leistungen intersubjektiv danach beurteilt werden, in welchem Maße sie an der Umsetzung der kulturell definierten Werte mitwirken können“ (ebenda, S. 198).

Demgemäß vollzieht sich die Herstellung familialer Lebensführung als Einelternfamilie im Spannungsverhältnis zwischen Personalität und Sozialität – zwischen individuellen Dispositionen und Wertvorstellungen, sozio-strukturellen Bedingungen und sozialen Wertekontexten. Interessant dabei ist, dass die ursprüngliche Handlungsorientierung der befragten alleinerzie-

---

<sup>94</sup> Das Wort Anerkennung stammt etymologisch vom Begriff 'erkennen'. „'Erkennen' ist zunächst gebräuchlich in den Bedeutungen von erstens 'durch die Sinne wahrnehmen' [...], zweitens 'durch Vergleich unterscheiden und wieder erkennen' [...], drittens 'durch Analyse herausfinden und einsehen' [...]. In der Bedeutung von 'durch Kenntnis von der Wahrheit eines Sachverhalts überzeugt sein' geht »erkennen« in die Bedeutung von »anerkennen« über.“ (Sitzer & Wiezorek, 2004, S. 101).

henden Elternteile dem gesellschaftlichen Bild der ‚Normalfamilie‘, sprich der bürgerlichen Kleinfamilie, entspricht. Hier besteht tendenziell ein Deckungsverhältnis. Was nicht weiter verwundert, resultiert es doch aus der biografischen Einbindung in den konjunktiven Erfahrungszusammenhang ‚ländlicher Raum‘, bzw. gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge. Mit dem Übergang in die Lebensform ‚Einelternfamilie‘ tut sich jedoch ein Bruch auf zwischen gelebter familialer Handlungspraxis, individuellen Wertvorstellungen und normativem Familienverständnis. Alleinerziehende Personen stehen zwangsläufig vor der Aufgabe mit diesem Widerspruch umzugehen, mithin diesen Widerspruch für sich selbstwerterhaltend und identitätsstiftend zu lösen. Wie unter Punkt 6.1.1. gezeigt werden konnte modifizieren sich die individuellen Handlungsorientierungen alleinerziehender Mütter und Väter entlang des erfahrenen handlungspraktischen Vollzugs ihrer Lebensform. Neben die Vorstellung einer lebenslangen Partnerschaft als Grundlage familiären Zusammenlebens stellt sich die Erfahrung der eigenen gelebten Praxis familialer Gemeinschaft. Diese Diskrepanz zwischen faktischem Erleben und (idealisiender) Vorstellung ist der Nährboden intensiver intraindividueller Ambivalenzfahrung, der zusätzlich befeuert wird durch die im Rahmen sozialer Beziehungen an Alleinerziehende herangetragenen Erwartungen.

So gerieten die befragten alleinerziehenden Personen vor allem am Anfang der neuen Lebenssituation in einen Strudel der Orientierungslosigkeit, den sie erst mit Hilfe fortschreitender gelebter sozialer Praxis wieder verlassen konnten. Dabei vasillierten sie zwischen unterschiedlichen Modi der Ambivalenzverarbeitung<sup>95</sup>. Standen zu Beginn eher beschämte oder auch wut- und auflehnungsmotivierte Rückzugstendenzen im Vordergrund, wurde im weiteren Verlauf versucht die Situation eher durch die Vornahme spezifischer Umdeutungen für sich zu legitimieren. Die Ambivalenzfahrung „sein zu wollen wie alle anderen“ aber lebenspraktisch „nicht zu sein wie alle anderen“ löste sich erst auf mit dem schrittweisen praktischen Erleben der alltäglichen Vollzugswirklichkeit ‚Einelternfamilie‘. Das Erleben, mit den Anforderungen der neuen Lebenssituation zu recht zu kommen, die Erfahrung, dass der Alltag gemeistert werden kann, ermöglichen eine zunehmende Immunisierung gegenüber Normativitätsvorstellungen. Befördert wird diese durch die Handlungsorientierung an sozial Ähnlichen, sprich an anderen alleinerziehenden Müttern und Vätern. Entscheidend war aber letzt-

<sup>95</sup> „Der Begriff der Ambivalenz dient dazu, eine bestimmte Art von Erfahrungen zu bezeichnen. Sie treten auf, wenn Menschen auf der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Tatsachen, die für Facetten ihrer Identität und dementsprechend für ihre Handlungsbefähigung wichtig sind, zwischen polaren Widersprüchen des Fühlens, Denkens, Wollens oder sozialer Strukturen oszillieren, die zeitweilig oder dauernd unlösbar scheinen“ (Lüscher 2011, S. 378).

lich, dass im praktischen Tun der anthropologischen Aufgabe „Familie“, nämlich im Leben und Gestalten eines spezifischen Fürsorgeverhältnisses zwischen Älteren und Jüngeren (Lüscher, 2012, S. 216), Familie für die befragten Elternteile jenseitig normativer Vorstellungen in ihren biologischen Grundfesten erlebbar wurde. Tatsache ist, dass diese biologische Aufgabe kulturell unterschiedlich gestaltet wird und werden kann (ebenda).

Für diese Gestaltungsaufgabe dient zwar die bürgerliche Kleinfamilie – mit Ausnahme des Kriteriums lebenslanger Ehe – inhaltlich weiterhin als *Orientierungsfolie*, doch als positive *Identifikationsfigur* steht sie den befragten alleinerziehenden Mütter und Vätern nicht zur Verfügung. Es mangelt schlicht und ergreifend an (Rollen-)Vorbildern gelingenden Alleinerziehenden-Daseins in unserer Gesellschaft. Für die Definition und Selbstbeschreibung ihres Familienlebens sind Alleinerziehende zurückgeworfen auf die basalen Konstituenten menschlichen Zusammenlebens in Gemeinschaften, anthropologische Qualitäten wie Fürsorge, Pflege, Gemeinschaft und Existenzsicherung. Bei der Beschreibung der inhaltlichen Ausgestaltung des familialen Zusammenlebens kommen dann Dinge wie Verlässlichkeit und gegenseitiges Vertrauen, Nähe und Verbundenheit ganz besonders zur Sprache. Schlussendlich gipfelt der Umgang mit dieser Ambivalenzerfahrung in der Modifikation der zu Grunde gelegten handlungsleitenden Orientierung hin zu einem Verständnis von Einelternfamilie als *eine mögliche Form familialen Zusammenlebens*. Diese Art der Deutung eigenen Familienlebens ermöglicht vielfach eine veränderte, aber konstruktive Selbstbeschreibung, wirkt *identitätsstiftend* und geht einher mit veränderten Sinnkonstruktionen.

Was bedeutet all das unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten? Inwiefern kann der dargestellte Prozess als sozialisatorisches Geschehen verstanden und beschrieben werden?

Gemäß ihrer subjektiven Vorstellung, ihrer subjektiven Sinnkonstruktion von Familie definieren sich die befragten alleinerziehenden Personen mit ihren Kindern *eigentlich nicht als Familie*. Aber faktisch, also im alltäglichen Vollzug, leben sie genau das, was *eigentlich Familie ausmacht*. Die praktisch gelebte Einelternfamilien Realität zeichnet sich gerade anhand der gelebten „anthropologischen Familienqualitäten“ aus. Die Diskrepanz zwischen kognitiver Sinnstruktur und gelebter, *leibhaftig* erfahrener Praxis und der daraus hervorgehenden *inkorporierten*, praktischen Sinnstruktur befördert bei den Befragten das Erleben und Erfahren von Ambivalenz. Dies nötigt die befragten alleinerziehenden Personen nahezu nach Umgangsmodi zu suchen, die ihnen dabei helfen subjektive und praktische Sinnkonstruktionen zur Deckung zu bringen. Vaszillierend zwischen verschiedenen Modi alltagspraktischer Umgangs-

formen (sozialer Rückzug, Legitimation, soziale Immunisierung bzw. Integration der Situation in Selbstkonzept) setzen sich die Befragten mit dieser Ambivalenzerfahrung auseinander. Im Laufe des praktischen Vollzugs der sozialen Praxis als Einelternfamilie verändert sich dabei ihre Vorstellung von sich, ihrer Lebenssituation und von sich in dieser Welt. In dem sie ihre handlungsleitenden Orientierungen ändern bringen sie subjektiv gemeinten Sinn und praktischen, inkorporierten Sinn einander näher, bzw. zur Deckung. Damit verbunden sind Aspekte zunehmender Individuation, in Form von Selbstwerdung, als auch sozialer Integration, denn die befragten alleinerziehenden Personen setzen ihr Einelternfamilie leben analog zu den Inhalten bürgerlichen Kleinfamilien Lebens um. Dadurch wird Zugehörigkeit sowohl für die Kinder als auch für die erwachsene Person der Einelternfamilie gesichert und Anschlussfähigkeit für Sozialintegration, beispielsweise in dörfliche Gemeinschaftskontexte, bewahrt.

Sozialisatorische Effekte resultieren folglich auch daraus, dass subjektive und praktische Sinnstrukturen zu einander in Bezug gesetzt werden.

Neben dem genannten Kräftefeld lassen sich im Alltag alleinerziehender Eltern noch viele weitere Spannungsverhältnisse von Personalität und Sozialität finden: Da steht das Bestreben nach aktiv gelebter Elternschaft und die Sorge um das Wohl der Kinder diametral zu den Erfordernissen existenzsichernder Erwerbstätigkeit. Und bricht sich an der Frage, wieviel Zeit für das eine oder andere aufgebracht werden kann bzw. muss. Wertorientierungen ‚gelingender Kindheit‘ und praktische Anforderungen der Existenzsicherung kommen sich in die Quere. Aber auch soziale Beziehungen können Anlass für Ambivalenzerfahrungen sein: nicht selten stehen die eigenen Bedürfnisse nach Freiraum und Erholung in Konkurrenz zum Wunsch des Kindes nach Zuwendung und Aufmerksamkeit. Eltern-Kind-Beziehungen sind voll von potentiellen Ambivalenzerfahrungen, die unter den Existenzbedingungen von Einelternfamilien zusätzliche Brisanz erhalten. Gleches gilt für die Beziehungen zum familialen Herkunftssystem (Lüscher & Pajung-Bilger, 1998).

Das ‚Soziale‘ tritt der Person entweder personifiziert im Rahmen sozialer Beziehungen gegenüber, oder internalisiert und ruft eine Art ‚Konkurrenzverhältnis‘ zu individuellen Orientierungen hervor. Mead (1968) beschreibt diese Situation trefflich mit der Dynamik zwischen ‚I‘ und ‚me‘, aus der sich schlussendlich das ‚Self‘ modelliert, und immer wieder aufs Neue modelliert werden muss.

Mikroanalytisch betrachtet finden sich also auf der Handlungsebene der untersuchten Akteure, in ihrem praktischen Tun, Wertorientierungen und sozialen Beziehungen, vielfältigste

Möglichkeiten für das Erleben und Erfahren intrasubjektiver und intersubjektiver Divergenzen. In der Verarbeitung der daraus resultierenden Ambivalenz geschieht Sozialisation auf der Basis gelebter sozialer Praxis.

Dabei können die Anforderungen dieser spezifischen sozialen Praxis entweder gemeistert werden (im Sinne der zu Grunde liegenden handlungsleitenden Kriterien: selbständige Lebensführung, aktive Elternschaft, gelingende Kindheit) oder nicht bzw. nur in Teilespekten. Maßgebenden Einfluss darauf wie mit den Anforderungen dieser Lebenssituation umgegangen werden kann, haben vor allem zwei Aspekte: ausreichende finanzielle Mittel und unterstützende soziale Beziehungen (praktisch und emotional). Ist beides umfänglich vorhanden können die spezifischen Herausforderungen die mit dieser Lebensform einhergehen gut bewältigt werden. Offeriert der reale Vollzug dieser Lebensform die Erfahrung, den Anforderungen gewachsen zu sein, diese Art der familialen Lebensführung „hinzukriegen“, befördert dies die Entwicklung eines positiven Selbstbildes, von Kontrollüberzeugung und einer zunehmenden Akzeptanz der eigenen Lebenssituation. Die im eigenen Erleben verwurzelte „Gelingens-Erfahrung“ macht zudem unabhängiger von äußerer Beurteilung und forciert Prozesse der Individuation. Diese persönliche Entwicklung bleibt nicht folgenlos, sondern nimmt Einfluss auf Haltungen und Einstellungen der betreffenden Personen. So zeigt sich beispielsweise, dass sich bei den befragten geschiedenen Frauen, denen eine zufriedenstellende Verknüpfung von Beruf und Kindern gelungen war, in Fortsetzung daran die Partnerschaftsvorstellungen und geschlechtsspezifische Rollenkonzepte veränderten. Diese Frauen reflektieren für sich ganz klar eine *Emanzipation aus bürgerlichen Rollenkonzepten*. Hinsichtlich zukünftiger Partnerschaften wollen sie auf jeden Fall eine Re-Traditionalisierung vermeiden. Sie streben eine gleichwertige und –gleichberechtigte Partnerschaft auf Augenhöhe an. Die praktische Erfahrung hat ihnen gezeigt, dass sie eine „Versorgungsehe“ nicht (mehr) brauchen. Die Anforderungen ihres Alltags meistern sie. Ungeachtet dessen bleibt natürlich das Bedürfnis nach Austausch, emotionaler und körperlicher Nähe bestehen und damit auch der Wunsch nach einer partnerschaftlichen Intimbeziehung.

Fehlen indessen Geld, Beruf und soziale Einbindung bzw. Unterstützung kann sich der weitere Verlauf auch spiralförmig nach unten entwickeln. Das Erleben und die Erfahrung, den Anforderungen, entsprechend den eigenen Vorstellungen, nicht gerecht werden zu können, belastet erheblich das Selbstwertgefühl, führt zu Selbstzweifeln und zunehmender Verunsicherung. Rückzugstendenzen werden durch negative Reaktionen seitens der sozialen Umwelt verstärkt

und Erziehungskompetenzen unter den alltäglichen Belastungen begraben. Abhängigkeiten, beispielsweise von staatlicher Förderung, nehmen zu oder verstetigen sich gegebenenfalls.

Die Beurteilung der Situation hängt immer vom zu Grunde gelegten sozialen Maßstab und den Reaktionen sozialer Bezugspersonen und –gruppen ab, auf die hin man sich entwirft. Ebenso wie die individuellen Handlungskompetenzen resultiert dies beides aus den biografischen Vorerfahrungen der Person, ihrem Selbstbild und sozialen Verortung in der Gesellschaft.

Interessant dabei – und das konnten die Ergebnisse der vorliegenden qualitativen Studie vor Augen führen – ist, dass für die Lebenszufriedenheit und den Zukunftsoptimismus der Befragten die Verfügungsmacht über finanzielle Mittel weniger ins Gewicht fällt, als eine als zufriedenstellend erlebte soziale Einbindung und Unterstützung (Karin P.; Chantal, C.). Soziale Kontakte scheinen bis zu einem gewissen Grad fehlendes Geld ausgleichen zu können, wohin gegen allein eine berufliche, und damit finanzielle gesicherte, Existenz noch nicht ausreicht, um glücklich zu sein (Ulrike H.).

Betrachtet man die Lebensform „Einelternfamilie“ aus dem Blickwinkel der Lebensspanne bestätigt sich die Aussage, dass Sozialisation immer auch als ein lebenslanger, und insofern nie abgeschlossener Prozess zu verstehen ist. Dieser hat in seinem zeitlichen Verlauf nicht bloß Effekte auf individueller Ebene sondern nimmt auch Einfluss auf das gesellschaftliche Zusammenleben insgesamt. Diesem Aspekt wollen wir uns nachfolgend näher zuwenden.

## **Einelternfamilien und sozialer Wandel**

Ausgehend von der Handlungsebene der Akteure wurde im Vorfeld dargestellt, wie aus dem interagierenden Zusammenwirken Alleinerziehender mit den Personen ihres familialen und sozialen Umfeldes, eine spezifische soziale Praxis familialer Lebensführung als Einelternfamilie hervorgeht (7.1). Daran anschließend haben wir uns mit den individuellen Manifestationen befasst, die aus diesem sozialisatorischen Prozess hervorgehen (7.2). Abschließend soll nun der Frage nachgegangen werden, welche Auswirkungen die gelebte Familienrealität von Einelternfamilien auf gesellschaftlicher Ebene bzw. der Ebene gemeinschaftlichen Zusammenlebens hat. Damit folge ich der Aufforderung Hill und Kopps (2013, S. 257), die der Meinung sind, dass familiensoziologische Makrotheorien nicht nur handlungstheoretisch zu rekonstruieren sind, das heißt ihr tatsächliches Tun und Lassen in den Blick zu nehmen ist, son-

dern auch, die daraus hervorgehenden Konsequenzen auf strukturelle Ebene in Betracht zu ziehen sind.

Es geht also um nichts weniger als die Frage, inwieweit verändert bzw. beeinflusst die soziale Praxis familialer Lebensführung alleinerziehender Eltern die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und das gemeinschaftliche Zusammenleben in Gemeinden, Dörfern und Städten<sup>96</sup>.

Die Lebensform Einelternfamilie stellt mittlerweile eine biografische Normalität Vieler dar. Die Zahlen der Sozialstatistik belegen deren quantitative Zunahme an allen Familienformen. Mittlerweile stellen die 1,6 Mio. Einelternfamilien, nach den Paarfamilien, die zweihäufigste Form familialen Zusammenlebens in Deutschland dar. Anfangs noch als (groß-)städtisches Phänomen gekennzeichnet, wird diese familiale Lebensform nun auch in ländlichen Regionen immer sichtbarer und drängt vom Rande, zusehends in die Mitte der Gesellschaft. Die Beschreibung als Mittelschichtphänomen legt davon Zeugnis ab. Ehen und Beziehung werden gelöst, ungeachtet etwaiger Schichtzugehörigkeiten. Letztlich kann es Jeden und Jede „treffen“. Weder Politik noch Medien können die Augen vor dieser gewandelten Familienrealität verschließen. Dabei blicken beide jedoch eher auf die *quantitativen Aspekte* dieser Lebensform, die besonders leicht ins Auge fallen. Das vielfach besprochene erhöhte Armutsrisiko und die damit verbundene Gefahr des sozialen Abstiegs formieren Ängste, die, und das zeigt der Blick in die Sozialstatistik, durchaus nicht unbegründet sind. Häufig ist das medial gezeichnete Bild dieser Lebensform entsprechend negativ. So wird die heterogene Lebenswirklichkeit rasch plakativ zur einheitlichen sozialen Problemgruppe verkürzt. Da hilft es auch nichts, wenn zur sonnabendlichen Primetime die taffe, erfolgreiche, frisch geschiedene Ehefrau und Mutter sich im Fernsehen anschickt die Welt zu retten, oder zumindest als Single-Mutter den Mörtern am Tatort Herr wird. Das Bild der ewig Hartz-IV-Leistungen empfangenden, überforderten alleinerziehenden Mutter steht daneben.

Langsam verändert sich aber das allgemeine Verständnis von Familie. Dies belegen nicht zuletzt die eingangs dargestellten Umfrageergebnisse. Im vergangenen Jahrzehnt hat sich das Verständnis von Familien der gelebten Realität etwas angenähert. Für mehr als die Hälfte der Bundesbürger, zählt mittlerweile auch das Zusammenleben von Alleinerziehenden mit ihren Kindern als Familie. Doch der öffentliche Diskurs hinkt der lebensweltlichen Normalität dieser Lebensform weiter hinterher.

---

<sup>96</sup> Entsprechend des konstitutiven Rahmens vorliegender Untersuchung beziehe ich mich in den weiteren Ausführungen auf Gemeinden bis zu einer Größenordnung von 10.000 Einwohnern.

Eine verkürzte Fokussierung auf einige quantitativ hervorstechende Merkmale dieser Lebensform spiegelt sich auch in der Form, in welcher sich die Politik dieses Themas annimmt. Im Vordergrund sozialpolitischer Reaktionsmodi steht die Sicherung familialer Funktionsfähigkeit durch Armutsbekämpfung in Form von Arbeitsmarktintegration.

Als familiale Lebensform zählen Einelternfamilien eigentlich zum Ressort ‚Familie und Familienpolitik‘. Aus lebensweltlicher Perspektive müssten damit an sich Fragen der Verwirklichungsmöglichkeiten des Zusammenlebens mit Kindern (Stichwort: Generativität) und allgemeiner sozialer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben (Stichwort: soziale Integration) in den Mittelpunkt rücken. Stattdessen rangieren Einelternfamilien im politischen Feld vor allem unter dem Gesichtspunkt der Existenzsicherung, was automatisch die unhinterfragte (Wieder-)Eingliederung in den Arbeitsmarkt impliziert. Allerorten gibt es auffällig viele Bemühungen um das Wohl der Alleinerziehenden. Bund, Länder und Gemeinden versuchen mit zum Teil vereinten Kräften insbesondere die alleinerziehenden Mütter (wieder) in den Arbeitsmarkt zu integrieren und legen vielfältige Förderprogramme auf, um deren Teilhabe am gesellschaftlichen Leben auf diese Weise zu befördern (Lokale Bündnisse für Familie, 2009). Da werden Kampagnen gestartet, um Unternehmen für die Potentiale von Alleinerziehenden zu interessieren und auf die ‚ungenutzte‘ Reserve von alleinerziehenden Müttern aufmerksam zu machen (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, 2013). Demografischer Wandel und Fachkräftemangel tun ein Übriges, um diese Personengruppe für mögliche Arbeitgeber interessant zu machen. Entsprechend steht an vorderster Stelle arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen die Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung. Unter diesen Gesichtspunkten kann der Ausbau der Betreuung für die unter Dreijährigen, die Etablierung und Ausweitung von Ganztagsangeboten, -schulen und -klassen auch als Eröffnung von Arbeitsmarktzugängen für alleinerziehende Mütter und Väter gelesen werden.

Doch all das bleibt insgeheim einer defizitären Sichtweise auf diese Lebensform verhaftet und greift tatsächlich zu kurz, will man die gesamte Komplexität und gelebte Heterogenität in den Blick nehmen und Teilhabe nicht alleine an Armutsbekämpfung festmachen. Die gelebte Mannigfaltigkeit dieser Familienform bekommt man erst dann vor Gesicht, wenn man auch Formen der qualitativen Ausgestaltung dieser Art familialer Lebensführung mit in Betracht zieht.

Wie die voranstehenden Ergebnisse der qualitativen Studie zeigen, ist es der vorrangigste Wunsch alleinerziehender Eltern soziale Akzeptanz für ihre Lebenssituation und Wertschätzung.

zung für die von ihnen geleistete Familien-, und damit auch gesellschaftliche, Leistung zu erhalten. Das Verlangen nach sozialer Anerkennung zieht sich durch alle Formen sozialer Lagerung von Einelternfamilien. Es besteht unabhängig von der jeweiligen individuellen und sozialen Ressourcenausstattung, und unabhängig davon, ob die befragten alleinerziehenden Personen zufrieden oder unzufrieden sind mit ihrer aktuellen Lebenssituation, oder ob sie das Gefühl haben den Anforderungen ihrer Lebenssituation gewachsen zu sein oder nicht. Ein bislang zu wenig berücksichtigtes Bedürfnis ist der basale Wunsch nach sozialer Anerkennung. Wie intensiv dieser Wunsch ausgeprägt ist, richtet sich zugegebenermaßen nach den Maßstäben der jeweiligen sozialen Bezugsgruppe, die im Vordergrund der individuellen Handlungsorientierung steht. Je nach dem, ob das Erlangen der Wertschätzung im Dorf, von anderen (Paar-)Familien, den eigenen Eltern oder aber von anderen Einelternfamilien oder sonst wie sozial Ähnlichen, besonders wichtig ist, variiert die Intensität dieses Wunsches. Doch unabhängig davon bleibt er als elementares Bedürfnis bestehen und zieht sich als roter Faden durch alle Interviews.

Wahrnehmen einer Pluralisierung der Lebensformen ist das eine, Anerkennen der damit verbundenen alltäglichen Lebenssituationen und der daran geknüpften Herausforderungen ist das andere. Wie gezeigt, wird bislang vor allem eine Seite der Medaille hervorgehoben und dabei all zu häufig aus einem strukturellen „Besetzungsdefizit“ ein individuelles Versagen, ein Unvermögen, konstruiert, das durch gezielte Förderprogramme auf individueller Ebene, so hofft man, behoben werden kann. Was fehlt ist ein Verständnis von Einelternfamilien als gesellschaftliche Institution, die die an sie gestellten familialen Aufgaben so gut wie möglich, unter den gegebenen Bedingungen, zu erfüllen sucht. Damit gerieten vorzugsweise die sozio-ökonomischen und –kulturellen Rahmenkonstellationen dieses Familien Lebens ins Zentrum der Aufmerksamkeit, was zu einem Umdenken, zumindest aber zu einer Erweiterung bestehender sozial- und familienpolitischer Maßnahmen betragen könnte. Gemeinschaft ist nicht nur da, um Alleinerziehende „aufzufangen“, sprich Absicherung durch staatliche (Förder-)Leistungen. Alleinerziehende „brauchen“ die Gemeinschaft als sozialen Ort der Zugehörigkeit. Der sozial- und familienpolitische Auftrag zur Ermöglichung sozialer Teilhabe für alle, bedeutet deshalb nicht nur das zur Verfügung stellen von Sozialleitungen als monetäre Formen der Inklusionsförderung, und damit die ausschließliche Orientierung an Defizitbeschreibungen der Lebensform ‚Einelternfamilie‘. Sondern er bedeutet auch, soziale Zugehörigkeit und Teilhabe am öffentlichen Leben zu ermöglichen – beispielsweise am sozialen Leben in Dörfern und Gemeinden. Nur die Neuauflage von Geldleistungen, Förderprogrammen und

Unterstützungsprojekten reicht nicht aus, und geht am Bedarf Vieler dieser äußerst heterogenen Bevölkerungsgruppe vorbei. Denn was macht die alleinerziehende berufstätige Mutter, die zwar mit ihrer Hände Arbeit die Existenz ihrer Familie sichern kann, aber weder Zeit noch Kraft für soziale Kontakte hat, oder, der es schlicht an Anschlussmöglichkeiten mangelt, um an weltlichen und kirchlichen Festen der Gemeinde teilzunehmen. Und aus Scham vor der Präsentation ihres „Alleinseins“ sich selbst und ihren Kindern den Zugang zu diesen versagt?

Ebenso wie alle anderen Formen familialen Zusammenlebens, tragen Einelternfamilien zum Fortbestand der Gesellschaft bei und orientieren sich bei der Ausgestaltung ihres Familienlebens weithin an den Maßgaben eines bürgerlichen Familienverständnisses. Dass sie dabei selbst in die Klemme geraten mag wenig verwundern. Die unterdessen von ihnen entwickelten Lösungsmodi, nämlich ein verändertes Familien- und zum Teil Rollenverständnis, lässt sie, auf der Ebene gemeinschaftlichen Zusammenlebens, in gewisser Weise zur Herausforderung werden. Dies wird, wie gezeigt, in den Interaktionskontexten kollektiven Zusammenlebens auf Gemeindeebene spürbar. Lassen sich alleinerziehende Personen, die ihren Lebensunterhalt ausschließlich durch Transferleistungen sichern, noch relativ leicht an den sozialen Rand drängen, gerät die existenzsichernd erwerbstätige alleinerziehende Person, deren Kinder in Schule und Kindergarten gut klar kommen, integriert sind und gute Leistungen erzielen, mancherorts zur Herausforderung. Diese Form gelebter Realität verändert etwas am bisherigen institutionellen Fundament von Familie. Aber es ist eine Modifikation, noch lange kein Umbruch, die sich letztendlich im Fahrwasser gesamtgesellschaftlicher Modernisierungsprozesse vollzieht. Denn, die Lebensrealität von Einelternfamilien in Form von Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben (Haushalt, Kinder, soziale Positionierung etc.) entspricht einem modernen, partnerschaftlichen und gleichberechtigten Rollenkonzept. Die daraus hervorgehenden Bedarfe und Anschlusspunkte zu anderen Sozialsystemen werden auch für vollerwerbstätige Eltern in Zweielternfamilien immer wichtiger. Modifizierte Formen privater Lebensführung gelten, neben ökonomischen und technologischen Entwicklungen, als Speerspitze sozialer Veränderungen und als Motor gesellschaftlichen Wandels. Damit wird die Dorföffentlichkeit zur Arena spezifischer Aushandlungsprozesse zwischen Tradition und Innovation, zwischen moderner und postmoderner Lebensführung. „Die Suche nach Leitideen [für Familie] ist voll im Gang“ (Lüscher, 2008, S. 124). Das trifft nicht nur für die familiensozialen Fachdiskurse zu, sondern zeigt sich auch in den lebensweltlichen Aushandlungen zur Frage, was ist eine *richtige* Familie?

## 6 (Eineltern-)Familie und Sozialisation – Aspekte sozialisationstheoretischer und familiensoziologischer Weiterentwicklung

Das nun abschließende Kapitel wendet sich nochmals den eingangs dargestellten theoretischen Vorgaben der Studie<sup>97</sup> zu. Unter Bezugnahme auf einige empirische Ergebnisse soll der mögliche Erkenntnisgewinn einer stärker praxeologisch fundierten Sozialisationsforschung abschließend reflektiert werden (6.1.1). Dabei gilt es auch die hier vorgeschlagene forschungspraktische Umsetzung einer vermehrt auch praxistheoretisch verankerten Sozialisationsforschung, entlang einiger ausgewählter theoretischer und methodologischer Grundkomponenten, zu diskutieren (6.1.2). Das Kapitel schließt mit der Frage, welche eventuellen Impulse von einer praxeologischen Sozialisationsforschung für die Familiensoziologie ausgehen könnten (6.2).

### 6.1 Sozialisation durch soziale Praxis

#### 6.1.1 Empirische Begründungen einer praxeologischen Fundierung der Sozialisationstheorie

Die vorgenommene Erweiterung des theoretischen Modells allgemeiner Sozialisation, um eine stärker praxeologisch orientierte Verankerung, scheint auf Grund der vorliegenden empirischen Ergebnisse nicht nur sinnvoll, sondern auch geboten zu sein. Denn die bisherige Fokussierung sozialisationstheoretischer Überlegungen auf Aspekte reflexiven Handelns übersieht die sozialisatorische Wirkmächtigkeit des Vollzugs vorreflexiver, körperbasierter Praktiken und der damit einhergehenden „stummen“ Weitergabe von Wissen, Einstellungen und Haltungen (Bourdieu, 1982).

Dabei verfolgt die vorliegende Arbeit einen integrativen Ansatz. In ihr geht es nicht darum, die bislang noch offene Theoriediskussion zu beantworten, ob handlungs- oder praxistheoretische Ansätze das Soziale „besser“, umfänglicher oder grundlegender erklären und verstehen helfen<sup>98</sup>, sondern, das hier vertretene Sozialisationsverständnis bedient sich eines „und“ als Grundlage für den empirischen Zugang zur sozialen Wirklichkeit von Einelternfamilien. Aus Sicht der Autorin kommen in mikrosozialen Sozialisationsprozessen sowohl handlungs- als auch praxistheoretische Komponenten zum Tragen. Eine Entscheidung für oder gegen eine Sichtweise würde die Komplexität der Erklärung sozialisatorischen Geschehens unglücklich

---

<sup>97</sup> Punkt 3.

<sup>98</sup> Zur Diskussion der Konzeptionalisierung des Sozialen (vgl. dazu u. a. Reckwitz, 2003; Bongaerts, 2007).

verkürzen. Fasst man stattdessen Sozialisation als prozessuales Geschehen in und durch soziale Praxis, bündeln sich beide Aspekte in dem hier zu Grunde gelegten erweiterten Verständnis von Interaktion, als eines „miteinander Tätig Seins“. Damit gelangt das gesamte Spektrum menschlichen Tuns<sup>99</sup> in den Fokus der Aufmerksamkeit. Das menschliche ‚Tun‘ als eine Art Oberbegriff, umfasst dabei sowohl intentionales Handeln als auch die pure körperbasierte Verkettung sozialer Praktiken, ohne ausgesprochene reflexive Bewusstseinsleistungen. Gleichwohl kann diesem vorreflexiven Tun, sprich den Praktiken an sich, sozialisatorische Wirkmächtigkeit zugesprochen werden. Denn, ebenso wie die von Grundmann (2006) herausgehobenen intersubjektiven Handlungskoordinationen, vollziehen sich im Rahmen sozialisatorischer Interaktionen auch soziale Abstimmungsleistungen zwischen den Interagierenden, die diesen nicht immer zur reflexiven Erkenntnis gereichen, gleichwohl implizit soziale Sinnstrukturen transportieren, die auf diese Weise an den Mann, respektive die Frau, gebracht werden. Auf der Grundlage neuronaler Spiegelungs- und Resonanzphänomene können, über die körperlichen, nicht-sprachlichen Bestandteile sozialer Praktiken, Dispositionen, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata sowie praktisches Wissen übermittelt werden.

Ausgehend von einer handlungstheoretisch orientierten Sozialisationsforschung soll nachfolgend, anhand einzelner, empirischer Beispiele vorliegender Studie die, meines Erachtens, notwendige praxeologische Vertiefung der Sozialisationsforschung bebildert werden. So soll, neben einer handlungstheoretischen Sichtweise, auch der empirische Nachweis für die sozialisatorische Wirkmächtigkeit vorreflexiven, körperbasierten Erlebens erbracht werden, um die praxeologische Fundierung des allgemeinen Sozialisationsmodells zu begründen. Diese empirisch angereicherten Reflexionen dienen dazu die eingangs vorgenommene praxistheoretische Vertiefung des Theoriemodells zu plausibilisieren und damit -hoffentlich auch - ein stückweit zu legitimieren.

Gemäß eines erkenntnisorientierten Zuganges zu Sozialisation, äußern sich aus *handlungstheoretischer* Sicht sozialisatorische Prozesse in der Art und Weise wie Akteure über Erfahrungswidersprüche, über Unstimmigkeiten und Handlungsprobleme nachdenken, welche Ursache-Wirkungsrelationen sie dabei ausmachen und welche Lösungsmöglichkeiten sie für sich finden und umsetzen (ebenda, S. 208), um mit den situativen Anforderungen umzugehen. Diesem Verständnis folgend geht es also um die Analyse der Denkprozesse individueller Akteure, ihrer Reflexionen über sich und die Welt, ihrer Stellung in dieser und ihres >>Wis-

---

<sup>99</sup> Wobei das Tun auch das Lassen beinhaltet, also das „Nicht-Tun“.

sens<< darüber, wie diese soziale Welt gefasst ist und wie sie zu all dem selbst stehen können und wollen (ebenda, S. 208).

Das Beispiel von Ulrike H. bebildert eine solche handlungstheoretisch angeleitete Perspektive auf Sozialisation und zeigt, wie die Reflexion der eigenen Lebenssituation, das Abwägen der gegebenen Bedingungen, Möglichkeiten und Fähigkeiten, in praktisches Handeln mündet.

U: „*Und dann saß ich eben auf der Bank und habe gedacht, okay. Ich wusste genau, wann der Zug kommt und das ist dann mein Zug. Und er kam und da habe ich gedacht, oh nein, wenn du das jetzt auch nicht gescheit machst, den Schmerz den du hinterher aushalten musst, das kann ich nicht, also, dann ist das Weiterleben weniger schmerhaft .... Ich habe dann den Zug vorbeifahren lassen und bin dann nach Hause und habe geschaut, wie ich dann das anpacke. Und dann habe ich mein Kind genommen, er war da gerade vier Jahre alt und bin erst Mal einkaufen gefahren, dass ich alles im Haus hatte, das erst Mal für zwei Monate Lebensmittel da sind, auch wenn er mir das Geld dann komplett genommen hat. Dann habe ich meine Ersparnisse durchgeschaut und habe gesehen, mei, könntest ja doch lange die Miete zahlen und bis dahin ergibt sich eine Lösung.*“ (Ulrike H. Zeile:208-217)

Will man gemäß eines handlungstheoretischen Verständnisses Sozialisationsprozesse empirisch erfassen, ist der Zusammenhang zwischen *Denken* und *Handeln* zu analysieren. Hierzu sind die Begründungen zu untersuchen, „die darüber Auskunft geben, warum und wie Akteure einen Sachverhalt wahrnehmen, bewerten und welche Konsequenzen sie daraus für ihr eigenes Handeln ziehen“ (Grundmann, 2006, S. 208). Das „warum“ dieser Begründungen fußt in subjektiv gemeinten Sinnkonstruktionen, die die Akteure ihrem Handeln zu Grunde legen und dieses in Form von reflexiv zugänglichen „um-zu-Motiven“ anleiten. Dementsprechend stehen reflexive Denkprozesse im Zentrum der Analyse.

Doch die Frage nach dem „*Warum*“ geht noch weiter. Bei näherer Betrachtung offenbaren sich dahinter häufig Sinnzusammenhänge, die aus dem menschlichen Zusammenleben hervorgehen. Beispielsweise werden Verhaltensweisen und Handlungen mit der Sicherung sozialer Zugehörigkeitsoptionen begründet, sozialer Ausschluss soll vermieden werden. Hier zeigt sich, dass die individuellen Sinnkonstruktionen immer auch in je spezifischen sozialen Zusammenhängen wurzeln und damit nicht nur egoistisch, sondern auch sozial motiviert sind. Und auch bei der Frage danach *wie* Akteure Sachverhalte wahrnehmen, bewerten und welche Konsequenzen sie daraus ziehen, kommt den jeweiligen sozialen Bezugspersonen und –

gruppen eine besondere Bedeutung zu. Denn Akteure richten ihr Handeln naturgemäß vor allem auch an den Normen und Werten der für sie bedeutsamen Anderen aus (Mead, 1968). Diese soziale Handlungsorientierung entspringt dem genuin menschlichen Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Verbundenheit. Damit einher geht die Identifikation mit den jeweils vorherrschenden Normen und Werten der Bezugsgruppe. Diese Normen und Werte fungieren handlungsorientierend und haben wiederum Einfluss darauf, wie Akteure spezifische Sachverhalte wahrnehmen, bewerten und welche Konsequenzen sie für sich daraus ableiten. Gesichert wird die Akzeptanz dieser Normen entweder durch die Autorität höher Gestellter oder durch die Reziprozität unter Gleichen (Piaget, 1935).

Daneben lässt sich jedoch nach Tomasello (2012) auch eine Normakzeptanz beobachten, die dem handelnden Zusammenwirken der Akteure selbst, also ihrer gemeinsam hervorgebrachten sozialen Praxis, entspringt. Das aufeinander abgestimmte miteinander Tun verbindet die Beteiligten. Der praktische Vollzug latenter körperbasierte Abstimmungsleistungen und bewusster Handlungskoordinationen ermöglicht die Umsetzung kooperativer Handlungsziele, was mit dem Erleben geteilter Intentionalität einhergeht. Durch die motivationale und praktische Teilnahme *identifizieren* sich die Beteiligten in hohem Maße mit der auf diese Weise geschaffenen sozialen Praxis und den diese rahmenden Sinnkonstruktionen. Durch ihr miteinander Tun sind sie mit dieser, und miteinander, *verbunden*. Dem so Geschaffenen wohnt demzufolge ein umfänglicher Verpflichtungscharakter inne, der dafür Sorge trägt, dass die Beteiligten auf die Einhaltung der zu Grunde liegenden Verhaltensregeln und Normen achten. Dies gilt für das familiäre Zusammenleben ebenso wie für das gemeinschaftliche Zusammenleben in dörflichen Kontexten. Das aufeinander bezogene Tätig Sein, im Rahmen der verschiedensten auf Dauer gestellten Interaktionen, weist einen hohen Grad wechselseitiger Verbindlichkeit auf und ermöglicht das Erleben eines übergreifenden Wir-Gefühls (Tomasello, 2012). Egal ob „wir, bei uns zu Hause...“ oder „wir, bei uns im Dorf ...“, immer spiegelt sich in solchen Aussagen die unhinterfragte Gewissheit gemeinsamer handlungsleitender Orientierungen und sozialer Sinnstrukturen, die im gemeinsamen, kooperativen Tun wurzeln. Aus dem Zusammenwirken der Akteure entsteht demzufolge eine kollektive, symbolische und institutionelle Realität eigener Wirkmächtigkeit.

Mit der teilnehmenden Einbindung in diese gemeinsam geschaffene soziale Praxis, ist aber nicht nur eine selbstverpflichtende Normakzeptanz (ebenda), sondern auch ein implizites Wissen um die sozialen Sinnstrukturen und Wertorientierung dieser sozialen Praxis verbunden. Dieser Modus operandi steht den beteiligten Akteuren meist nicht umfänglich reflexiv

zur Verfügung, sondern fungiert als eine atheoretische, gleichwohl handlungsleitende Orientierung. Mit dem praktischen Vollzug einer spezifischen sozialen Praxis geht also der Erwerb atheoretischen, impliziten Wissens einher, einer Art praktischen Erkennens, das die Akteure darüber „informiert“, *wie* sie mit bestimmten Sachverhalten innerhalb dieser speziellen sozialen Praxis umzugehen haben. Laut Bourdieu (1982) sind die „im praktischen Erkennen der sozialen Welt eingesetzten kognitiven Strukturen [...] inkorporierte soziale Strukturen“ (ebenda, S. 730). Diese Inkorporation sozialer Strukturen basiert auf teilnehmender Körperllichkeit und leibhaftigem Erleben und verläuft jenseits von Bewusstsein und diskursivem Denken. Gleichwohl generiert es ein praktisches Wissen, um grundlegende Regeln und Normen, deren man bedarf, um sich in der sozialen Wirklichkeit zu recht zu finden und sich >>vernünftig<<, also normkonform, verhalten zu können (ebenda). Praktischer Sinn ist demnach zwar immer ein körperbasiert, aber sozialer Sinnzusammenhang. Der im Zusammenwirken mit Anderen angeeignete praktische, inkorporierte Sinn, befähigt die Akteure routinemäßig, nach den Maßgaben je spezifischer sozialer Praxen, angemessen zu handeln. Darüber hinaus bildet er ein im Hintergrund „ablaufendes“, unbewusstes Präferenzsystem für zweckrationale Handlungen und deren Motive.

Neurophysiologisch betrachtet beruhen diese Prozesse auf einem Netzwerk aus Spiegelneuronen im menschlichen Gehirn. Dort werden Bewegungsabläufe mit den damit im Zusammenhang stehenden Empfindungen abgespeichert. Im biografischen Verlauf erwirbt eine Person so, qua teilnehmenden Praktizierens, gleichsam eine Art „Wörterbuch der Akte“ (Rizzolatti & Sinigaglia, 2012), sprich einen breiten Fundus an Verhaltens- und Handlungsweisen, Körpervorhaltungen, Gestik und Mimik, die mit den daran gekoppelten typischen Mustern des Fühlens oder Formen des Denkens verbunden sind. Der Körper ist folglich zugleich Speicherort, wie auch Ausdrucksmedium, sozial präformierter, habitueller Dispositionen des Denkens, Fühlens, Wahrnehmens, Bewertens und Handelns (Bourdieu, 1982). Da sich die Ausdrucksmöglichkeiten der Gesellschaftsmitglieder bis zu einem gewissen Grad – emotional wie körperlich – decken, entsteht so ein sozial geteilter, intersubjektiver Handlungs- und Bedeutungsraum. Die Teilnahme an diesem ermöglicht es einer Person, beobachtete Handlungen und Empfindungen auf der Basis körperlichen Nachempfindens non-verbal zu verstehen.

Die bereits mehrfach angeführte Schilderung Karla H.s legt hierüber beredt Zeugnis ab:

K: „Und weißt du, das ist auch das, wie sie da am Zaun steht [die Nachbarin, Anmerkung A.W.J], das weiß ich noch, wie ich eingezogen bin, du weißt schon, dieses >>bist

*du allein? <<. Ich sehe sie heute noch mit ihrem schmerzverzerrten Gesicht, [...], weißt du, das ist ihr so im Gesicht gestanden! (Karla H. Zeile: 389-393)*

Karla H. kann allein an der Art und Weise *wie* die Nachbarin am Zaun steht und zu ihr herüberblickt, deren Empfindungen und Einstellungen zu Karlas Familienstand „ablesen“. Verankert in eine gemeinsame soziale Praxis – hier dem ländlichen Raum – versteht sie intuitiv deren körperliche Haltung zu deuten, in der sich auch deren mentale Haltung widerspiegelt. Soziale Bewertungsmaßstäbe bedürfen gar nicht immer erst der expliziten verbalen Kommunikation um verstanden zu werden. Auch non-verbale Verhaltensweisen vermitteln treffsicher soziale Sinnstrukturen und Wertorientierungen, wenn man sie innerhalb eines gemeinsamen sozialen Orientierungsrahmens „richtig“ zu lesen weiß.

Ähnliches drückt sich auch in den Ausführungen Karin P.’s aus, wenn sie auf die Frage, welches *Gefühl* sie habe, wie Alleinerziehende in der Öffentlichkeit gesehen werden, folgende Begebenheit schildert:

K: „*Zum Beispiel, meine ehemalige Trauzeugin, sie redet seit ich getrennt bin, also das war eine Freundin von mir, sie redet kein Wort mehr mit mir. Sie geht auf die andere Straßenseite wenn sie mich sieht, weil ich dem Staat das Geld wegnehme und weil ich nicht arbeiten gehe und weil ich mit den Kindern allein da wohne. Also, und, also, die Reaktion von ihr, das war schon arg krass, also...*“ (Karin P. Zeile: 752-759)

Das praktische Erleben der Verhaltensweisen ihrer Freundin geben Karin P. ein Gefühl davon, wie Alleinerziehende im ländlichen Raum gesehen werden. Die Beweggründe<sup>100</sup> ihrer ehemaligen Freundin bei ihrem Erscheinen die Straßenseite zu wechseln, stehen ihr spontan und intuitiv ohne viel nachzudenken zur Verfügung: „*weil ich dem Staat Geld wegnehme*“, „*weil ich nicht arbeiten gehe*“, „*weil ich mit den Kindern allein da wohne*“. In all diesen begründenden „Weils“ spiegeln sich die Wert- und normativen Handlungsorientierungen der vormals geteilten sozialen Praxis wider und der darin verankerten sozialen Sinnstrukturen. Dieser gemeinsam geteilte Erfahrungsraum ermöglicht Karin P. intuitive die Handlungsweisen ihrer vormaligen Freundin zu verstehen. Sie kann die Bedeutung der beobachteten motorischen Ereignisse direkt entschlüsseln, ohne Rekurs auf Begrifflichkeiten oder Sprache nehmen zu müssen. Eine nähere Explikation der Beweggründe ihrer ehemaligen Freundin ist für

---

<sup>100</sup> Hinter Beweggründen steht letztlich immer die Frage nach dem „Warum?“. Die Frage nach dem Warum forscht stets auch nach den Sinn(-strukturen), die dem Handeln zu Grunde liegen.

sie nicht notwendig. Sie versteht sie auch so, es bedarf keiner näheren Erläuterung. Im teilnehmenden Vollzug sozialer Praxis bleibt die Konfrontation mit sozialen Sinnstrukturen nicht aus. Diese Situation ist im sozialen Miteinander genuin angelegt.

Will man das sozialisatorische Geschehen durch soziale Praxis erfassen, müssen meines Erachtens sowohl die subjektiv gemeinten Sinnstrukturen reflexiven Handlungswissens der an der jeweiligen sozialen Praxis teilnehmenden Akteure, als auch die in dieser spezifischen Praxis eingelassenen sozialen Sinnstrukturen, berücksichtigt werden. Sozialisation vollzieht sich als eine Art reziproke Interaktion von individuellen und sozialen (Sinn-)Strukturen (Grundmann 2006, 209). Der Mensch ist mit seinem Sein in der sozialen Welt verhaftet. Demgemäß gibt es gar keinen anderen Ausweg, als sich zu dieser in irgendeiner Form zu positionieren und eine eigene Haltung zu entwickeln (vgl. ebenda, 207). Dabei können die einer gemeinsamen Praxis immanenten sozialen Sinnstrukturen dem Individuum entweder in Form sozial Anderer entgegentreten, wie dies am Beispiel von Karin P. aufgezeigt wurde. Oder aber situative Anlässe aktivieren sowohl individuelle als auch inkorporierte soziale Sinnstrukturen und nötigen das Individuum sich innerpsychisch mit beiden auseinander zu setzen. Beispielgebend für einen derartigen inneren Aushandlungsprozess – Mead spricht diesbezüglich auch von einer Art „innerem Dialog“ (Mead, 1968) – ist, wie Berta B. von ihrem inneren „Konflikt“ erzählt, ob sie sonntags mit den Kindern rausgehen kann bzw. mag. Gemäß ihrem eigenen biografischen Erleben definiert sie Sonntage als Familientage, doch ihre aktuelle Lebenssituation mit ihren Kindern entspricht nicht mehr ihrer herkömmlichen Vorstellung von Familie. Gleichwohl hat sie auch das Bedürfnis, der Enge der Wohnung an diesen Tagen zu entgehen. Was passiert, ist ein inneres Verhandeln, das sich retrospektiv als prozessuales Geschehen darstellt:

B: „Also, mittlerweile sage ich, geht es wieder, aber die erste Zeit, da wollte ich am Wochenende nicht raus, weil ich mich irgendwie geschämt habe, weil ich am Wochenende, das ist ja eigentlich Familientag, und dann bin ich alleine mit den Kindern unterwegs. Also, das mich damals immer brutale Überwindung gekostet, dass ich sage, ich gehe raus.“ (Berta B. Zeile: 60-63)

In dem hier aufscheinenden Ausbalancieren individueller und sozialer Handlungsorientierungen zeigt sich das emanzipatorische Potenzial sozialisatorischer Prozesse. Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht genau dieses „Balancieren“, das „Rangieren“ mit den gegebenen Möglichkeiten, den sozial erwarteten Verhaltensweisen, den eigenen handlungsleitenden Ori-

entierungen und den sich aus der gelebten Praxis generierenden handlungspraktischen Erfahrungen und Erlebnissen. All das macht ein Kräftefeld von Sozialität und Personalität auf, in dem sich die befragten alleinerziehenden Personen verorten, mit dem sie pragmatisch umgehen müssen.

Die empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zeigen, dass, will man – wie Grundmann (2006; 208) es vorgeschlagen hat - Sozialisationsprozesse aus dem Zusammenhang von Denken und Handeln erfassen, entsprechende Analysen nicht allein bei den reflexiven Wissensbeständen, die den Akteuren kommunikativ zugänglich sind, stehen bleiben darf. Vielmehr gilt es, auch das atheoretische, wenngleich handlungsleitende, Wissen, das bei den Akteuren zwar wissensmäßig präsent ist, ohne indessen Gegenstand begrifflich-theoretischer Reflexionen zu sein (Bohnsack, 2006, S. 285) zu berücksichtigen. Mit der Frage nach dem „Wie“ und dem „Warum“ rekurriert Grundmann zwar bereits auf die habituellen Strukturen (Anteile) des Handelns, geht dann aber über die Fokussierung zweckrationaler Handlungsmuster nicht hinaus. Die Analyse des Zusammenhangs zwischen Handeln und Denkprozessen bleibt so einer eher (sozial-)kognitivistischen Sichtweise verhaftet, die sich vor allen Dingen um die, den Akteuren, reflexivzugänglichen Wissensbestände dreht. Eine praxeologisch angeleitete Wissenssoziologie kann zur Erweiterung dieses Analysefokus beitragen. Ähnlich wie Grundmann sieht auch Mannheim (1980) soziale Gebilde als das Ergebnis soziopsychischer Erlebniszusammenhänger (Mannheim, 1980, S. 89). Anders als Grundmann interessieren ihn aber nicht die reflexiven Erfahrungen, die mit dieser sozialen Einbindung verbunden sind, sondern er beschäftigt sich vielmehr mit den Konsequenzen, die aus der *leibhaften* Einbindung der Akteure in eine kollektive Praxis hervorgehen. Diese erlebnismäßige Einbindung der Akteure in eine selbsterlebte Praxis ist für ihn zentral. Gleichwohl hebt auch er – ebenso wie Grundmann – die besondere Bedeutung sozialer Bindungen hervor. Denn die prägende Wirkung des Erlebens steht, seiner Ansicht nach, in engem Zusammenhang mit der engen Bindung der Akteure an die je spezifische Praxis (Mannheim, 1980). Mit der hier praxeologisch herausgestellten „Seinsgebundenheit“ individueller Wissens- und Sinnstrukturen ist auch das Plädoyer verbunden, in zukünftige sozialisationstheoretische Überlegungen, neben der phänomenologisch angeleiteten Wissenssoziologie Alfred Schützs, auch vermehrt die, in diesem Zusammenhang eher unterrepräsentierte, praxeologische Wissenssoziologie Karl Mannheims einzubeziehen. Die Wissenssoziologie Mannheims eröffnet einen methodologischen Zugang zu sozialer Praxis und beschäftigt sich mit der Frage, wie Realität handlungspraktisch hergestellt wird. Dabei rekrutiert sie auf die besondere Bewandtnis atheoretischen, impliziten Wissens, das die habi-

tualisierten Praktiken handlungsleitenden orientiert und auf zum Teil inkorporiertem Erfahrungswissen der Akteure basiert. Dabei ist davon auszugehen, dass dieses atheoretische Wissen, welches sich in praktischen inkorporierten Sinnstrukturen widerspiegelt, das Handeln der Individuen implizit anleitet, also dem subjektiv gemeinten Sinn in gewisser Weise vorgelagert ist. Beide Sinnstrukturen sind sozial fundiert. Das eine Wissen steht reflexiv zur Verfügung, das andere hingegen nicht, kann aber ins Bewusstsein gehoben werden. Beide Wissensformen sind wirkmächtig. Je nach Ausrichtung der sozialen Bezugnahme - also, auf welche soziale Bezugsgruppe hin die Akteure ihr Handeln orientieren - werden die unterschiedlichen Wissens- und Sinnstrukturen im praktischen Vollzug stärker oder weniger stark relevant. Je nach dem Relevanzverhältnis der Orientierungen ergeben sich daraus unterschiedliche Modi der Integration bzw. Desintegration.

### **6.1.2 Methodologische Implikationen einer (auch) praxeologische verankerten Sozialisationsforschung**

Im Zentrum wissenssoziologischer Arbeiten zu Sozialisation steht die empirische *Analyse des Verstehens*. Zieht man handlungs- wie praxistheoretische Gesichtspunkte gleichermaßen in Betracht, dann ist zwischen zwei verschiedenen Formen des Verstehens zu unterscheiden: Zum einen ein Verstehen, das *reflexiv* angelegt ist und die *Interpretation* kommunikativ mitgeteilter Sinnzusammenhänge auf der Basis reziproker Perspektivenübernahme beinhaltet. Zum anderen eine Form des Verstehens, dass sich *unmittelbar*, als ein *intuitives Erfassen* einer Sache, ergibt und auf den Erlebniszusammenhängen gemeinsam geteilter Handlungspraxis basiert. Für die Sozialisationstheorie, ebenso wie für die Erforschung von Sozialisationsprozessen, sind sowohl *reflexiv-kognitive* als auch *erlebnis-körperbasierte* Erkenntniszusammenhänge von Belang. Es gilt, die aus reflexiver *Erfahrung* resultierenden subjektiven Sinnstrukturen mit den aus den konjunktiven *Erlebnissen* gemeinsamer Praxis hervorgehenden praktischen, sozialen Sinnstrukturen zu einander in Bezug zu setzen. In ihrer Korrelation offenbart sich das sozialisatorische Spannungsverhältnis von Personalität und Sozialität.

Mit der Dokumentarischen Methode (Bohnsack, 2010b; Bohnsack et al., 2007) steht eine sozialwissenschaftliche Verfahren zur Verfügung, das in der Lage ist, beide Sinnstrukturen - also die auf den Common Sense Theorien aufbauenden subjektiven Sinnkonstruktionen der Akteure ebenso, wie die aus der genetischen Einstellung (Mannheim, 1980, S. 85) der Akteure hervorgehenden praxeologischen sozialen Sinnkonstruktionen - zu erfassen. Aus diesem

Grund erscheint dieser methodische Zugang für die Rekonstruktion *sozialisatorischen Geschehens in und durch soziale Praxis* besonders geeignet. Denn, neben der Erhebung der historisch-materiellen Gegebenheiten, die den strukturierenden Möglichkeitsraum der jeweiligen Praxis aufmachen (objektive Lagefaktoren), bedarf es eines methodischen Zugangs zu den sowohl *atheoretischen* als auch *reflexiven Wissensbeständen* und Sinnstrukturen der Individuen. Durch die Möglichkeit die subjektiven Sinnstrukturen der Individuen ebenso zu erheben wie deren praxeologisch verankerten sozialen Sinnstrukturen bietet sich die *Dokumentarische Methode als Interpretationsfolie sozialisatorischer Prozesse durch soziale Praxis* geradezu an.

Methodologisch positioniert Bohnsack (2003b) die Dokumentarische Methode der Interpretation zwischen objektiven Strukturaussagen (objektive Hermeneutik) und subjektiven Intentio-nen („Subjektivismus“ der Hermeneutik von Schütz). Aus seiner Sicht nimmt die Dokumentarische Methode eine vermittelnde Position ein, in dem sie sich mit der Herstellung sozialer Wirklichkeit beschäftigt und dabei eine konstruktivistische Grundhaltung einnimmt (Bohnsack, 2003b, S. 550).

Für die methodologischen Überlegungen Bohnsacks (Bohnsack, 2003a; Bohnsack, 2006) als auch für die theoretische Skizze der Sozialisation Grundmanns (2006; 2010) ist das interaktive Geschehen gelebter sozialer Praxis zentral. Im Mittelpunkt beider Ansätze stehen die alltagskulturelle Verankerung der Akteure und deren emotionale Bindung an soziale Bezugsper-sonen und –gruppen. Beide fokussieren auf das soziale Miteinander und die wechselseitige Bezogenheit der interagierenden Akteure in konjunktiven Erfahrungsräumen und gehen davon aus, dass sich aus diesem Prozessieren strukturbildende Manifestationen ergeben, die den be-teiligten Akteuren dann entweder als Handlungserwartungen und –notwendigkeiten (Grund-mann) gegenüber oder als implizite, nahezu inkorporierte Wissensstrukturen (Bohnsack) zur Verfügung stehen und die Verhaltensdispositionen und Handlungsweisen der Akteure beein-flussen (Grundmann) bzw. deren habituellen Praktiken weitestgehend anleiten (Bohnsack). Dabei rekrutiert Grundmann vor allem auf die reflexive „Verarbeitung“ von Erfahrungspro-cessen, während er das blanke Erleben überwiegend unbeachtet lässt. Anders Bohnsack. Er lenkt seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die körperbasierte, erlebnismäßige Einbindung der Akteure in eine kollektive Praxis.

In seinen methodologischen und methodischen Überlegungen zur Dokumentarischen Interpre-tation streift Bohnsack das Thema Sozialisation eher nur am Rande. Immer dann, wenn es ihm um die sozialisationsgeschichtliche Verankerung der Individuen in konjunktiven Erfah-

rungsräumen geht und die biografischen Gesichtspunkte des individuellen Geworden Seins zentral werden. Dass sich dies im Falle des allgemeinen Modells von Sozialisation anders verhält, versteht sich nahezu von selbst. Sozialisation ist das zentrale Thema, sowohl als situativer Prozess, als auch in Form sozialisatorischer Manifestationen und Effekte. Gleichwohl hat es den Anschein als könnten beide Ansätze von einander profitieren. Im Rahmen der vorliegenden empirischen Arbeit wurde die dokumentarische Methode sowohl für die sinngenetische, als auch die soziogenetische Typenbildung verwendet und so als Zugang zu den impliziten handlungsleitenden Orientierungen der befragten alleinerziehenden Mütter und Vätern, und den Faktoren deren Soziogenese, nutzbar gemacht.

Ähnlich wie für die Dokumentarische Methode (Bohnsack, 2010b, S. 64), war für die Autorin die Vorstellung einer Leitdifferenz zwischen kommunikativen und konjunktiven Sinnebenen zentral. Beide Ebenen sind maßgebend bei der Herstellung sozialer Wirklichkeit beteiligt. Aus Sicht Bohnsacks stellen sie aufeinander aufbauende Perspektiven dar. In der vorliegenden Studie hingegen wurden beide Ebenen dazu genutzt, die subjektiv gemeinten Sinnkonstellationen mit den aus der sozialen Praxis emulzierenden konjunktiven Sinnstrukturen in Bezug zu setzen, sie gleichsam mit einander ins Spiel zu bringen. Denn, so die Annahme, aus diesen Aushandlungsprozessen generiert sich unter anderem das sozialisatorische Geschehen.

## 6.2 Impulse sozialisationstheoretischer Überlegungen für die Familienforschung

Die soziale Wirklichkeit ist komplex! Immer - und bei Einelternfamilien im Besonderen. Will man die Vielschichtigkeit des Familienebens von Einelternfamilie umfänglich in den Blick bekommen bedarf es einer theoretisch geschärften Brille, die die unterschiedlichen Ebenen (mikro, meso, makro) und deren wechselseitige Verwobenheit und Interdependenz erfassen und uns dies in irgendeiner Form „verständlich“ machen kann. Es geht der Familiensoziologie um das deutende Verstehen, der diese komplexe Wirklichkeit hervorbringenden konstitutionellen Abläufe und den daraus resultierenden Wirkzusammenhängen. Diese grundlegende Haltung spiegelt sich auch in den eingangs genannten allgemein gültigen Prinzipien der Familienforschung wider, wie sie von Huninik und Konietzka (2007, S. 21) formuliert wurden. Woran es indessen mangelt, ist ein passendes theoretisch gesättigtes Modell, das in der Lage wäre, dem Anspruch gerecht zu werden, Familie, aus der stetigen wechselseitigen Bezugnahme ihrer Beteiligten, als Sozialform zu erfassen. Und dabei zudem berücksichtigt, dass der

Aufbau und die Pflege familialer Lebensformen immerzu von den individuellen Dispositionen, Motiven und Einstellungen der beteiligten Individuen und der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen, als auch von den gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst wird. Individuelle und strukturelle Aspekte präformieren gleichsam die Ausgestaltungsmöglichkeiten des familialen Zusammenlebens. Die so entstehenden vielfältigen Formen familialen Lebens befördern ihrerseits Prozesse persönlicher Entwicklung und des sozialen Wandels und bedingen in dessen Nachgang eine verändert Einbindung des gesellschaftlichen Teilsystems Familie in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge.

Dieser grundlegenden Intention der Familiensoziologie, aber auch dem diesbezüglich herrschenden Mangel an theoretisch fundierten Erklärungsmodellen, kann, meiner Meinung nach, durch eine sozialisationstheoretisch angeleitete, multiperspektivische Herangehensweise an die Lebenswirklichkeit von Familien begegnet werden.

Blickt man nämlich auf die soziale Wirklichkeit von (Eltern-)Familien durch eine sozialisationstheoretisch angeleitete Brille, wie die hier vorgeschlagene, so kommen mikroanalytisch alle jene sozialen Formierungsprozesse in den Blick, durch welche sich Familie als beständiges Interagieren, als ein dauerhaftes miteinander Tun, und als ein Netzwerk besonderer Art (Bundesministerium für Familie, 2006) und einzigartiger Bindungsqualität ergibt. In der neueren familiensoziologischen Literatur spricht man diesbezüglich häufig auch von „Familie als Herstellungsleistung“ (Lange & Heitkötter, 2007), oder schlichter, und damit vielleicht lebensnaher, von „Familie leben“ (Lüscher, 2012). „Damit werden jene Prozesse umschrieben, über die sich Familie selbst jeweils neu als Familie konstituiert, die täglich und im Lebenslauf stattfinden und die symbolische wie praktische Tätigkeiten umschließen“ (Lange & Heitkötter, 2007, S. 188). Aus sozialisationstheoretischer Sicht resultiert aus dem praktischen Vollzug gemeinsamer Lebensführung, aus dem sogenannten „doing family“, aber nicht nur die Herstellung einer gemeinsamen sozialen Praxis, sprich die Soziogenese von (Eltern-)Familien. Über diesen „practice turn“ der Familiensoziologie hinausgehend ermöglicht eine sozialisationstheoretisch angeleitete Perspektive, die Effekte auf individueller und gesellschaftlicher bzw. gemeinschaftlicher Ebene nachzuzeichnen, die aus diesem gemeinsamen „Prozessieren“ hervorgehen:

Aus dem praxeologisch und handlungstheoretisch verankerten sozialisatorischen Geschehen resultieren auf Seiten der Individuen psychosoziale Manifestationen, die sich in spezifischen Dispositionen, Haltungen und Wertorientierungen, mithin in lebensweltlich „genährten“ pragmatischem Handlungswissen bzw. –kompetenzen wiederfinden lassen. Dem nicht genug,

rückt, unter sozialökologischen Gesichtspunkten, auch die interdependente Verwobenheit familialer Lebensführung mit anderen sozialen Umwelten bzw. anderen Handlungsfeldern ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Damit gelingt es, makrostrukturelle Phänomene handlungstheoretisch zu rekonstruieren und die Konsequenzen, die sich wiederum aus den individuellen Handlungen und sozialen Interaktionen der Akteure auf gesamtgesellschaftlicher Ebene ergeben (Hill & Kopp, 2013), zu berücksichtigen. Durch das miteinander Interagieren mehrerer Personen wird eine je einzigartige Wirklichkeit geschaffen, auf deren manifeste Bestandteile, hier der Einelternfamilie, sich die Personen wiederum in ihrem alltäglichen Handeln, aber auch in ihren Sinnentwürfen und Wertorientierungen, rekursiv beziehen. Mithin entsteht aus dem konkreten miteinander Tun der familialen Akteure selbst, ein spezifischer Sinnzusammenhang, der dem Zusammenleben der jeweiligen Familie seine einzigartige Bedeutung verleiht. Kraft des Zusammenwirkens der familialen Akteure etabliert sich also eine spezifische soziale Praxis familialer Lebensführung, beispielsweise als Einelternfamilie, die sowohl zur persönlichen als auch sozialen Entwicklungen beiträgt. Prozesse sozialer Wirklichkeit, und das konnte meines Erachtens die vorliegende Studie bestätigen, sind sozialisationstheoretisch zu denken.

Dies bedeutet im Nachgang aber, dass das Verhältnis von Familie und Sozialisation neu zu bestimmen, bzw. zu erweitern, ist. Dies betrifft im Wesentlichen folgende Aspekte:

Anders als bislang üblich steht Familie damit nicht nur als Sozialisationsagentur des Kindes zur Diskussion (Bundesministerium für Familie, 1974), sondern auch in Bezug auf die darin lebenden und liebenden Erwachsenen und die daraus für sie erwachsenden Handlungsbefähigungen. Familie als Interaktions- und Beziehungsgeflecht bleibt auch für die darin lebenden und teilnehmenden Erwachsenen nicht ohne Wirkung. Damit kommt Familie nicht mehr nur als Ort primärer Sozialisation, sondern insgesamt als alltagsweltlich verankerte Sozialisationsagentur in den Blick. Entlang gelebter Generationenverhältnisse sind dann aber auch die Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern, bzw. mehrere Generationen umfassende triadische Verhältnisse, als sozialisatorische Wirkzusammenhänge zu erörtern. Mehr noch, durch die analytische Konzentration auf die wechselseitige Bezugnahme familialer Akteure und der daraus sich entfaltenden gelebten Familienpraxis kommen all jene Qualitäten in den Blick, die Familie leben tatsächlich ausmachen: die Sicherung der gemeinsamen Existenz unter den gegebenen strukturellen Bedingungen und kulturellen Gegebenheiten, Caring - als reproduktive Aufgabe und wechselseitiges Fürsorgeverhältnis, die Erfahrung von Solidarität, Verlässlichkeit und Vertrauen, aber auch so identitätsstiftende Gefühle wie Zugehörigkeit und

emotionale Verbundenheit. Diese grundlegenden Konstituenten sind bestimmt für alle Formen familialen Zusammenlebens. Und sind nicht nur für das Zusammenleben in Zweielternfamilien von Belang. Auf diese Weise macht eine sozialisationstheoretisch angeleitete Analyse, wie die vorliegend, darauf aufmerksam, dass die Herstellung familialen Lebens der Koordination individueller und sozialer Handlungsorientierungen bedarf, mithin aus diesem Herstellungsprozess spezifische Handlungsorientierungen, die in der gelebten Praxis verwurzelt sind, hervor gehen. Hier zeigt sich im Besonderen, die häufig im Verborgenen bleibende Diskrepanz zwischen normativen Familienbildern und gelebter Familien Realität. Das heißt, die sozialisatorische Wirkung familialen Zusammenlebens resultiert nicht einzig und allein aus den Inter-Aktionsverhältnissen ihrer Mitglieder, sondern auch aus deren Verwobenheit mit anderen Interaktionszusammenhängen, beispielsweise des sozialen Nahraums, in deren Kontexten und sozialen Beziehungen als normativ geltende handlungsleitende (Wert)Orientierungen transportiert werden. Und genau in der Verarbeitung der dabei erlebten und erfahrenen Divergenz zwischen individuellem Erleben und normativer Ansicht vollzieht sich Sozialisation auf der Basis gelebter familialer Wirklichkeit. Daraus hervor gehen Prozesse der Persönlichkeitsentwicklung und Fähigkeiten zur sozialen Integration.

Als Erkenntnisgewinn für die Familiensoziologie wird an dieser Stelle deutlich, dass das Fortbestehen konservativer Familienleitbilder als Reflexions- und Bewertungsmatrix, sowohl im Alltagsleben von Familien als auch im Bereich der wissenschaftlichen Forschung, den Blick auf das tatsächlich gelebte Geschehen und dessen Wertschätzung verstellt. Die konkreten Qualitäten familialen Zusammenlebens bleiben dahinter verborgen. Stattdessen reproduzieren sich im Umfeld solcher normativen Leitbilder gesellschaftliche Defizitzuschreibungen und verstärken individuelle Gefühle des Versagens. Unabhängig von der heterogenen Ausgestaltung der konkreten Lebenspraxis der untersuchten Einelternfamilien, zeigt sich beispielsweise bei allen befragten alleinerziehenden Personen ein substanzialer Wunsch nach sozialer Anerkennung, gleichsam nach Erlösung von einem sozialen Stigma (Goffman, 1967)<sup>101</sup>.

---

<sup>101</sup> Soziologische Merkmale eines Stigmas nach Goffman (1967): „Ein Individuum, das leicht in gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können, besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, daß wir uns bei der Begegnung mit diesem Individuum von ihm abwenden, wodurch der Anspruch, den seine anderen Eigenschaften an uns stellen, gebrochen wird. Es hat ein Stigma, das heißt, es ist in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten. Uns und diejenigen, die von den jeweils in Frage stehenden Erwartungen nicht negativ abweichen, werde ich die *Normalen* nennen.“ (ebenda, 13).

Funktionale normative *Leitbilder* verkommen allzu rasch zu individuellen *Leidbildern*, gegen die sich individuell zur Wehr gesetzt werden muss<sup>102</sup>.

Was bislang sowohl in der Sozialisations- als auch der Familienforschung zu wenig berücksichtigt wurde, ist die Erfassung eben solcher Gefühlszustände – ob positiv oder negativ – die, neben sozial-kognitiven Elementen, mit dem sozialisatorischen Geschehen in Familien verbunden sind. Wenn Familie als besonderes Netzwerk emotionaler Verbundenheit konzipiert ist, dann ist hierauf zukünftig ein verstärktes Forschungsinteresse zu legen. Denn, wie die vorliegenden Ergebnisse eindringlich vor Augen führen, geht es bei der Teilhabeförderung von Einelternfamilien nicht einzig und allein um Aspekte materieller Teilhabe, sondern insbesondere auch darum, als gleichwertige Familienform sozial wertgeschätzt und anerkannt zu werden. Die Lebenssituation von alleinerziehenden Personen wird im (sozial-)politischen und wissenschaftlichen Diskurs allzu häufig ausschließlich unter dem Duktus der Vereinbarkeit von Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit diskutiert. Diese Sichtweise geht aber an der Lebensrealität vieler Alleinerziehender vorbei. Für die Zufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation als alleinerziehende Mutter oder Vater ist ein existenzsicherndes Einkommen zwar durchaus wichtig, aber eine emotional tragende und unterschützende soziale Einbindung ungleich bedeutsamer. Will man „die“ Alleinerziehenden also nicht vorschnell unter ökonomischen Gesichtspunkten über einen Kamm scheren, um dann unweigerlich am erhöhten Unterstützungsbedarf alleinerziehender Sozialhilfeleistungsempfängerinnen hängen zu bleiben, gilt es in Zukunft den vielfältigen Aspekten *sozialer Teilhabe*, vor allem im Rahmen kommunaler Förder- und Handlungskonzepten, mehr Gewicht beizumessen.

Lässt man die Ergebnisse der vorliegende Studie, sowohl in ihren Einzelheiten als auch in ihrer wechselseitigen Verflochtenheit, nochmals Revue passieren, so zeigt sich meiner Meinung nach eindeutig, dass die Praxis der Lebensform ‚Einelternfamilie‘ als gleichzeitiger Prozess der Individual- und Sozialgenese verstanden werden kann. Dies dient mir als überzeugender Beweis dafür, dass die hier grundgelegten sozialisationstheoretischen Überlegungen eine fruchtbare Verknüpfung von Mikro-, Meso- und Makroperspektiven ermöglichen, die vielleicht auch einen gewinnbringenden Beitrag für die weitere familiensoziologische Forschung leisten könnten.

---

<sup>102</sup> Vgl. Phasenmodell Punkt 5.6.1.1.

## Literaturverzeichnis

Allein-Erziehend.net: Forum für alleinerziehende Mütter und Väter. Verfügbar unter: <http://www.allein-erziehend.net/definition-alleinerziehend.htm> [abgerufen am: 9.12.2013].

Abels, H. (2001). Einführung in die Soziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Antonovsky, A. (1998). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: DGVT-Verlag.

Bauer & Joachim (2005). Warum ich fühle, was du fühlst: Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone (19. Auflage). Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.

Bauer, U. & Bittlingmayer, U. H. (2008). Körpersozialisation - Zur Einführung in den The-menschwertpunkt. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 28 (2), 115-120.

Baum, N. (2004). Typology of post-divorce parental relationships and behaviors. In: Journal of Divorce and Remarriage, 41, 53-79.

Bauriedl, S., Schier, M. & Strüver, A. (2010). Räume sind nicht geschlechtsneutral: Perspektiven der geographischen Geschlechterforschung. In: S. Bauriedl, M. Schier & A. Strüver (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkun-dungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn (S. 10–25). Münster: Verlag Westfäl-i-sches Dampfboot.

Beck-Gernsheim, E. (1986). Von der Liebe zur Beziehung? In: J. Berger (Hrsg.), Die Moder-ne - Kontinuitäten und Zäsuren. Sonderband 4. Soziale Welt (S. 209–233). Göttingen: Schwarz.

Beck-Gernsheim, E. (1998). Was kommt nach der Familie - Einblicke in neue Lebensformen. München: C. H. Beck.

Beck, U. (1986). Risikogesellschaft - auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1990). Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Bergham, J. (1995). Social exclusion in Europe: policy context and analytical framework. In: G. Room (Hrsg.), Beyond the thresholf. The measurement and analysis of social exclusion (S. 10–28). Bristol: Policy Press.

Bernstein, B. (1959). Soziokulturelle Determinanten des Lernens - mit besonderer Berück-sichtigung der Rolle der Sprache. In: P. Heintz (Hrsg.), Soziologie der Schule (S. 52–79). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Bilden, H. & Dausien, B. (2006). Sozialisation und Geschlecht: Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen/Framington Hills: Barbara Budrich.

Bogner, A. & Menz, W. (2005). Expertenwissen und Forschungspraxis: die modernisierungstheoretische und die methodische Debatte um die Experten. Zur Einführung in ein unübersichtliches Problemfeld. In: A. Bogner, B. Littig & W. Menz (Hrsg.), Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Auflage (S. 7–30). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Böhnisch, L. (2013). Männliche Sozialisation: Eine Einführung (2. Auflage). Weinheim: Beltz Juventa.

Böhnisch, L. & Lenz, K. (1997). Familien - Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim: Juventa Verlag.

Böhnisch, L. & Schröer, W. (2010). Soziale Räume im Lebenslauf. Verfügbar unter: URL:<http://www.sozialraum.de/soziale-räume-im-lebenslauf.php>.

Bohnsack, R. Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, Nentwig-Gesemann et al. (Hg.) 2007 – Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis (S. 225–253)

Bohnsack, R. (1989). Generation, Milieu und Geschlecht - Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Opladen: Leske + Budrich.

Bohnsack, R. (2003a). Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 6 (4), 550-570.

Bohnsack, R. (2003b). Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 6 (4), 550-570.

Bohnsack, R. (2006). Mannheims Wissenssoziologie als Methode. In: D. Tänzler, H. Knoblauch & H.-G. Soeffner (Hrsg.), Neue Perspektiven der Wissenssoziologie (S. 271–291). Konstanz: UVK Verl.-Ges.

Bohnsack, R. (2010a). Die Mehrdimensionalität der Typenbildung und ihre Aspekthaftigkeit. In: J. Ecarius & B. Schäffer (Hrsg.), Typenbildung und Theoriegenerierung (S. 47–72). Opladen/Framington Hills: Barbara Budrich.

Bohnsack, R. (2010b). Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden (7. Auflage). Opladen/Framington Hills: Barbara Budrich.

Bohnsack, R., Nentwig-Gesemann, I. & Nohl, A.-M. (Hrsg.) (2007). Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung (2., erweiterte und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bolte, K. M. (1995a). Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer "subjektorientierten" Forschungsperspektive. In: Projektgruppe "Alltägliche Lebensführung" (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 15–22). Opladen: Leske + Budrich.

Bolte, K. M. (1995b). Zur Entstehungsgeschichte des Projekts im Rahmen einer "subjektorientierten" Forschungsperspektive. In: Projektgruppe "Alltägliche Lebensführung" (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 15–22). Opladen: Leske + Budrich.

Bongaerts, G. (2007). Soziale Praxis und Verhalten - Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 36 (4), 246-260.

Bongaerts, G. (2012). Sinn. Bielefeld: transcript Verlag.

Boockmann, B. u. a. (2013). Arbeitsmarkübergänge junger Eltern - Einflussfaktoren und Rahmenbedingungen unter besonderer Berücksichtigung der Familienform: BMAS-Forschungsbericht. Berlin

Bourdieu, P. (1982). Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Bourdieu, P. (1993). Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft (7. Auflage). Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Brim, O. G. & Wheeler, S. (1974). Erwachsenen-Sozialisation. Stuttgart: Enke Verlag.

Bronfenbrenner, U. (1981). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart: Klett.

Brunner, O. (1966). Das "ganze Haus" und die alteuropäische "Ökonomik". In: F. Oeter (Hrsg.), Familie und Gesellschaft (S. 23–56). Tübingen: Paul Siebeck.

Bude, H. & Lantermann, E.-D. (2006). Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 8 (2), 233-252.

Bühlmann, F., Elcheroth, G. & Tettamanti, M. (2010). The division of labour among European couples: The effect of life course and welfare policy on value-practice configurations. European Social Review, 26 (1), 49-66.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2013). Alleinerziehende unterstützen - Fachkräfte gewinnen: Report 2013. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (1974). Familie und Sozialisation - Leistungen und Leistungsgrenzen hinsichtlich des Erziehungs- und Bildungsprozesses der jungen Generation: 2. Familienbericht. Bonn

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (1979). Die Lage der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Bonn

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (1996). Handbuch der örtlichen und regionalen Familienpolitik. Stuttgart, Berlin, Köln

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (2005). Unterstützung für Alleinerziehende - Arbeitsmarktintegration und soziale Teilhabe. Ein kommunales Handlungskonzept. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (2006). Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit: 7. Familienbericht. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (2008). Alleinerziehende in Deutschland - Potenziale, Lebenssituationen und Unterstützungsbedarfe: Monitor Familienforschung Ausgabe 15. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (2009). Familienreport 2009. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (2011). Lebenswelten und -wirklichkeiten von Alleinerziehenden. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (2012). Alleinerziehende in Deutschland - Lebenssituationen und Lebenswirklichkeiten von Müttern und Kindern: Monitor Familienforschung. Berlin

Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (Hrsg.) (2013). Familienreport 2012: Leistungen, Wirkungen, Trends. Berlin

Burgess, E. W. (1926). The Family as a Unity of Interacting Personalities. In: The Family, 7, 3-9.

Deinet, U. & Reutlinger, C. (Hrsg.) (2004). "Aneignung" als Bildungskonzept der Sozialpädagogik: Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, F. u. I. u. B. I. (Hrsg.) (2013). "Soziale Teilhabe": Handlungsempfehlungen des Beirats der Integrationsbeauftragten. Beschlossen bei der Beiratsitzung am 22. Februar 2013. Verfügbar unter: [http://www.bundesregierung.de/Content/DE/\\_Anlagen/IB/2013-03-08-soziale-teilhabe-empfehlungen-beirat.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=1](http://www.bundesregierung.de/Content/DE/_Anlagen/IB/2013-03-08-soziale-teilhabe-empfehlungen-beirat.pdf?__blob=publicationFile&v=1).

DUDEN (1990). Das Fremdwörterbuch (5., neu bearb. u. erw.). Mannheim: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG.

Durkheim, E. (1893). De la division du travial social. Paris

Durkheim, E. (1984). Erziehung, Moral und Gesellschaft. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

- Emirbayer, M. & Mische, A. (1998). What is agency? In: *American journal of sociology*, 103 (4), 962-1023.
- Endreß, M. (2006). Alfred Schütz. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Erler, W. & Sterzing, D. (2005). Unterstützung für Alleinerziehende - Arbeitsmarktintegration und soziale Teilhabe: Ein kommunales Handlungskonzept. München: DJI.
- Esser, H. (1996). Soziologie: Allgemeine Grundlagen (2. durchgesehene Auflage). Frankfurt a. Main / New York: Campus Verlag.
- Faltermaier, T. (2008). Sozialisation im Lebenslauf. In: K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung*. 7., vollständig überarbeitete Auflage (S. 157–172). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Fegert, J. M. (2000). Entwicklungschancen und Entwicklungsrisiken in Einelternfamilien. In: S. F. u. J. (Bundesministerium für Familie (Hrsg.), Alleinerziehen in Deutschland. Resourcen und Risiken einer Lebensform. Dokumentation einer Fachtagung (S. 51–66). Berlin.
- Fegert, J. M. (2003). Schnittstellen unterschiedlicher fachlicher und administrativer Zuständigkeiten, Verknüpfung und Vernetzung. In J. M. Fegert & U. Ziegenhain (Hrsg.), *Hilfen für Alleinerziehende. Die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland* (S. 20–35). Weinheim: Beltz Verlag.
- Fiske, A. P. (1992). The four elementary forms of sociality: Framework for a unified theory of social relations. In: *Psychological Review*, 99 (4), 689-723.
- Flick, U. (2002). Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Franz, M. (2003). Allein erziehend - allein gelassen? Befunde und mögliche Unterstützungsangebote für allein erziehende Mütter mit psychosozialen Beeinträchtigungen im kommunalen Bereich. In: J. M. Fegert & U. Ziegenhain (Hrsg.), *Hilfen für Alleinerziehende. Die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland* (S. 169–193). Weinheim: Beltz Verlag.
- Fuhs, B. (2007). Zur Geschichte der Familie. In: J. Eucarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 17–35). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gehlen, A. (1995 (Ersterscheinung 1940)). *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Gerhardt, U. (1986). Verstehende Strukturanalyse: Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Sozialstruktur und Soziale Typik* (S. 31–83). Frankfurt a. Main / New York: Campus Verlag.

- Gerris, J. & Grundmann, M. (2002). Reziprozität, Qualität von Familienbeziehungen und Beziehungskompetenz. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 22, 3-24.
- Geulen, D. & Hurrelmann, K. (1982). Toward a program for a comprehensive theory of socialization. In: Education, 26, 39-60.
- Geulen, D. & Veith, H. (Hrsg.) (2004). Sozialisationstheorie interdisziplinär.: Aktuelle Perspektiven. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Giddens, A., Fleck, C. & Egger de Campo, M. (2009). Soziologie (3. überarb. u. aktualisierte Auflage). Graz, Wien: Nausner & Nausner.
- Glaser, B. G. (1978). Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory. Mill Valley, Ca.: Sociology Press.
- Goffman, E. (1967). Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Griese, H. M. (Hrsg.) (1979). Sozialisation im Erwachsenenalter: Ein Reader zur Einführung in ihre theoretische und empirischen Grundlagen. Weinheim und Basel: Beltz.
- Grundmann, M. (c 2006). Milieuspezifische Handlungsbefähigung sozialisationstheoretisch beleuchtet. In: M. Grundmann, D. Dravenau, U. H. Bittlingmayer & W. Edelstein (Hrsg.), Handlungsbefähigung und Milieu. Zur Analyse milieuspezifischer Alltagspraktiken und ihrer Ungleichheitsrelevanz (Individuum und Gesellschaft: Beiträge zur Sozialisations- und Gemeinschaftsforschung ; 2, S. 57–73). Münster: LIT.
- Grundmann, M. (2006). Sozialisation: Skizze einer allgemeinen Theorie. UTB ; 2783 : Soziologie. Konstanz: UVK Verl.-Ges.
- Grundmann, M. (2008). Handlungsbefähigung - eine sozialisationstheoretische Perspektive. In: H.-U. Otto & H. Ziegler (Hrsg.), Capabilities - Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft (S. 131–142). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden.
- Grundmann, M. (2010). Soziologie der Sozialisation. In: G. Kneer (Hrsg.), Handbuch spezieller Soziologien (S. 539–554). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grundmann, M. (2013). Formierung und Gestaltung sozialer Milieus: eine sozialisationstheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 1
- Grundmann, M. & Hoffmeister, D. Familie nach der Familie. Alternativen zur bürgerlichen Kleinfamilie. In: Zeitschrift für Familienforschung.
- Grundmann, M. & Hoffmeister, D. (2009). Familie als Interaktions- und Beziehungsgeflecht. Zum Wandel der Familie als Erziehungsinstanz. In: G. Mertens, U. Frost, W. Böhm & V.

Ladenthin (Hrsg.), Handbuch der Erziehungswissenschaft (Band III/1, S. 195–215). Paderborn: Schöningh.

Grunow, D., Schulz, F. & Blossfeld, H.-P. (2007). Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 36 (3), 162-181.

Gugutzer, R. (2012). Verkörperungen des Sozialen: Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld: transcript Verlag.

Gugutzer, R. (2013). Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript Verlag.

Hagen-Demszky, A. v. d. (2006). Familiale Bildungswelten: Theoretische Perspektiven und empirische Explorationen, Deutsches Jugendinstitut. Verfügbar unter: [http://www.dji.de/bibs/359\\_7486\\_Hagen\\_Demszky\\_Familiale\\_Bildungswelten.pdf](http://www.dji.de/bibs/359_7486_Hagen_Demszky_Familiale_Bildungswelten.pdf).

Heaton, J. (2004). Reworking qualitative data. London: Sage.

Heiliger, A. (1997). Alleinerziehen als Befreiung. Pfaffenweiler: Centaurius.

Heimer, A., Knittel, T. & Steidle, H. (2009). Dossier "Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Alleinerziehende. Basel, Berlin

Helfferich, C., Hendl-Kramer, A. & Klindworth, H. (2003). Gesundheit alleinerziehender Mütter und Väter: Gesundheitsberichterstattung des Bundes Heft 14. Berlin: Robert Koch Institut.

Henkel, G. (2004). Der Ländliche Raum: Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland. Stuttgart: Gebrüder Borntraeger Verlagsbuchhandlung.

Hetherington, E. M. & Kelly, J. (2003). Scheidung. die Perspektive der Kinder. Weinheim: Beltz.

Heuveline, P., Timberlack, J. M. & Furstenberg, F. F. (2003). Shifting childrearing to single mothers: Results from 17 western countries. Population and Development Review, 29 (1), 47-71.

Hillebrandt, F. (2010). Sozialität als Praxis. Konturen eines Theorieprogramms. In: G. Albert, R. Greshoff & R. Schützeichel (Hrsg.), Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität (S. 293–307). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hill, P. B. & Kopp, J. (2013). Familiensoziologie: Grundlagen und theoretische Perspektiven (5. grundlegend überarbeitete Auflage). Wiesbaden: Springer VS.

Hitzler, R. (2011). Ethnographie. In: R. Bohnsack, W. Marotzki & M. Meuser (Hrsg.), Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 3. durchgesehene Auflage (S. 48–51). Opladen/Framington Hills: Barbara Budrich.

Hoff, E.-H. (1990). Die doppelte Sozialisation Erwachsener - Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang. München: DJI Deutsches Jugendinstitut.

Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1995). Die Zukunft der Familie - Die Familie der Zukunft. In: U. Gerhardt, S. Hradil, D. Lucke & B. Nauck (Hrsg.), *Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen* (S. 325–348). Opladen: Leske + Budrich.

Holz, G. (2006). Armut hat auch Kindergesichter. Zu Umfang, Erscheinungsformen und Folgen von Armut bei Kindern in Deutschland. In: W. M. Zenz, C. Bächer & R. Blum-Maurice (Hrsg.), *Die vergessenen Kinder. Vernachlässigung, Armut und Unterversorgung in Deutschland*. 2. durchgesehene Auflage (S. 24–38). Köln: Papyrossa Verlag.

Honneth, A. (2012). Kampf um Anerkennung: Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte (7. Auflage). Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Hopf, C. (2005). Qualitative Interviews - ein Überblick. In: U. Flick, E. v. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 4. Auflage (S. 349–360). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Huinink, J. & Konietzka, D. (2007). *Familiensoziologie: Eine Einführung*. Frankfurt a. Main: Campus Verlag.

Huinink, J. & Wagner, M. (1998). Individualisierung und die Pluralisierung von Lebensformen. In: J. Friedrichs (Hrsg.), *Die Individualisierungsthese* (S. 85–106). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Hurrelmann, K. (2006). *Einführung in die Sozialisationstheorie* (9. Auflage). Weinheim und Basel: Beltz.

Hurrelmann, K., Grundmann, M. & Walper, S. (Hrsg.) (2008a). *Handbuch Sozialisationsforschung* (7., vollständig überarbeitete Auflage). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Hurrelmann, K., Grundmann, M. & Walper, S. (2008b). Zum Stand der Sozialisationsforschung. In: K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung*. 7., vollständig überarbeitete Auflage (S. 14–31). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

IAB Kurzbericht 05/2009 (2009). *Dynamik im SGB II 2005 - 2007: Viele Bedarfsgemeinschaften bleiben lange bedürftig: Material für die Presse BMFSFJ (Daten und Fakten zum Thema Alleinerziehende)*. Berlin

Ilien, A. & Jeggle, U. (1978). *Leben auf dem Dorf: Zur Sozialgeschichte des Dorfes und Sozialpsychologie seiner Bewohner*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Institut für Demoskopie Allensbach (2008). *Alleinerziehende: Lebens- und Arbeitssituation sowie Lebenspläne: Im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ)*. Allensbach

Institut für Demoskopie Allensbach (2012). Monitor Familienleben 2012: Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berichtsband. Allensbach

Institut für Stadt- und Regionalentwicklung der Fachhochschule Frankfurt a. M. (Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (., Hrsg.). Unterstützungsnetzwerke für Alleinerziehende: Das Handbuch. Verfügbar unter: [http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/handbuchalleinerziehende/01-Redaktion/PDF-Anlagen/Handbuch\\_Alleinerziehende\\_TNR.pdf](http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/handbuchalleinerziehende/01-Redaktion/PDF-Anlagen/Handbuch_Alleinerziehende_TNR.pdf).

Joas, H. & Knöbl, W. (2004). Sozialtheorie: Zwanzig einführende Vorlesungen. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

John, R. & Holger, K. (2004). Soziale Verortung.: Eine Heuristik zur Beschreibung und Erklärung von Prozessen sozialer Einbettung in Gemeinschaften (Institut für Praxisforschung und Projektberatung, Hrsg.) (IPP-Arbeitspapier 7). München

Jordan, E. & Hensen, G. (2006). Kommunale Familienpolitik. In: N. Schmid (Hrsg.), Handbuch Kommunale Familienpolitik (S. 60–69). Berlin: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e. V.

Jurczyk, K. (2003). Alleinerziehende zwischen Privatheit und Institution. In J. M. Fegert & U. Ziegenhain (Hrsg.), Hilfen für Alleinerziehende. Die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland (S. 47–58). Weinheim: Beltz Verlag.

Jurczyk, K., Keddi, B., Lange, A. & Zerle, C. (2009). Zur Herstellung von Familie. DJI Bulletin 88 Plus (4), I–VI.

Kelle, U. (2005). Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: U. Flick, E. v. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 4. Auflage (S. 485–502). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Kelle, U. & Kluge, S. (2010). Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung (2. überarbeitete Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Knoblauch, H. (2010). Phänomenologische Soziologie. In: G. Kneer (Hrsg.), Handbuch spezieller Soziologien (S. 299–322). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kothe, M. (1995). Innderörfliche Integration: Zur Bedeutung von Ehe und Vereinsleben auf dem Lande. Göttingen: Schmerse.

Krappmann, L. (1993). Soziologische Dimensionen der Identität: Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen (8. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.

Kuckartz, U. (2010). Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten (3. aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kudera, W. (1995). Einleitung. In: Projektgruppe "Alltägliche Lebensführung" (Hrsg.), Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung (S. 7–12). Opladen: Leske + Budrich.

Kudera, W. & Voß, G. G. (2000). Alltägliche Lebensführung: Bilanz und Ausblick. In: W. Kudera & G. G. Voß (Hrsg.), Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung (S. 11–26). Opladen: Leske + Budrich.

Lampert, T., Hagen, C. & Heizmann, B. (2010). Gesundheitliche Ungleichheit bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland: Beiträge zur Gesundheitsbereichterstattung des Bundes. Berlin: Robert Koch Institut.

Landkreis Rosenheim (2010). Sozialstrukturanalyse für den Landkreis Rosenheim 2006-2008: Unter besonderer Berücksichtigung jugendhilferelevanter Fragestellungen (3. Fortschreibung). Rosenheim. Verfügbar unter: <http://www.landkreis-rosenheim.de/jugendamt/Dokumente/Sozialstrukturanalyse/srabericht%20Rosenheim%20Endfassung%202010.pdf>.

Landkreis Rosenheim (2013). Sozialstrukturanalyse 2009 - 2011 für den Landkreis Rosenheim: Unter besonderer Berücksichtigung jugendhilferelevanter Fragestellungen (4. Fortschreibung). Rosenheim. Verfügbar unter: <http://www.landkreis-rosenheim.de/jugendamt/Dokumente/Sozialstrukturanalyse/srabericht%20Rosenheim%20Endfassung%202013.pdf>.

Lange, A. & Heitkötter, M. (2007). Familiale Lebensführung und Arbeitszeiten - Spannungsfelder und familienpolitische Gestaltungsaufgaben. In: WSI Mitteilungen (4), 188-194.

Lempert, W. (2006). Berufliche Sozialisation: Persönlichkeitsentwicklung in der betrieblichen Ausbildung und Arbeit. Hohengehren: Schneider-Verlag.

Leontjew, A. N. (1983). Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Lettke, F. & Lüscher, K. (2002). Generationenambivalenz - Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute. In: Soziale Welt, 53, 437-466.

Liegle, L. & Lüscher, K. (2008). Generative Sozialisation. In: K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), Handbuch Sozialisationsforschung. 7., vollständig überarbeitete Auflage (S. 141–156). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Lietzmann, T. (2009). Alleinerziehende in der Grundsicherung. Verzwickte Lage. IAB-Forum (1), 70-75.

Lokale Bündnisse für Familie (2009). Entwicklungspartnerschaft Alleinerziehende: Sondernewsletter (Bundesministerium für Familie, S. F. u. J. (., Hrsg.). Berlin

Löw, M. (2001). Raumsoziologie. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Luckmann, T. (1986). Grundlagen der Soziologie: Strukturen sozialen Handelns: Kurseinheit 1. Hagen: Studienbrief der FernUniversität Hagen,.

Lüscher, K. (2008). Familie - Von der Institution zu einer fragilen Institutionalisierung. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, 2 (2), 120-125.

Lüscher, K. (2011). Ambivalenz weiterschreiben: Eine wissenssoziologisch-pragmatische Perspektive. In: Forum Psychoanalyse, 27, 373-393.

Lüscher, K. (2012). Familie heute: Mannigfaltige Praxis und Ambivalenz. In: Familiendynamik, 37 (3), 212-223.

Lüscher, K. (2013). Das Ambivalente erkunden. In: Familiendynamik, 38 (3), 238-247.

Lüscher, K. & Liegle, L. (2003). Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz: Uni-Taschenbücher.

Lüscher, K. & Pajung-Bilger, B. (1998). Forcierte Ambivalenzen. Konstanz: UVK, Univ.-Verl. Konstanz.

Mannheim, K. (1964). Wissenssoziologie. Neuwied und Berlin: Luchterhand Verlag.

Mannheim, K. (1980). Strukturen des Denkens. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Marx, B. (1999). Soziale Entwicklung in ländlichen Regionen: Ein theoretischer und empirischer Bezugsrahmen für ein Konzept sozialer Regionalentwicklung für die Zielgruppen Frauen und Jugend. Münster: LIT VERLAG.

Marx, K. Thesen über Feuerbach, MEW 3 (S. 5-7)

Mead, G. H. (1968). Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Medjedovic, I. (2010). Sekundäranalyse. In: G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), Handbuch qualitativer Forschung in der Psychologie (S. 304–319). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meuser, M. (2011). Rekonstruktive Sozialforschung. In: R. Bohnsack, W. Marotzki & M. Meuser (Hrsg.), Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. 3. durchgesehene Auflage (S. 140–142). Opladen/Framington Hills: Barbara Budrich.

Meuser, M. & Nagel, U. (2005). ExpertInneninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In: A. Bogner, B. Littig & W. Menz (Hrsg.),

Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. 2. Auflage (S. 71–94). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Meyer-Palmedo, I. (1985). Das dörfliche Verwandtschaftssystem: Struktur und Bedeutung: Eine Figurations-Analyse. Frankfurt a. Main: Campus Verlag.

Meyer, T. (1993). Der Monopolverlust der Familie - Vom Teilsystem der Familie zum Teilsystem privater Lebensformen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 45 (23-40).

Nave-Herz, R. (2013). Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland. In: D. C. Krüger, H. Herma & A. Schierbaum (Hrsg.), Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen (S. 18–35). Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Neidhardt, F. (1968). Schichtspezifische Elterneinflüsse im Sozialisationsprozeß. In: G. Wurzbacher (Hrsg.), Die Familie als Sozialisationsfaktor (S. 174–200). Stuttgart: Enke Verlag.

Neidhardt, F. (1970). Strukturbedingungen und Probleme familialer Sozialisation. In: G. Lüschen & E. Lupri (Hrsg.), Soziologie der Familie (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 144–169). Opladen.

Nelson, M. K. (2006). Single Mothers "Do" Family. In: Journal of Marriage and Family, 68, 781-795.

Nentwig-Gesemann, I. Die Typenbildung der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, Nentwig-Gesemann et al. (Hrsg.) 2007 – Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis (S. 277–302)

Nohl, A.-M. (2007). Komparative analyse: Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation. In: R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann & A.-M. Nohl (Hrsg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage (S. 255–276). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Nohl, A.-M. (2009). Interview und dokumentarische Methode: Anleitungen für die Forschungspraxis (3. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Oevermann, U. (1966). Soziale Schichtung und Begabung. In: Zeitschrift für Pädagogik (6. Beiheft), 166-186.

Ott, N., Hancioglu, M. & Hartmann, B. (Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Hrsg.) (2011). Dynamik der Familienform "alleinerziehend". Forschungsbericht 421. Verfügbar unter: [http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/fb421-dynamik-alleinerziehend.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/fb421-dynamik-alleinerziehend.pdf?__blob=publicationFile).

Otto, H.-U. & Schrödter, M. (2010). "Kompetenzen" oder "Capabilities" als Grundbegriffe einer kritischen Bildungsforschung und Bildungspolitik? In: H.-H. Krüger, U. Rabekleber, R.-T. Kramer & J. Budde (Hrsg.), Bildungsungleichheit revisited. Bildung und soziale Ungleichheit vom Kindergarten bis zur Hochschule (S. 163–183). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Paul, A. & Voland, E. (2003). Eltern - Kind - Beziehungen im evolutionären Kontext aus soziologischer Sicht. In: H. Keller (Hrsg.), Handbuch der Kleinkindforschung. 3. korrigierte, überarbeitete und erweiterte Auflage (S. 149–182). Bern u. a.: Hans Huber.

Peisert, H. (1967). Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland. München: Piper.

Peuckert, R. (2012). Familienformen im sozialen Wandel (8. Auflage). Wiesbaden: Springer VS.

Piaget, J. Die Entwicklung des Erkennens. Stuttgart: Klett-Cotta.

Piaget, J. (1935). The Moral Judgment of the Child. New York: Free Press.

Piaget, J. (1973). Einführung in die genetische Erkenntnistheorie. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Plessner, H. (1975 (Ersterscheinung 1928)). Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie. Berlin: de Gruyter.

Polanyi, M. (1985). Implizites Wissen. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Projektgruppe "Alltägliche Lebensführung" (Hrsg.) (1995). Alltägliche Lebensführung: Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske + Budrich.

Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2010). Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch (3. korrigierte Auflage). München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag. Verfügbar unter: <http://www.zfs-online.org/index.php/zfs/article/viewFile/2350/1887>.

Rainer, H., Bauernschuster, S., Auer, W., Danzer, N., Hener, T., Holzner, C. et al. (2013). Kinderbetreuung. Studie im Auftrag der Geschäftsstelle Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Leistungen in Deutschland: ifo-Forschungsbericht 51: München.

Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 32 (4), 282-301.

Reis, C. (2009). Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei Alleinerziehenden. Sondernewsleter Dezember 2009. Lokale Bündnisse für Familien. Berlin.

Rizzolatti, G. & Sinigaglia, C. (2012). Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgefühls (4. Auflage). Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

- Schatzki, T. R. (1996). *Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: University Press.
- Scheler, M. (1995 (Ersterscheinung 1928)). *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bonn: Bouvier.
- Schier, M. & Jurczyk, K. (2007). "Familie als Herstellungsleistung" in Zeiten der Entgrenzung. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte APuZ*, 34, 10-17.
- Schmidt, R. (2012). *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirischen Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schmidt, U. & Moritz, M.-T. (2009). *Familiensoziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Schneider, N. F. (1996). Nichtkonventionelle Lebensformen - Zwischen Individualisierung und Institutionalisierung. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, 14, 12-24.
- Schneider, N. F. (2003). Alleinerziehen. Soziologische Betrachtungen zur Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. In: J. M. Fegert & U. Ziegenhain (Hrsg.), *Hilfen für Alleinerziehende. Die Lebenssituation von Einelternfamilien in Deutschland* (S. 70–79). Weinheim: Beltz Verlag.
- Schneider, N. F. (2006). Zum Wandel der Familie in Deutschland - soziologische Betrachtungen. In: N. Schmid (Hrsg.), *Handbuch Kommunale Familienpolitik* (S. 21–35). Berlin: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e. V.
- Schneider, N. F., Krüger, D., Lasch, V., Limmer, R. & Matthias-Bleck, H. (2001). *Alleinerziehen: Vielfalt und Dynamik einer Lebensform*. Weinheim: Juventa Verlag.
- Schneider, N. F., Rosenkranz, D. & Limmer, R. (1998). *Nichtkonventionelle Lebensformen: Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schroer, M. (Hrsg.) (2005). *Soziologie des Körpers*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Schütz, A. (1971). *Gesammelte Aufsätze*, Bd. 1: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Schütz, A. (1974). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1987). *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen*. Hagen: FernUniversität Hagen.
- Simmel, G. (1992). *Soziologie*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Singer, S. & Brähler, E. (2007). Die >>Sense of Coherence Scale<<: Testhandbuch zur deutschen Version. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Sinus Sociovision (Hrsg.) (2012). Was heißt hier alleinerziehend? Analysen zu Lebensformen und Beziehungskonstellationen von Müttern in Deutschland: Im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin

Sitzer, P. & Wiezorek, C. (2004). Anerkennung. In: W. Heitmeyer & P. Imbusch (Hrsg.), Integrationspotenziale einer modernen Gesellschaft (S. 101–132). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Sommer, G. & Fydrich, T. (1989). Soziale Unterstützung. Diagnostik, Konzepte, Fragebogen. Tübingen: DGVT-Verlag.

Sluban, I. (1988). Kosmion. Die Genese der pragmatischen lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.

Statistik der Bundesagentur für Arbeit (2013). Analyse des Arbeitsmarktes für Alleinerziehende in Deutschland 2012: Analytikreport der Statistik. Verfügbar unter: <http://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Statistische-Analysen/Analytikreports/Zentrale-Analytikreports/Jaehrliche-Analytikreports/Generische-Publikationen/Analyse-Arbeitsmarkt-Alleinerziehende/Analyse-Arbeitsmarkt-Alleinerziehende-2012.pdf> [13.12.2013].

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2006). Leben in Deutschland - Haushalte, Familien und Gesundheit: Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Wiesbaden

Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2013). Statistisches Jahrbuch 2013. Wiesbaden

Steinhoff, A. & Wernberge, A. (2013). Bildung als sozialisatorisches Geschehen. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 33 (2), im Erscheinen.

Steinke, I. (2005). Gütekriterien qualitativer Forschung. In: U. Flick, E. v. Kardorff & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 4. Auflage (S. 319–331). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Straus, F. (1994). Netzwerkanalyse - egozentrierte Netzwerkarten als Instrument zur Erhebung von sozialen Beziehungen in qualitativen Interviews (Materialien des Teilprojekts A6 des SFB 333, Hrsg.). München

Straus, F. (2002). Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis. Wiesbaden: DVU.

Strauss, A. & Corbin, J. (1996). Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Tillmann, K.-J. (2010). Sozialisationstheorien: Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung (16. Auflage). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

- Tomasello, M. (2012). *Warum wir kooperieren* (2. Auflage). Berlin: Suhrkamp.
- Tyrell, H. (1979). Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: H. Pross (Hrsg.), *Familie - wohin? Leistungen, Leistungsdefizite und Leistungswandlungen der Familien in hochindustrialisierten Gesellschaften* (S. 13–77). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung? In: K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspaun (Hrsg.), *Die "postmoderne" Familie. Familiale Strategien und Familinpolitik in einer Übergangszeit. Konstanzer Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung, Band 3.* (S. 145–156). Konstanz: Universitätsverlag.
- Tyrell, H. & Herlth, A. *Partnerschaft versus Elternschaft*, Herlth, Brunner et al. (Hg.) 1994 – Abschied von der Normalfamilie (S. 1–15)
- Vester, M., Oertzen, P. v., Geiling, H., Hermann, T. & Müller, D. (2001). *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Voß, G. G. & Pongratz, H. J. (Hrsg.) (1997). *Subjektorientierte Soziologie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wagner, H.-J. (2004). Thesen zu einer zukünftigen Sozialisationstheorie. In: D. Geulen & H. Veith (Hrsg.), *Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven*. (S. 183–209). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Walper, S. (2005). Tragen Veränderungen in den finanziellen Belastungen von Familien zu Veränderungen der Befindlichkeit von Kindern und Jugendlichen bei? *Zeitschrift für Pädagogik* (2), 170-191.
- Walper, S. & Krey, M. (2009). Familienbeziehungen nach Trennungen. In K. Lenz & F. Nestmann (Hrsg.), *Soziale Beziehungen* (S. 715–744). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Weber, M. (2002 (im Original 1922)). *Wirtschaft und Gesellschaft* (5. Auflage). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wittpoth, J. (1994). *Rahmungen und Spielräume des Selbst. Ein Beitrag zur Theorie der Erwachsenensozialisation im Anschluß an George H. Mead und Pierre Bourdieu*. Frankfurt a. Main: Diesterweg Verlag.
- Witzel, A. (1996). Auswertung problemzentrierter Interviews: Grundlagen und Erfahrungen. In R. Strobl & A. Böttger (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews* (S. 49–76). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview, *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*. 1 (1), Art. 22. Verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de0114-fqs0001228>.

Wucherpfennig, C. (2010). Geschlechterkonstruktionen und öffentlicher Raum. In S. Baudriegl, M. Schier & A. Strüver (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn (S. 48–74). Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Zartler, U. (2012). Die Kernfamilie als Ideal: Zur Konstruktion von Scheidung und Nachscheidungsfamilien. Zeitschrift für Familienforschung/ Journal of Family Research, 24 (1), 67-84.

## Abbildungsverzeichnis

|  |    |
|--|----|
| Abbildung 1: Gründe für eine Beendigung einer Alleinerziehenden-Phase, 1984 bis 2009 - Anteile in Prozent. Datenquelle: (Ott et al. 2011, S. 18).....  | 16 |
| Abbildung 2: Anteil Alleinerziehender an allen Familien mit minderjährigen Kindern nach Bundesländern, 2011. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus) .....                         | 17 |
| Abbildung 3: Verteilung von Einelternfamilien auf unterschiedliche Gemeindegrößen. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus, 2012) .....   | 18 |
| Abbildung 4: Familienformen nach Anzahl der minderjährigen Kinder, 2012. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2013).....   | 20 |
| Abbildung 5: Anteile alleinerziehender Mütter und Väter nach Alter des jüngsten Kindes, 2011. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2011) .....                                   | 21 |
| Abbildung 6: Alleinerziehende Mütter und Mütter in Paargemeinschaften nach Bildungsstand (ISCED), 2011. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2011) .....                         | 22 |
| Abbildung 7: Zeitlicher Arbeitsumfang von Müttern in Ein- und Zweielternfamilien, 2011. Datenquelle (Daten des SOEP 2011 und der Ergänzungserhebung "Familien in Deutschland" (FiD) 2011)..... | 23 |
| Abbildung 8: Abend-, Nacht- und Wochenendarbeit. Vergleich von Müttern in Ein- und Zweielternfamilien. Datenquelle: (SOEP und FiD, 2011) .....   | 24 |
| Abbildung 9: Einkommen alleinerziehender Mütter nach Alter des jüngsten Kindes 2009. Datenquelle: (Statistisches Bundesamt 2010) .....   | 25 |
| Abbildung 10: "Sozialisation als die Genese personaler und sozialer Identität" (Grundmann, 2006, S. 87) .....  | 57 |
| Abbildung 11: Sozialisation als soziale Praxis des Zusammenlebens" (Grundmann, 2006, S. 35).....   | 60 |
| Abbildung 12: "Allgemeines Modell von Sozialisation als soziale Praxis der Hervorbringung von Personalität und Sozialität" (Grundmann, 2006, S. 47) .....                                      | 66 |
| Abbildung 13: Auswahlkriterien und regionale Verteilung des Samplings.....   | 89 |

|   |     |
|---|-----|
| Abbildung 14: Theoretische und methodologische Gesamtanlage der Studie:<br><i>"Einelternfamilien im ländlichen Raum. Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf die Praxis einer Lebensform"</i> ..... | 102 |
| Abbildung 15: Phasentypik als Transformationsprozess der grundlegenden handlungsleitenden Orientierungen.....   | 206 |
| Abbildung 16: Bedingungsgefüge (blaue Pfeile) und sozialisatorische Effekte (rote Pfeile) sozialer Praxis von Einelternfamilien im ländlichen Raum .....  | 232 |

## **Tabellenverzeichnis**

|   |     |
|---|-----|
| Tabelle 1: Stufen von Bewusstseinsprozessen (Knoblauch, 2010, S. 304).....  | 51  |
| Tabelle 2: Konzeptionelle Zusammenschau sozialer Weltzugänge .....  | 54  |
| Tabelle 3: Forschungsdesign der Gesamtstudie .....  | 87  |
| Tabelle 4: Analyse der dokumentarischen Interpretation von Interviews (Nohl, 2009, S. 46)   | 97  |
| Tabelle 5: Fehlende Aktivitäten und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern aus Ein- und Zweielternfamilien (Fegert, 2003, S. 23) ..... | 141 |

## Anhang 1

### Beschreibung des Samplings der befragten Einelternfamilien

- Gemeindegröße und Verteilung der befragten alleinerziehenden Personen

| Amling<br>(10.392 Einwohner)           | Birkstätt<br>(7.743 Einwohner) | Simdorf<br>(2.703 Einwohner)           |
|--|--------------------------------|--|
| 6 Personen<br>(5 weiblich/ 1 männlich) | 6 Personen<br>(6 weiblich)     | 5 Personen<br>(4 weiblich/ 1 männlich) |

- Alterszusammensetzung der Interviewpersonen (IV-Personen) (N=17)

| 20 – 30 Jahre | 31 – 40 Jahre | 41 – 50 Jahre | über 50 Jahre |
|---------------|---------------|---------------|---------------|
| 6 Personen    | 4 Personen    | 4 Personen    | 3 Personen    |

- Familienstand der IV-Personen (N=17)

| ledig      | dauerhaft getrennt lebend | geschieden | verwitwet <sup>103</sup> |
|------------|---------------------------|------------|--------------------------|
| 8 Personen | 2 Personen                | 6 Personen | 1 Personen               |

- Dauer der bestehenden Lebensform (N=17)

| unter 2 Jahre | 2 – 5 Jahre | 5 – 10 Jahre | über 10 Jahre |
|---------------|-------------|--------------|---------------|
| 2 Personen    | 7 Personen  | 7 Personen   | 1 Personen    |

- Höchster Bildungsabschluss der IV-Personen (N=17)

| Hauptschulabschluss | Quali      | Mittlere Reife | (Fach-)Abitur |
|---------------------|------------|----------------|---------------|
| 5 Personen          | 4 Personen | 5 Personen     | 3 Personen    |

<sup>103</sup> Hier unter werden nur ehemals verheiratete Personen gezählt. Bereits vor dem Tode des Partners getrennt lebende Personen, die nicht verheiratet waren, werden unter der Kategorie „ledig“ gezählt.

- Dauer des Aufenthalts am Wohnort (N=17)

|               |             |              |               |
|---------------|-------------|--------------|---------------|
| unter 2 Jahre | 2 – 5 Jahre | 5 – 10 Jahre | über 10 Jahre |
| 3 Personen    | 6 Personen  | 3 Personen   | 5 Personen    |

- Kontakt der IV-Personen zu Einrichtungen des psycho-soz. Beratungssystems

| Kein Kontakt | Kontakt zu ASD | Therapeutische Behandlung |
|--------------|----------------|---------------------------|
| 5 Personen   | 8 Personen     | 4 Personen                |

- Sicherung des Einkommens durch (N=17)

|   |            |
|---|------------|
| Erwerbstätigkeit                        | 8 Personen |
| Leistungen nach dem SGB II              | 9 Personen |
| ➔ ausschließlich SBG II Leistungen      | 3 Personen |
| ➔ Minijob + SGB II Leistungen           | 3 Personen |
| ➔ Erwerbstätigkeit + aufstockend SGB II | 3 Personen |

- In den Haushalten der Einelternfamilien lebten insgesamt 29 minderjährige Kinder. Drei Kinder der Befragten waren zum Befragungszeitpunkt volljährig und lebten in eigenen Haushalten.
- Alterszusammensetzung der in den Haushalten lebenden minderjährigen Kinder (N=29)

|                       |               |
|-----------------------|---------------|
| 0 bis unter 3 Jahre   | 4 Kinder      |
| 3 bis unter 6 Jahre   | 7 Kinder      |
| 6 bis unter 12 Jahre  | 13 Kinder     |
| 12 bis unter 15 Jahre | 2 Jugendliche |
| 15 bis 18 Jahre       | 3 Jugendliche |

## **Lebenslauf der Autorin**













